Germ. g.
568
f

Ludwig Marquardt,

Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Kaiser Wilhelms I.

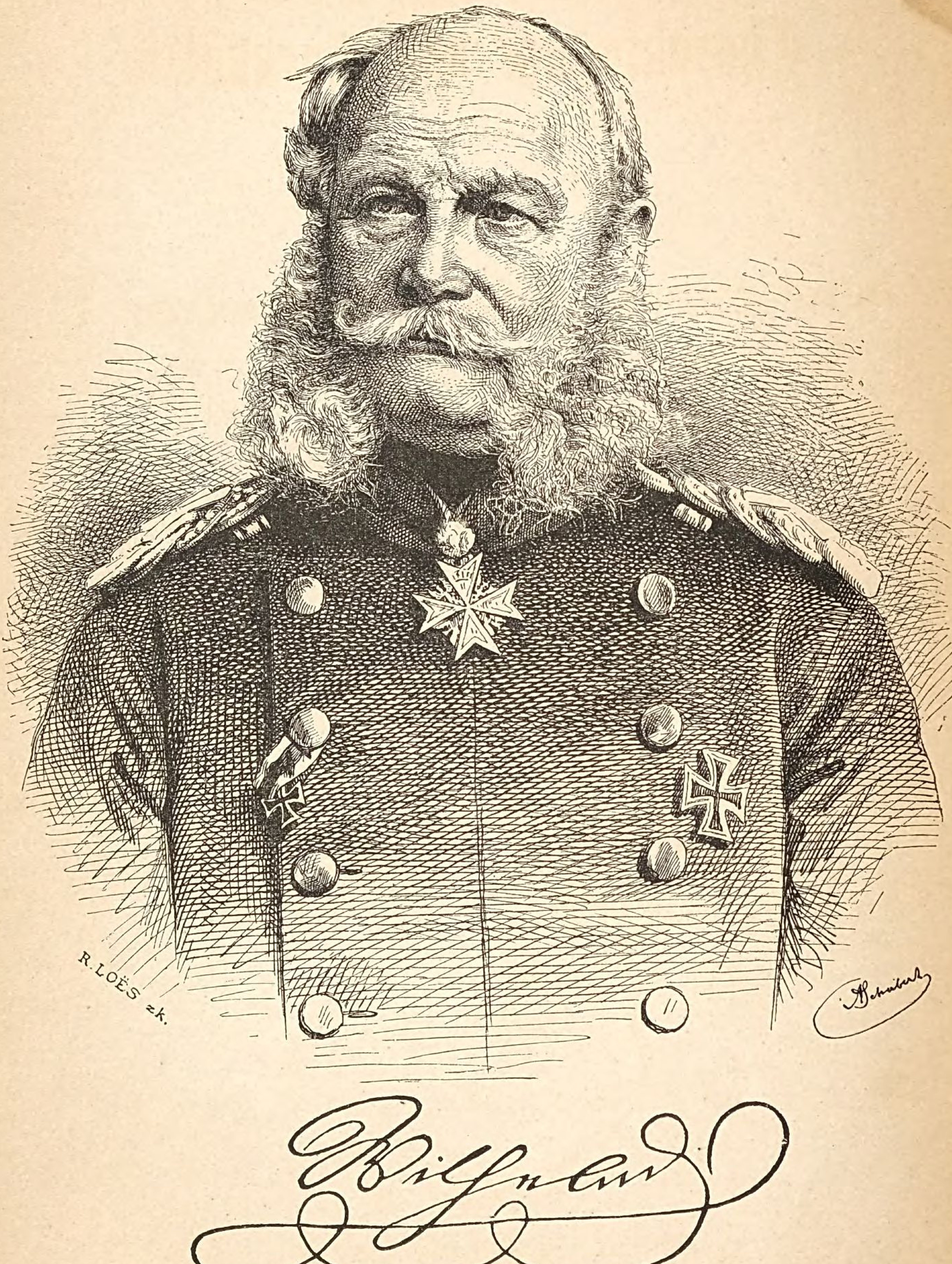
Germ. g. 5687

Marquardt

<36625230160011

<36625230160011

Bayer. Staatsbibliothek


R. LOËS zk.

Charakterzüge und Anekdoten

aus

dem Leben Kaiser Wilhelms I.

Gesammelt, bearbeitet und übersichtlich geordnet

von

Ludwig Marquardt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Motto: Des Gerechten Gedächtnis
bleibt zum Segen.
(Spr. Sal. 10, V. 7.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Leipzig.
Verlag von Richard Richter.
1890.

J. u. 1259

Einleitung.

Kurzes Lebens- und Charakterbild Kaiser Wilhelms I. des Geliebten

(* 22. März 1797, † 9. März 1888).

Kaiser Wilhelm, der große und gütige Monarch, war vom Schicksal begnadet, wie kaum je ein Herrscher vor ihm. Der Reichste an Jahren, hat er die Mächtigen der Erde gleicherweise bei weitem überragt an Siegen und Ruhm, an Erfolgen und Ehren, an Arbeit und Segen, an persönlichen Vorzügen und Tugenden, an erfahrener Liebe und Verehrung. Hoch steht er da, eine Lichtgestalt im Purpur, unter den Werkzeugen Gottes, erwählt und berufen, eine zersplitterte und gelähmte Nation zu nie geahnter Größe und Macht zu führen. Aber nicht nur als sieg- und ruhmgekrönter Kriegsheld wird sein Name in der Geschichte fortstrahlen, sondern vielmehr noch als Friedensfürst, der unablässig bemüht war, zu befestigen und zu pflegen, was er in blutigen Kämpfen errungen, der sein Volk beglückt und reich gemacht an Gütern und Gaben „auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung", wird sein Andenken für alle Zukunft gesegnet bleiben und dem Vaterlande zu dauerndem Heile gereichen. „Sein Heldenschwert schuf uns des Friedens Segen und alle Herzen schlugen ihm entgegen": weit über des Deutschen Reiches Grenzen hinaus hat er innige Liebe und rückhaltloses Vertrauen genossen. In tiefste Trauer versetzte deshalb auch sein Heimgang nicht nur das treue Preußenvolk, dem er allezeit (in guten und bösen Tagen, beim Sonnenschein wie beim Unwetter der wechselreichen Jahre) im vollsten Sinne des Wortes ein liebender fürsorglicher Vater gewesen, auch nicht nur Deutschland und das Deutsche Reich, welches in der jetzigen Gestalt, ein Hort des Friedens, die Schöpfung des verewigten Heldengreises ist, nein, auf dem ganzen Erdkreise, dessen Völker dem großen Kaiser Bewunderung zollten und in Ehrfurcht ihm freudig huldigten, hatte unser gerechter Schmerz verständnisvollen Widerhall gefunden: allüberall in der weiten Welt teilte man unser Leid und trauerte mit uns, als der hochverehrte Monarch, wenige Tage vor Vollendung des 91. Lebensjahres, sein treues Auge für diese

Zeit geschlossen hatte. Ein freundlicher Märztag hat ihn, der mit starkem Arm und weiser Milde nahezu drei Jahrzehnte das Zepter führte, geschenkt, ein rauher Märztag hat ihn heimgeholt. Gewohnt, an dem Lenzesmorgen, der, wie er in Preußen 27 Jahre lang jedesmal auf das Freudigste begrüßt worden ist, so auch 17 Jahre hindurch die gesamte deutsche Volksfamilie zur erhebendsten aller Nationalfeiern vereinigt hat, dem verewigten Kaiser Wilhelm die ersten Blumen des Jahres in dankbarer Huldigung zu Füßen zu legen, ihm, dem Liebling der Völker, jubelnd junge Frühlingskränze zu weihen und die Gelübde frischer Treue hineinzuflechten, wollen wir fortan an den beiden bedeutungsvollen Märztagen (9. und 22.) das tugend- und ruhmreiche Gedächtnis des verklärten Thronpatriarchen immer wieder kräftig erneuern und uns in dem herzgewinnenden großen Hohenzollernfürsten ein hellleuchtendes Vorbild gottgefälliger Frömmigkeit, treuer Pflichterfüllung und uneigennütziger Opferbereitschaft zur Nacheiferung vor Augen stellen.

Wie ein offenes Buch liegt das wunderbare Leben des Gründers des neuen Deutschen Reiches vor uns aufgerollt. Lesen wir, was mit goldenen weithin leuchtenden Lettern für alle Zukunft darin verzeichnet steht. Eisern war die Zeit seiner Kindheit, eisern das Jünglingsalter. Noch hatte Prinz Wilhelm, der als zweiter Sohn des damaligen Kronprinzenpaares Friedrich Wilhelm und der huldreichen Luise von Mecklenburg-Strelitz am 22. März 1797 nachmittags $2^1/_2$ Uhr im kronprinzlichen Palais zu Berlin (gegenüber dem früheren Zeughause, der jetzigen Ruhmeshalle) geboren war, das zehnte Lebensjahr nicht vollendet, als das erschütternde Unglück übers Vaterland hereinbrach und die hohe Schule der Leiden auch für ihn begann: Preußen wurde unter den ehernen Schritten Napoleons I. zertreten und die Königsfamilie mußte nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt ihre Haupt- und Residenzstadt verlassen, um an die äußerste Landesgrenze zu flüchten (Oktober 1806). Was der junge Prinz in dieser trübsalsvollen Zeit gelernt, sein Leben hat es bewiesen. Die Not und den Kummer seiner Eltern, die Zertrümmerung des preußischen Staates sowie den Jammer des Volkes vergaß er ebensowenig, wie die denkwürdigen Worte, mit denen die heißgeliebte Mutter, dies Musterbild weiblicher Anmut, Frauentreue und Hingebung ans Vaterland, am 18. Oktober (1806) in Schwedt a. O. ihn und seinen Bruder Fritz begrüßte. „Ihr seht mich in Thränen," sprach sie; „ich beweine den Untergang der Armee, sie hat den Erwartungen des Königs nicht entsprochen. Ruft künftig, wenn Eure Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtnis zurück. Weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie in diesem Augenblicke dem Umsturze des Vaterlandes weine. Aber begnügt Euch nicht mit Thränen allein! Handelt, entwickelt Eure Kräfte. Befreit Euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet. Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie Euer Urgroßvater, der Große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und

Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Lasset Euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen. Werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden. Wenn Euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet Ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des Großen Friedrich unwürdig sein."

Das treue Mutterherz, ein Opfer jener furchtbaren Zeit, brach, des Königs „Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunklen Bahn so treu geleuchtet", erloschen (19. Juli 1810); Königin Luise erlebte es nicht mehr, daß die Sonne wieder hellleuchtend aufging über das geliebte Vaterland. Die Mahnungen aber, welche sie dem dreizehnjährigen Prinzen mitgegeben, der Segen, den sie sterbend auf sein Haupt gelegt, haben ihn begleitet bis an sein Lebensende. „Sei getreu!" dieses köstlich-ernste Wort, in welchem gleichsam wie in einem Brennpunkte all die herrlichen Lehren und Weisungen der frommen königlichen Eltern gipfeln, hat der Sohn als ein treues Vermächtnis in der Tiefe seines Herzens bewahrt, um es zu bethätigen wie beim Abfall der Menge so unter dem Jauchzen seines dankbaren Volkes.

Es kamen die Jahre der Erhebung; Frühling ward es in den deutschen Landen, Frühling auch im preußischen Königshause: „Vaterland, in tausend Jahren kam dir solch ein Frühling kaum!" Das Volk stand auf, der Sturm brach los; die Befreiungskriege (1813—1815), welche der Hochselige Kaiser selbst noch bei der Feier seines 80jährigen militärischen Dienstjubiläums (1. Jan. 1887) „die schönste Erinnerung seiner Jugend nannte", begannen. „Der König rief und alle, alle kamen"; brausend erscholl die Losung: „Mit Gott für König und Vaterland!" Alle durften gegen den verhaßten Feind ziehen, allein der, dessen jugendliches Herz von der Begeisterung, die damals in allen Schichten der Bevölkerung mit heller Flamme emporloderte, gleicherweise aufs Mächtigste ergriffen war und so kampflustig schlug: der 16jährige Prinz Wilhelm, welcher bereits am 1. Januar 1807 von seinem Vater in Königsberg zum Offizier ernannt worden war, mußte wegen körperlicher Schwächlichkeit zu Hause bleiben und in Schlesien seiner Gesundheit leben. Erst nach der großen Völkerschlacht bei Leipzig (16. bis 18. Oktober 1813) erhielt er, zum Hauptmann ernannt, am 30. Oktober die Erlaubnis zur Teilnahme an jenem glorreichen Kriege. So zog er zum ersten Male ins Feld: am Neujahrsmorgen 1814 erfolgte bei Mannheim mit dem Osten-Sackenschen Korps sein Übergang über den Rhein und am 27. Februar zeichnete er sich in der Schlacht bei Bar-sur-Aube, wo er die Feuertaufe empfing, dermaßen durch Unerschrockenheit aus, daß ihm Kaiser Alexander von Rußland für diese erste Heldenthat am 5. März den St. Georgs-Orden IV. Klasse und sein eigener Vater am 10. März, dem Geburtstage der verklärten Königin, das gerade ein Jahr zuvor gestiftete Eiserne Kreuz verlieh, welches letztere er so in Ehren hielt, daß er es Zeit seines Lebens getragen hat und es ihm auch, seinem Wunsche gemäß, zur letzten Ruhe mitgegeben worden ist. Weiter ging's durch Kampf

und Sieg — bis hinein ins Herz des feindlichen Landes; hier, auf den Höhen von Paris, schaute er mit Frohlocken, daß „die preußischen Garden sich schlugen wie die Löwen". Zu seinen Füßen lag die überwundene Riesenstadt, noch vor kurzem das Haupt der Welt; Napoleon aber wurde des Thrones verlustig erklärt und nach der Insel Elba verbannt. Am 31. März (1814) zog dann der junge Prinz, an der Seite des Vaters, mit dem sieggekrönten Heere zum ersten Mal in Paris ein. „Luise ist gerächt!" jubelte jetzt der alte Blücher, welcher beim Tode der Königin gejammert hatte: „Flög' die Welt in die Luft, mir wär's recht. Gott im Himmel, sie muß für uns zu gut gewesen sein!"

Am 30. Mai desselbigen Jahres wurde Prinz Wilhelm zum Major ernannt. Nachdem er hierauf mit seinem Vater und dem Kaiser Alexander London besucht und dann auch noch ins Berner Oberland eine Erholungsreise gemacht hatte, kehrte er sichtlich gestärkt in die Heimat zurück und hielt am 7. August mit den siegreichen Truppen in Berlin seinen Einzug, wobei die von den Franzosen geraubte und nun glücklich wieder heimgebrachte Viktoria auf dem Brandenburger Thore enthüllt wurde.

Die durch den Feldzug unterbrochenen Studien wurden nunmehr mit allem Eifer wieder aufgenommen; daneben aber erhielt jetzt der Prinz durch den Hofprediger D. Ehrenberg den vorbereitenden Unterricht für die Konfirmation. Diese fand dann am 8. Juni 1815 in der Schloßkapelle zu Charlottenburg statt: was der damals 18jährige Jüngling in feierlicher Stunde gelobte, das hat er als Mann und Greis, als König und Kaiser redlich gehalten. „Ich will," so heißt es u. a. in diesem berühmten selbstverfaßten Gelübde, „ich will dem Glauben der Christen, für den ich mich jetzt bekenne, immer treu bleiben, ihn jederzeit in Ehren halten und mein Herz immer mehr für ihn zu erwärmen suchen.

Mein Fürstenstand soll mich nicht verhindern, demütig zu sein vor meinem Gott.

Bei allem Guten, welches mir zuteil wird, will ich dankbar auf Gott blicken und bei allen Übeln, die mich treffen, will ich mich Gott unterwerfen, fest überzeugt, daß er überall mein Bestes beabsichtige.

Auf Gott will ich unerschütterlich vertrauen, ihm alles anheimstellen und mir im Glauben an seine Vorsehung einen getrosten Mut zu erhalten suchen. . . . .

Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das Beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht.

Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die Geringsten — denn sie sind alle meine Brüder — bei mir erhalten und beleben. — —

Ich will mich meiner fürstlichen Würde gegen niemanden überheben, niemanden durch mein fürstliches Ansehen drücken, und wo ich von anderen

etwas fordern muß, mich dabei herablassend und freundlich zeigen und ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht, soviel ich kann, zu erleichtern suchen. — — Ich achte es viel höher, geliebt zu sein, als gefürchtet zu werden oder bloß ein fürstliches Ansehen zu haben. — —

Den Pflichten des Dienstes will ich mit großer Pünktlichkeit nachkommen und meine Untergebenen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit anhalten, aber ihnen auch mit freundlicher Güte begegnen. — —

Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die Liebsten sein. Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit sagen, wo sie mir mißfallen könnte.

Jeder Versuchung zum Bösen will ich kräftigen Widerstand leisten und Gott bitten, daß Er mich stärke!"

Gleich nach der Konfirmation mußte der Prinz abreisen, um sein Bataillon einzuholen, welches aufs Neue ins Feld gezogen war; denn der geächtete Napoleon hatte die Insel Elba heimlich verlassen, sich an die Spitze der Franzosen gestellt und mit einem Heere von 150000 Mann den Krieg wieder begonnen. Den alten Ruhestörer mitbesiegen zu helfen, dazu kam der jugendliche Held zu spät (das hatten am 18. Juni in der Entscheidungsschlacht bei Waterloo oder Belle-Alliance der Marschall Vorwärts und Wellington bereits besorgt), doch den Besiegten zu verfolgen und für immer unschädlich zu machen, war noch Zeit genug.

Napoleon mußte endgültig abdanken und wurde nach der Insel St. Helena im stillen Ozean gebracht, wo er 6 Jahre später (5. Mai 1821) starb; die verbündeten Heere aber, mit ihnen auch Prinz Wilhelm, zogen zum zweiten Mal in das eroberte Paris ein (13. Juli 1815).

Der Geist, der die Preußen hat angerührt,
der hat's vollführt!
Der ist's, der dich geschlagen zumeist.
Alle die Völker Europas zusammen
haben wacker gerungen;
aber wer dich bezwungen,
das sind Gottes heilige Flammen.

Infolge der Anstrengungen auf dem Feldzuge erkrankte Prinz Wilhelm an einer heftigen Brustentzündung; er genaß indes bald wieder und verlor zugleich mit der Krankheit jede Spur der früheren Schwächlichkeit: männlich, ausdauernd, stahlfest, wie sein Charakter, stand nun auch sein Körper da! Im Herbst desselbigen Jahres kehrte er in die Heimat zurück und sang beim Siegesfest (21. Oktober) ebenso kräftig wie demütig mit König und Volk:

„Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!"

Nun folgte eine lange Friedenszeit, welche Prinz Wilhelm unter den Augen des Königs zu seiner wissenschaftlichen und militärischen Aus-

bildung fleißig benutzte. Reisen führten ihn mehrere Male nach Rußland, nach Holland und Österreich, auch in Begleitung seines Vaters nach Italien (Oktober 1822 bis Februar 1823), wo in Rom dem Papst Pius VII. ein Besuch abgestattet wurde. „Prinz Wilhelm," so schrieb damals der preußische Gesandtschaftssekretär Frhr. v. Bunsen von ihm, „ist ein ernster, männlicher Charakter, den man nicht sehen kann, ohne ihm von Herzen ergeben zu sein und ihn aufrichtig hoch zu achten."

Haben sich diese Worte nicht im vollsten Maße bewährt, ebenso wie die der unvergeßlichen Königin Luise: „Unser Sohn Wilhelm wird, wenn mich nicht alles trügt, wie sein Vater einfach, bieder und verständig"?

An seinem 28. Geburtstage (1825) zum kommandierenden General des III. Armeekorps und am darauffolgenden 18. Juni, dem Jahrestage der glorreichen Schlacht bei Belle-Alliance, zum General-Leutnant ernannt, ließ er es sich mit ganzem Ernste angelegen sein, die neuüberkommenen Pflichten treu und gewissenhaft zu erfüllen; die in Rußland sowie in Österreich gewonnenen militärischen Erfahrungen suchte er für die preußische Armee, deren weiterer Ausbildung er unablässig seine Hauptthätigkeit widmete, nutzbar zu machen.

Das bedeutungsvollste Ereignis der nun zunächst folgenden Jahre ist die Vermählung des Prinzen mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar. Zuvor aber hatte er einen Kampf zu bestehen, der ebenso zu den heißesten wie zu den entscheidenden seines Lebens gehört. Sein Herz war nämlich der edlen, huld- und liebreichen Prinzessin Elise Radziwill*) zugewandt, einer Tochter jenes alten, ruhmvollen litauischen Dynasten-Geschlechts, aus welchem schon zur Zeit des Großen Kurfürsten ein Hohenzoller eine ebenbürtige Gemahlin heimgeführt hatte. Doch jetzt galten (bez. gelten) in Preußen, wie überhaupt an allen deutschen Höfen, strengere Rechtsbegriffe über die Ebenbürtigkeit. Als nun Prinz Karl, der jüngere Bruder (geb. 29. Juni 1801), mit der weimarischen Prinzessin Maria sich vermählen wollte (es geschah dann am 26. Mai 1827), erklärte der großherzoglich-sächsische Hof, daß er für die Kinder dieser Ehe die Erbfolge in Preußen beanspruchen müsse, falls die Ehe des Kronprinzen Friedrich Wilhelm kinderlos bliebe und Prinz Wilhelm der Neigung seines Herzens folge. Da bat der König Friedrich Wilhelm III. in einem von Zärtlichkeit überströmenden Briefe den Sohn, der schweren Pflicht zu gehorchen und dem Wohle des Vaterlandes sowie dem des Königlichen Hauses seine edle Neigung zu opfern. Mit blutendem Herzen fügte sich der Prinz und antwortete dem Könige, indem er ihm in einem längeren Schreiben ehrlich und freimütig sein Inneres offenbarte, er werde gehorchen! Neun Jahre hatte Wilhelm der Siegreiche um

---

*) Prinzessin Elise, Tochter des Fürsten Anton Heinrich Radziwill (Wintersitz in Berlin), ist geboren am 28. Oktober 1803 und starb im Herbst des Jahres 1834 zu Freienwalde i/Mark an einem Lungenleiden.

den Besitz der anmutigen, engelhaften Prinzessin Elise gerungen, um dann also schließlich dieser großen und reinen Liebe, wie sie es von beiden Seiten war, doch zu entsagen. „Welch ein Sohn! Welch ein Vater!" schrieb General von Witzleben, der den Brief des Königs überbracht, in sein Tagebuch. Nach diesem schweren Opfer hatte Prinz Wilhelm, ein Bild edler und kräftiger Männlichkeit, im Winter 1826/27 bei Gelegenheit eines Besuchs am weimarischen Hofe die Schwester seiner künftigen Schwägerin, die sechszehnjährige Prinzessin Augusta (geb. am 30. September 1811), kennen gelernt und lieb gewonnen. „Prinzessin Augusta," so schrieb damals Wilh. von Humboldt an den berühmten Staatsmann Freiherrn vom und zum Stein, „soll schon in dieser frühen, kaum der Kindheit entgangenen Jugend einen festen und selbständigen Charakter haben. Ihr lebendiger und durchdringender Geist spricht aus ihrem Blick; ihre Züge sind im höchsten Grade bedeutungsvoll und ihre ganze Gestalt wird sich in einigen Jahren gewiß noch schöner, als sie jetzt schon erscheint, entwickeln."

Anderseits berichtete der alte Frhr. v. Gagern in jener Zeit an Stein: „Prinz Wilhelm ist die edelste Gestalt, die man sehen kann, der Imposanteste von allen, dabei schlicht und ritterlich, munter und galant, doch immer mit Würde."

Am 19. Oktober 1828 fand die förmliche Verlobung der beiden erlauchten Personen statt und am 11. Juli 1829 folgte dann im Schlosse zu Berlin die Vermählungsfeier. Groß war die Freude des Königlichen Hauses, ungeteilt der Jubel des Landes.

Die Neuvermählten bezogen das zu einem prinzlichen Palais umgebaute sog. Tauentziensche Haus am Eingange der Linden, wo sie nahezu 59 Jahre lang des Lebens Freud und Leid getreulich geteilt, wo sie, umrauscht von dem Preis einer dankbaren Nation und umringt von Kindern und Kindeskindern, ihre goldene Hochzeit gefeiert und wo sie dann beide auch (Kaiserin Augusta am Dienstag den 7. Januar 1890) zur letzten Ruhe sanft in Gott entschlafen sind.

Es war gewiß ein Tag froher Vorbedeutung, als zur ersten auch noch die zweite Tochter des weimarischen Herrscherhauses einem herrlichen Sproß aus dem Hohenzollernstamme die Hand zur Ehe reichte. Denn was Deutschland groß gemacht hat, der preußische Staatsgedanke, die Pflege von Heer und Politik, von Verwaltung und Gesetzgebung, dazu die ideale Kraft des deutschen Gedankens, deutscher Dichtung, Wissenschaft und Kunst (von Weimar aus): das tritt uns in diesem erhabenen Fürstenpaare, das zuerst wieder mit der deutschen Kaiserkrone geschmückt wurde, in lebendiger Verkörperung vor die Augen. Glückseliger Ehebund, der so köstliche Früchte tragen sollte! Kaiser Wilhelms Heldenlaufbahn werden die Geschlechter der fernsten Zeiten bewundernd zu erzählen nicht müde werden, aber auch der milden Gestalt der Kaiserin Augusta werden sie dann nicht vergessen, wie sie, eine Führerin in allen Werken der erbarmenden Liebe, eine Pflegerin alles Schönen und Guten, eine „Diakonissin

im Purpur", ihrem Volke vorangeleuchtet: der Geist des Altmeisters Goethe, der ihre Jugend umwehte und der ihr auch später nahe blieb, hatte dazu geholfen, die reichen Keime eines edlen Gemütes und hochherzigen Frauensinnes in ihr zu fördern und hohes Menschentum in ihr zur Reife zu bringen. So blieb sie, die zu den wahrhaft vornehmen Naturen zählte, vor denen ein jeder unwillkürlich sich beugt, auch auf dem Throne, wo ihr an der Seite des erhabenen Gemahls die höchsten Ehren und das reinste Glück erblühten, was sie stets gewesen, eine Zierde der deutschen Frauenwelt in Bescheidenheit und sinnig-geräuschlosem Walten.

Gesegnet ward die Ehe des hohen Paares durch die Geburt zweier Kinder, eines Sohnes und einer Tochter: der hochsinnige, später als Kronprinz so allgemein verehrte Friedrich Wilhelm († nach schwerem Leiden als Kaiser Friedrich III. am 15. Juni 1888), die Freude und der Stolz seiner Eltern, erblickte am 18. Oktober 1831 im Neuen Palais bei Potsdam das Licht der Welt, während die Prinzessin Luise Marie Elisabeth, welche jetzt als Großherzogin von Baden eine Perle deutscher Fürstinnen ist, am 3. Dezember 1838 geboren wurde.

Schon vor seiner Vermählung hatte Prinz Wilhelm die am Havelufer gelegenen sandigen Höhen des Babelsberges bei Potsdam käuflich erworben und begonnen, dieselben durch den Gartendirektor Lenné in herrliche Garten- und Parkanlagen zu verwandeln; an dieser, von der Natur in seltenem Maße bevorzugten, Stätte wollte er sich einen schönen Sommersitz schaffen, wo er nach den ernsten Berufsarbeiten in stiller Zurückgezogenheit der Ruhe und Erholung leben könne. Die junge, kunstsinnige Gemahlin entwarf nun selbst eine Zeichnung für ein bescheidenes Schlößchen, welches dann unter Schinkels Leitung erbaut und am 18. Oktober 1835, dem Geburtstage des Lieblings „Fritz", eingeweiht wurde. Später ist das Schloß Babelsberg stattlich vergrößert und durch Hinzufügung von Türmen, Erkern, Springbrunnen u. dergl. zu seiner jetzigen Gestalt ausgebaut worden. Das Arbeitszimmer sowie das Schlafgemach des Königs und Kaisers haben aber stets dieselbe Einfachheit behalten: dort immer der prunklose Arbeitstisch, zu welchem nur der hölzerne, von seinem Sohne, dem Kronprinzen, angefertigte Lehnstuhl hinzukam, hier dasselbe schlichte Bett mit der alten schottischen, grau und schwarz gewürfelten Wolldecke. Der Park und Wald ringsumher sind mit dem Königlich-Kaiserlichen Besitzer alt geworden und bilden jetzt mit ihren Schattengängen, Anlagen und Ausblicken auf den breiten, blauen Spiegel der sanft sich hinschlängelnden Havel und die Gewässer des Jungfernsees ein kleines irdisches Paradies, dessen erquickende Schönheit der freundliche Schloßherr gern jeden Besucher mitgenießen ließ.

Doch eilen wir, um zu Wilhelms politischer Thätigkeit zu gelangen. Nach dem Heimgange seines Königlichen Vaters (7. Juni 1840), der

selbst auf sich das Wort anwandte: „Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott!“ kam der ältere Bruder Friedrich Wilhelm zur Herrschaft. Prinz Wilhelm, welcher jetzt als der nächste Thronerbe schlechtweg „Prinz von Preußen“ hieß, wurde zum General der Infanterie und Statthalter von Pommern ernannt. Außer den militärischen traten nun aber auch in erhöhtem Maße politische Pflichten an ihn heran, welche durch die neuen Erscheinungen der Zeit und die freiheitliche Bewegung doppelt schwierig wurden: im ganzen Lande machte sich eine furchtbare Gärung geltend; der allen Menschen innewohnende Freiheitsdrang ward von selbstsüchtigen Volksaufwieglern in falsche Bahnen geleitet und es drohte sehr gefährlich zu werden. Da wandte sich der Prinz von Preußen (1845), welcher schon damals ein warmes Gefühl der Teilnahme für alle dem Wohle der arbeitenden Klassen gewidmeten Bestrebungen zeigte, mit einem Rundschreiben an sämtliche preußische Freimaurer-Logen, über welche er bereits zu Anfang des Jahres 1840 mit Bewilligung des Vaters das Protektorat übernommen hatte; er forderte darin die Bundesbrüder auf, „besonders dahin zu wirken, daß die Thätigkeit der Vereine auf das nächste, gewiß hochwichtige Ziel unverrückt gerichtet bleibe, geistige und leibliche Hilfe überall dahin zu bringen, wo man ihrer bedarf, zugleich aber durch die Art, wie dies geschehe, und durch ihr Beispiel den Sinn der Ordnung, der Pflicht und der Nächstenliebe zu wecken und zu verbreiten. Möge auch hier die Welt,“ so schloß er seine Aufforderung, „die belebende Wärme des Bruderbundes empfinden, ohne zu wissen, woher sie strahlt.“ Aber weder diese herzliche Menschenfreundlichkeit des Prinzen von Preußen noch die entgegenkommende Leutseligkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. noch endlich die Einberufung des Vereinigten Landtages (April 1847) vermochten den hereinbrechenden Sturm zu beschwören; der Erstere trat jedoch von jetzt an als die feste Stütze der staatlichen Ordnung und des Thrones immermehr in den Vordergrund. „Vermöge meiner Geburt,“ so sagte Prinz Wilhelm damals als Mitglied der Herrenkurie, „bin ich der erste Unterthan des Königs, vermöge des Vertrauens des Königs sein erster Ratgeber. Als solcher gebe ich die heilige Versicherung in meinem und der übrigen Ratgeber Namen, daß kein Mißtrauen einen von uns beschlichen hat, als diese Verordnungen beraten worden sind. Aber eine Voraussetzung haben wir gehabt, daß die Verordnungen, die zum Besten des Vaterlandes gegeben wurden, Freiheiten und Rechte der Stände niemals auf Kosten der Rechte und Freiheiten der Krone gewähren sollten. Das ist der Grundsatz, nach welchem ich an diesem Werke teilgenommen habe.“

Mutvoll hatte sich der Prinz dem tollen Treiben, das namentlich von Frankreich aus künstlich genährt wurde, entgegengestellt; dabei aber hatte er auch sogleich mit klarem Blicke erkannt, daß allein das Heer ein festes Bollwerk bilden könne gegen Feinde von außen wie von innen. Sein ernstes Streben war daher darauf gerichtet, die Armee zu vervoll-

kommnen, sie auf die denkbar höchste Stufe der Schlagfertigkeit und Tüchtigkeit zu bringen. Aber diese Arbeit brachte ihm viele Gegner; die Gutgesinnten verstanden ihn nicht, die Übelwollenden betrachteten ihn als ihr größtes Hindernis. Mißwachs, Teurung, Arbeitsnot erhöhten die Unzufriedenheit, und als dann im Februar 1848 die Revolution in Paris ausgebrochen war und den morschen Thron des Bourbonenkönigs Louis Philipp umgestürzt hatte, da stürmte die entfesselte Furie des Aufstandes mit rasender Gewalt auch durch die deutschen Lande. Für Preußen und das Hohenzollernsche Herrscherhaus kamen die schweren Märztage (1848), in denen Prinz Wilhelm unerschütterlich fest und treu seinem Königlichen Bruder zur Seite stand, bis dieser selbst, um die erbitterte Bevölkerung Berlins zu beruhigen, mit schwerem Herzen seine Entfernung wünschte. So mußte der Prinz von Preußen, welcher allein an allem Unheil schuld sein und dem Militär den Befehl zum Angriff auf das wehrlose Volk (18. März) erteilt haben sollte, das Vaterland verlassen und sich auf einige Zeit nach England begeben; sein Palais in der Hauptstadt aber konnte vor den gewaltsamen Angriffen der aufgeregten Menge nur durch die Inschrift: „Nationaleigentum" geschützt werden.

Am 27. März kam der Prinz in London an und nahm bei dem preußischen Gesandten, Ritter von Bunsen, Wohnung. „Der Prinz," schrieb dieser, „erinnert mich sehr an seinen Vater durch den Ausdruck der Wahrheit und Herzlichkeit in seinen Zügen. — Mit Würde und männlicher Empfindung nimmt er die täglich neuen Schicksalsschläge aus den Zeitungen auf." Während dieser „Zeit der Prüfung", wie er selbst sie öfter nannte, zeigte Prinz Wilhelm gegen seine Umgebung „beständige Rücksicht, männliche Heiterkeit, huldvolle Güte". Am Sonntag (2. April) eilte er trostbedürftig zum Gottesdienst; beim Eintritt in die deutsche Savoy-Kirche, an welcher der ehrwürdige Dr. Steinkopf Pfarrer war, schallte ihm der laute Gesang der Gemeinde entgegen. Ehrerbietig reichte ihm der Küster das aufgeschlagene (hannoversche) Gesangbuch, aus welchem gerade der dritte Vers des daselbst unter Nr. 399 verzeichneten Liedes: „Wohlauf, mein Herz, du mußt dem Herrn ein Opfer bringen" begonnen wurde; dieser Vers lautet:

„Da siehst du Gottes Herz,
das kann dir nichts versagen;
sein Mund, sein teures Wort
vertreibt ja alles Zagen.
Was dir unmöglich dünkt,
kann seine Vaterhand
noch geben, die von dir
schon soviel abgewandt!"

Freudig bewegt, nahm der Prinz diese Verheißung auf als eine ihm besonders und unmittelbar von Gott gesandte; er ließ sich das Gesangbuch schenken und schrieb vorn hinein: „Savoy-Kirche in London. Zur Erinnerung an 1848 erhalten vom Prediger Steinkopf". Den genannten

Liedervers aber strich er kräftig an und setzte unten auf den Rand später die Worte: „Bei meiner ersten Beiwohnung des Gottesdienstes zu London am 2. April 1848 wurde dieser Teil des Liedes gesungen, als vom Küster mir dargehalten. † !!! Babelsberg, 15. 7. 50.“

In dem Vaterlande sah es trübe, sehr trübe aus und die Schmähungen gegen den Prinzen von Preußen wurden in den demokratischen Zeitungen sowie in Volksversammlungen blindlings fortgesetzt. Nur in den Reihen des Heeres herrschte der alte Geist; bei den Truppen in der Provinz Posen, an den Beiwachen der unter dem General von Wrangel nach Schleswig-Holstein entsandten Garden wußte man, wo Preußens Zukunft weilte. Überall dorten erklang Gaudys Lied:

Prinz von Preußen, ritterlich und bieder,
kehr zu deinen Truppen wieder,
heißgeliebter General.
Weilst du gleich am fernen Strande,
schlagen doch im Vaterlande
Herzen für dich ohne Zahl.

Wer wohl dacht' es, daß es würd' so kommen,
als du Abschied hast genommen
von den Truppen in Berlin!
Sprachst mit gläubigem Vertrauen:
Auf euch kann der König bauen,
ruft er euch zum Kampfplatz hin.

Führe du uns, Prinz, wir folgen gerne,
folgen dir als unserm Sterne,
folgen dir bis in den Tod!
Mag's auch Stein und Kugeln regnen,
du, Herr Gott, wirst Waffen segnen,
die geführt auf sein Gebot!

(Verfasser dieser volkstümlichen Dichtung, die überraschend schnell bekannt wurde, war der Leutnant im Kaiser Franz-Garde-Grenadier-regiment Fritz Freiherr von Gaudy; † als Oberstleutnant an der Spitze seines Bataillons des Franzregiments am 28. Mai 1866).

Bald erwartete den Prinzen die glänzendste Genugthuung. Im Mai schon rief der König auf den Antrag des Staatsministeriums seinen geliebten Bruder zurück; gehorsam war dieser gegangen, gehorsam kehrte er wieder. In Wesel bereitete man ihm einen festlichen Empfang und Jungfrauen der Stadt überreichten ihm auf vaterländischem Boden die ersten Blumen. „Ich hoffe,“ sagte er bei diesem duftenden Willkommensgruß, „daß sie mir eine glückliche Vorbedeutung für meine Zukunft sein werden.“ Dann zu den Behörden und dem Offizierkorps sich wendend, äußerte er sich also: „Es wird mir immer eine glückliche Erinnerung bleiben, daß Wesel die erste Stadt ist, wo ich mich habe aussprechen können. Den Herren ist bekannt, daß vieles über mir gewaltet hat. Es ist schmerzlich, verkannt zu werden. Nur mein reines Gewissen hat mich über diese Zeit hinweggeführt und mit reinem Gewissen kehre ich

in mein Vaterland zurück. Ich habe immer gehofft, der Tag der Wahrheit werde anbrechen, — und er ist angebrochen. . . . Des Königs Wille ist mir heilig. Ich bin sein erster Unterthan und schließe mich mit vollem Herzen den neuen Verhältnissen an. Aber Recht, Ordnung und Gesetz müssen herrschen, keine Anarchie; dagegen werde ich mit meiner ganzen Kraft streben. Das ist mein Beruf."

Der Prinz blieb nun zwar vorläufig noch jeder dienstlichen Thätigkeit fern, aber ohne darum überhaupt unthätig zu sein. Aus dieser Zeit stammt vielmehr eine von ihm selbst ausgearbeitete Denkschrift zu der von der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a/M. entworfene Wehrordnung; in diesen schneidigen „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung", welche Schrift bei ihrem Erscheinen (anonym im Januar 1849) gewaltiges Aufsehen erregte, entwickelte er die Grundgedanken, welche dann in der späteren Reorganisation des preußischen Heeres ihre Verwirklichung gefunden haben. Bald aber wurde er dazu berufen, in Süddeutschland wieder Ordnung und Zucht zu schaffen. Der König ernannte ihn nämlich am 8. Juni 1849 zum Oberbefehlshaber der Operationsarmee, welche die in Baden und in der Pfalz ausgebrochenen Aufstände niederwerfen sollte. Mit fester Hand führte er den ehrenvollen Auftrag aus und stellte am Rhein in wenigen Tagen die Ruhe wieder her. Friedrich Wilhelm IV. lohnte die Verdienste des heldenmütigen Bruders mit der Verleihung des Ordens Pour le mérite und im Schloßhofe zu Babelsberg ließ er später eine Bildsäule des Erzengels Michael, der den Drachen tötet, zur Erinnerung an den badischen Feldzug aufstellen. Nun wurde dem Prinzen ein Amt nach dem andern übertragen. Es gab viel zu thun im Lande und es galt, militärisch wie bürgerlich thätig zu sein zum Wohle der Unterthanen. Allmählich errang er sich auch beim Volke die ihm gebührende Anerkennung, wovon er schon im Jahre 1854 bei Gelegenheit seiner silbernen Hochzeitsfeier vielfache Beweise erhielt; namentlich aber zeigte sich dies bei seinem 50jährigen Militär-Jubiläum (1. Januar 1857), wie es die Worte des Prinzen an die Deputation des Landtages bezeugen:

„Ich fühle mich hochbeglückt," sprach er, „am heutigen Tage von allen Seiten Beweise der Liebe und Zuneigung zu empfangen, habe mich aber auch schon gefragt, ob ich dieser herzlichen Teilnahme würdig bin. Was ich Sr. Majestät dem Könige bereits gesagt habe, kann ich hier nur wiederholen; ich nehme diese Beweise mit freudigem Herzen entgegen, weil ich sie betrachte als Anerkennung meines guten Willens, in allen Beziehungen und in jeder Stellung meine Schuldigkeit zu thun. Daraufhin ist mein tägliches Gebet gerichtet. — Die Worte der Teilnahme und Liebe, die ich heute hier gehört, sind bei mir (auf das Herz zeigend) auf guten preußischen Boden gefallen. Und glauben Sie, meine Herren, der Dank, den ich ausspreche, sind nicht

eitel leere Worte, sondern tiefe Gefühle. Sagen Sie in Ihren Kreisen, ja, schreiben Sie Ihren Vollmachtgebern, wie sehr ich durch die Beweise der Zuneigung seitens des Landes beglückt worden bin. Sie wissen ja, meine Herren, daß ich glücklich bin, wenn Preußens Volk glücklich ist."

Unter den vielen und reichen Geschenken, die dem hohen Jubilar als Ausdruck der Dankbarkeit für seine Verdienste um Thron und Vaterland dargebracht wurden, sei hier nur neben dem kunstreichen Helm und Ehrendegen, den der König im eigenen Namen überreichte, der kostbare silberne Schild besonders erwähnt, den die Armee ihm verlieh; auf der Innenseite dieses Schildes sind die Worte angebracht:

Der König nahm das Schwert,
empfange du den Schild;
geschützt ist dann der Herd,
stürmt es auch noch so wild.

Zu Schirm und Schutz,
zu That und Trutz,
zu Sieg und Streit,
von Gott geweiht.

Mit dem Jahre des Militär=Jubiläums begann in Prinz Wilhelms Leben ein neuer wichtiger Abschnitt. König Friedrich Wilhelm IV. wurde nämlich plötzlich (Ende September 1857) von einem Nervenschlage betroffen und, da die Schlaganfälle sich wiederholten, so mußte der Prinz von Preußen unter dem Titel „Prinz=Regent" die stellvertretende Staatsleitung übernehmen (23. Oktober 1857). Als dann aber der Zustand des Königs sich verschlimmerte und die Hoffnung auf Genesung mehr und mehr schwand, wurde dem Prinzen am 7. Oktober 1858 die selbständige Regentschaft übertragen d. h. er sollte fortan die „Königliche Gewalt in der alleinigen Verantwortlichkeit gegen Gott, nach bestem Wissen und Gewissen, als Regent ausüben." Nun berief er sofort ein neues Staatsministerium und entwickelte demselben in einer denkwürdigen Ansprache (8. November) die Grundsätze seiner Regierung. „Von einem Bruche mit der Vergangenheit," sagte er, „soll nun und nimmermehr die Rede sein. Es soll nur die sorgliche und bessernde Hand angelegt werden, wo sich Willkürliches oder gegen die Bedürfnisse der Zeit Laufendes zeigt." Mit besonderem Nachdruck betonte er aber die Notwendigkeit einer Verbesserung der Heeresverfassung: „Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft; ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt worden ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege des Befreiungskrieges bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegs=Episoden haben uns indes auch jetzt aufmerksam gemacht, daß manches, was sich nicht bewährt

hat, zu Änderungen Veranlassung geben wird. Es wäre ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung prangen, die deshalb im Momente der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können. — Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist. Ein festes, konsequentes und, wenn es sein muß, energisches Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit, muß Preußen das politische Ansehen und die Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Macht allein nicht zu erreichen imstande ist." Der Prinz-Regent betrachtete es also als seine nächste Hauptaufgabe, rastlos an der Erhöhung der preußischen Wehrkraft zu arbeiten. War doch vorauszusehen, daß es über kurz oder lang zu einem entscheidenden Zusammenstoß mit dem eifersüchtigen Österreich kommen würde; vor allem aber mußte man ein wachsames Auge auf Frankreich haben, da der Kaiser Napoleon III. nur auf eine günstige Gelegenheit lauerte, das linke Rheinufer an sich zu reißen. Ohne Zaudern ging er an die Ausführung seines durchgreifenden Planes. Er erwählte sich in dem General Albrecht von Roon, den er zum Kriegsminister ernannte (Dezember 1859), einen wackern Helfer. Bei Eröffnung des Landtages aber, der die erforderlichen Geldmittel für die Reform der Heeresverfassung bewilligen sollte, sagte er u. a. (12. Januar 1860): „Es ist nicht die Absicht, mit dem Vermächtnis einer großen Zeit zu brechen. Die preußische Armee wird auch in Zukunft das preußische Volk in Waffen sein. Es ist die Aufgabe, innerhalb der durch die Finanzkräfte des Landes gezogenen Grenzen die überkommene Heeresverfassung durch Verjüngung ihrer Formen mit neuer Lebenskraft zu erfüllen. Gewähren Sie einer reiflichst erwogenen, die bürgerlichen wie die militärischen Gesamtinteressen gleichmäßig umfassenden Vorlage Ihre vorurteilsfreie Prüfung und Beistimmung. Sie wird nach allen Seiten hin Zeugnis geben von dem Vertrauen des Landes in Meine redlichen Absichten. Meine Herren! Der Vertretung des Landes ist eine Maßregel von solcher Bedeutung für den Schutz und den Schirm, für die Größe und die Macht des Vaterlandes noch nicht vorgelegt worden. Es gilt, die Geschicke des Vaterlandes gegen die Wechselfälle der Zukunft sicher zu stellen."

Schon am 4. Juli (1860) konnte die „Armee-Reorganisation", wodurch der bisherige Bestand des Heeres fast um das Doppelte vermehrt wurde, als vollendet betrachtet werden. Im Vertrauen auf diese neugeschaffene Wehrkraft konnte er jetzt dem nach dem linksrheinischen Ländergebiet lüsternen Napoleon III. mannhaft entgegentreten mit den denkwürdigen Worten: „Ich werde niemals zugeben, daß auch nur ein Fuß breit deutscher Erde verloren gehe." So hatte der Prinz-Regent mit bewundernswerter Kraft und Weisheit zum Schutze und Heil

des Vaterlandes ein großes Werk zur Durchführung gebracht, als am 2. Januar 1861 Friedrich Wilhelm IV. von seinen langen Leiden, die er in frommer Ergebung getragen, durch einen sanften Tod erlöst wurde und er selbst, nach einem schon vielbewegten Leben, in einem Alter von 64 Jahren als König Wilhelm den preußischen Thron bestieg. Mit herzlichen Worten dankbarer Erinnerung gedachte er des Entschlafenen. „Niemals," so sagte er, „hat eines Königs Herz treuer für seines Volkes Wohl geschlagen." Die Worte aber, welche der neue Monarch damals an seine Unterthanen richtete, waren ernste, goldene, prophetische Worte. „Meine Hand," so heißt es in dem Allerhöchsten Erlaß ‚An Mein Volk' (vom 7. Januar 1861), „soll das Wohl und das Recht aller in allen Schichten der Bevölkerung hüten, sie soll schützend und fördernd über diesem reichen Leben walten. Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuß der erworbenen Güter zu leben. In der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in dem Ernst und der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnung, in der Vereinigung von Gehorsam und Freiheit, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht; nur so vermag es seinen Rang unter den Staaten Europas zu behaupten.

Ich halte fest an den Traditionen Meines Hauses, wenn Ich den vaterländischen Geist Meines Volkes zu heben und zu stärken Mir vorsetze. Ich will das Recht des Staates nach seiner geschichtlichen Bedeutung befestigen und ausbauen und die Institutionen, welche König Friedrich Wilhelm der Vierte ins Leben gerufen hat, aufrechterhalten. Treu dem Eide, mit welchem Ich die Regentschaft übernahm, werde Ich die Verfassung und die Gesetze des Königreichs schirmen. Möge es Mir unter Gottes gnädigem Beistande gelingen, Preußen zu neuen Ehren zu führen.

Meine Pflichten für Preußen fallen mit Meinen Pflichten für Deutschland zusammen. Als deutschem Fürsten liegt Mir ob, Preußen in derjenigen Stellung zu kräftigen, welche es vermöge seiner ruhmvollen Geschichte, seiner entwickelten Heeresorganisation unter den deutschen Staaten zum Heile aller einnehmen muß." Mit Josuas Gelübde: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen" (Jos. 24 v. 15), welch herrliches Wort auch sein in Gott ruhender Königlicher Bruder sich zur Losung erkoren hatte, wollte er seinen hohen und schweren Beruf getreulich erfüllen. Und wie hat er Wort gehalten!

Seine ruhmvolle Regierungsthätigkeit ist so reich an weltgeschichtlichen Ereignissen, daß wir nur das Wesentlichste davon hier aufzuzählen vermögen. Wohin man sieht: in der Verwaltung des Landes, in der Fürsorge für Handel und Gewerbe, für Invalide und Arme, in der Förderung von Kunst und Wissenschaft, in der steten Pflege und Vervollkommnung der Wehrkraft, kurz überall war er der treue und unermüdlich sorgende Landesvater. Was er sprach, war einfach und klar: jedermann versteht

die schlichten Worte, welche immer, sozusagen, den Nagel auf den Kopf trafen. Seine ungeschminkte Frömmigkeit ist ein Vorbild geworden fürs ganze Volk; er betrachtete sich nur als Haushalter, als ein „Werkzeug" Gottes. Zu Königsberg, wo er als Kind so schwere Tage durchlebt hatte, feierte er am 18. Oktober 1861 das Fest seiner Krönung. Da beugte sich die irdische Majestät, von allen Zeichen ihrer Macht und Herrlichkeit umgeben, vor der ewigen. König Wilhelm wollte als erster konstitutioneller Monarch Preußens durch eine feierliche Handlung der Thatsache Ausdruck geben, daß er nicht vom Volke, sondern von Gott selbst zum Throne seiner Väter berufen sei. In der altehrwürdigen Schloßkirche, wo mehr als anderthalb Jahrhunderte zuvor Kurfürst Friedrich III. mit der Königskrone sich geschmückt hatte, nahm deshalb auch er eigenhändig die Krone vom Altar und setzte sie sich aufs Haupt. Als der Krönungsakt für ihn selbst beendet war, setzte er der Königin Augusta die Krone aufs Haupt, wobei er folgende Worte sprach: „Der allmächtige Gott, der Herr des Himmels und der Erden, der Euch die Krone gegeben, stärke Euch in allen christlichen und Königlichen Tugenden, daß Ihr nach diesem zeitlichen und vergänglichen Reiche der ewigen Krone teilhaftig werden möget, die Gott allen Gerechten aufbewahret hat. Amen!" Bei der Huldigung im Thronsaale (am selbigen Tage) sagte er: „Von Gottes Gnaden tragen Preußens Könige seit 160 Jahren die Krone. Nachdem durch zeitgemäße Einrichtungen der Thron umgeben ist, besteige Ich als erster König denselben. Aber eingedenk, daß die Krone nur von Gott kommt, habe Ich durch die Krönung an geheiligter Stätte bekundet, daß Ich sie in Demut aus seinen Händen empfangen habe. Die Gebete Meines Volkes, Ich weiß es, haben Mich bei diesem feierlichen Akte umgeben, damit der Segen des Allmächtigen auf Meiner Regierung ruhe. . . ." Ähnlich äußerte er sich zum Oberbürgermeister von Berlin am Tage seines feierlichen Einzuges in die Haupt- und Residenzstadt (22. Oktober): „— Darum habe Ich von Gott die Krone empfangen, sie von Gottes Tisch genommen und sie auf Mein Haupt gesetzt, auf daß Ich sie in Demut trage, weil Er sie Mir verliehen. Mögen die Gefühle dauernd bleiben, die Sie soeben ausgesprochen. An Mir werden Sie stets einen Vater des Volks finden." Welch eine ungeheuchelte Demut und Gottesfurcht tritt uns aus allen diesen Kundgebungen entgegen!

Den festlichen Tagen in Königsberg und Berlin folgte zunächst eine Zeit schwerer innerer Kämpfe (sog. Konfliktszeit, 1861—1866), von denen König Wilhelm in seinen letztwilligen Aufzeichnungen (s. hinten) selbst sagt: „Diese Kämpfe haben Mich tief erschüttert, weil Ich standhalten mußte gegen ein wirres Andrängen gegen jene irdische Macht, die Ich nicht aus den Händen geben durfte, wenn Preußens Geschichte nicht aufgegeben werden sollte." Der Landtag wollte nämlich die zur Ausführung der Pläne des Königs, namentlich betreffs Umformung der Heeresverfassung als einer dauernden Einrichtung, erforderlichen Geld-

mittel nicht bewilligen. In diesen Kämpfen fand aber der unerschütterliche Monarch vor allem an dem Freiherrn Otto von Bismarck-Schoenhausen einen heldenhaften, stahlfesten Genossen, welcher ohne Furcht und Grauen in den Riß trat. Dieser geniale Staatsmann (geb. den 1. April 1815), welcher zuerst beim Bundestage in Frankfurt, dann als Botschafter in St. Petersburg und schließlich als Gesandter am französischen Hofe reiche Erfahrungen gesammelt hatte, wurde am 23. September 1862 in das Ministerium berufen und bald darauf zum Minister-Präsidenten ernannt, ein Ereignis, welches in der Regierung König Wilhelms der entscheidende Wendepunkt werden sollte. Was der edle Dichter Emanuel Geibel für das deutsche Volk so innig erflehte:

„O Schicksal, gieb uns einen, einen Mann!
Ein Mann ist not, ein Nibelungen-Enkel,
daß er die Zeit, den toll gewordnen Renner,
mit ehrner Faust beherrsch' und ehrnem Schenkel!"

das hatte sich jetzt erfüllt; der Ersehnte war erschienen. Kaiser Wilhelm und Bismarck, Herr und Diener! Ja, wenn nach Jahrhunderten unseren Enkelkindern von diesen Beiden erzählt wird, dann werden sie staunend lauschen wie einem Märchen aus grünem Walde ob der Treue, die diese zwei Männer miteinander verband. Wann ist dieser Herr an seinem Diener irre geworden? Wann hat dieser Diener einen Augenblick gezögert, für seinen geliebten Herrn das Leben einzusetzen? Fast sechsundzwanzig Jahre haben sie unverrückt nebeneinander für des Vaterlandes Wohl gerungen, zwei Säulen in jedem Streit! Als noch niemand die hohen Pläne Bismarcks durchschauen konnte, sein König hat ihn verstanden; als sogar die Besseren im Volke an jenem zweifelten, sein König hat nicht geschwankt. Als dann aber später brausender Volksjubel den Fürsten Bismarck emporhob, da hat derselbe sich gebeugt, seines Kaisers treue Hand zu küssen, dieser jedoch hat ihn unter Dankesthränen fest an sein Herz gedrückt. Welch ein Heldenpaar!

Die Grundlage zur Größe unseres Vaterlandes bilden die drei glorreichen Kriege: 1864, 1866 und 1870/71. Kaiser Wilhelm war ein Friedensfürst, der

„nur gekämpft, um Übermut zu dämpfen,
nie eitlen Ruhm gesucht in seinen Kämpfen!"

Aber was der jugendliche Prinz an der Hand der im nationalen Unglück deutsch gesinnt gebliebenen Mutter gelernt hat, was er im Befreiungskampf von 1813—15 brausend, hoffnungsvoll gefühlt — es ist dem Manne zur Klarheit und dem Greise zur Wahrheit geworden:

„Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!"

Der nationale Gedanke trieb den betagten Monarchen zunächst zum Kriege für Schleswig-Holstein (1864), diese beiden „meerumschlungenen, stammverwandten" Herzogtümer, denen seit Jahren in dem damals

fast allgemein bekannten Volksliede begeistert zugerufen wurde: „Halte fest, mein Vaterland!" Die beiden Länder („Elbherzogtümer"), welche zum alten deutschen Bunde gehörten, aber unter der Oberhoheit des Königs von Dänemark standen, hatten schon seit lange von diesem Staate viele Bedrückungen erdulden müssen. Die Ehre des deutschen Namens erforderte, daß darin eine Änderung eintrete. Da starb am 15. November 1863 König Friedrich VII. von Dänemark. Als nun sein Nachfolger die geforderten Zugeständnisse nicht machen wollte, griffen Österreich und Preußen vereint zu den Waffen. Die Entscheidung war bald herbeigeführt. Am 18. April (1864) erstürmten die Preußen die „Düppeler Schanzen" und am 29. Juni eroberten sie die Insel Alsen. Auch die Österreicher rückten siegreich vorwärts. Der hierauf folgende Friedensschluß mit Dänemark „gab Deutschland seine bestrittenen Nordmarken und diesen die Möglichkeit der lebendigen Beteiligung an dem nationalen Leben zurück". Mit Ruhm bedeckt, kehrten die Krieger in die Heimat zurück und durch Deutschland erscholl Geibels Düppellied:

„Was klingt aus den Städten wie helles Festgeläut?
Die Pauken und Drommeten, was jubeln sie heut?
Was brausen und jagen die Wasser der Schlei?
Der Feind ist geschlagen und Schleswig ist frei!"

König Wilhelm aber erließ für das Friedens- und Dankfest folgenden Befehl:

„Ich will, daß dem allmächtigen Gott, welcher Unseren Waffen Seinen gnadenreichen Beistand geliehen hat, dafür öffentlich gedankt und dem Herrn die Ehre, die Ihm allein gebührt, gegeben werde!"

Die neue Verfassung, welche der König seinem Heere gegeben, hatte also die Feuerprobe glänzend bestanden.

Zwei Jahre später (1866) zwang die nationale Wohlfahrt dem Könige das Feldherrnschwert zum Kampfe gegen die langverbundenen österreichischen Waffenbrüder in die mächtige und doch so demütige Hand. Da sich die Mehrheit des deutschen Bundes auf Österreichs Seite stellte, so wurde aus dem Kampf, der nach des Kaisers eigenen Worten sonst „ein Duell geblieben wäre", ein „Bruderkrieg". Schon am 3. Juli fiel bei Königgrätz („dem König gerät's") oder Sadowa, nach welchem Orte die berühmte Schlacht auch genannt wird, die Entscheidung. Die Preußen erfochten einen glänzenden Sieg und der Weg nach Wien stand ihnen offen. Auch die süddeutschen Truppen mußten vor der strammen Zucht und Geschwindigkeit der preußischen Kriegsscharen das Feld räumen. Die Worte, welche König Wilhelm am 18. Juni in dem Aufruf „An mein Volk" gesprochen: „Verleiht uns Gott den Sieg, dann werden wir auch stark genug sein, das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt und welches jetzt durch diejenigen zerrissen ist, die das Recht und die Macht des nationalen Geistes fürchten, in anderer Gestalt fester und heilvoller zu erneuern" gingen jetzt in Erfüllung; denn Österreich mußte laut Friedensvertrag

zu Prag (23. August 1866) auf seine Einmischung in deutsche Angelegenheiten verzichten, Preußen aber war nun die Hauptmacht in Deutschland, zumal da es sich Hannover, Kurhessen, Nassau und die alte freie Reichsstadt Frankfurt a/M. einverleibt hatte. Die übrigen norddeutschen Staaten schlossen mit ihm den sogen. „Norddeutschen Bund“ und die südlich vom Main gelegenen vereinbarten mit ihm ein Schutz- und Trutzbündnis für den Fall einer Bedrohung des deutschen Gebiets.

Diese Gestaltung der deutschen Verhältnisse flößte dem Erbfeinde jenseits des Rheins Furcht und Grauen ein; Napoleon III. wußte wohl, wer der eigentliche Besiegte war und daß vor dem Namen Wilhelm sein eigner Name fortan in den Schatten trat. „Rache für Sadowa,“ so hieß es daher in Frankreich: Deutschland bekriegen, ehe es stark wird, Deutschland sprengen, ehe es fest zusammenwächst! So rief denn schließlich die nationale Ehre den 73jährigen Herrscher hinaus zur Niederwerfung des Franzosenkaisers, der in seinem frechen Übermute deutsches Land, wie ehedem, verteilen wollte und deshalb unter einem ganz nichtigen Vorwande an Preußen plötzlich den Krieg erklärte.

Ruhig und politisch wolkenlos begann das Jahr 1870. Wenn auch König Wilhelm und sein treuer Ratgeber, Graf Bismarck, schon seit 1866 daran nicht zweifelten, daß es über kurz oder lang zu einem Kriege mit Frankreich kommen müßte, so war doch der damalige Ausbruch desselben für die beiden Leiter der preußischen und deutschen Politik ebenso wie für das gesamte deutsche Volk ein völlig unerwarteter. Noch am 19. Juni konnte König Wilhelm, ohne von dem aus Westen heranziehenden Gewitter etwas zu ahnen, nach dem schönen Ems abreisen, um hier durch den gewohnten Kurgebrauch seine alternden Kräfte wieder zu stärken: „friedlich, wie er war gesunnen, trank er seinen Krähnchenbrunnen als ein König und ein Held.“ Da auf einmal fing der politische Himmel an sich zu bewölken. Die Spanier, welche im Jahre 1868 ihre Königin Isabella verjagt und seitdem unter furchtbaren Wirren zu leiden hatten, lenkten nach verschiedenen anderen vergeblichen Versuchen ihre Blicke auf den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen. Eine spanische Deputation wurde an denselben abgesandt, um ihm die Königskrone anzubieten; er selbst schien auch geneigt, die Wahl anzunehmen. In dieser Annahme aber sah das eitle Volk der Franzosen eine neue Kränkung und Herausforderung.

Hastig ergriff daher Napoleon III., dessen Kaiserthron bedenklich wackelte und einer Befestigung durch neuerworbenen Ruhm des Inhabers bedurfte, die Gelegenheit, um entweder den einflußreichen Sieger von Königgrätz vor der ganzen Welt zu demütigen oder die Brandfackel des Krieges in Preußen und Deutschland hineinzuwerfen. Er sandte also seinen Botschafter Grafen Benedetti nach Ems, um im Namen Frankreichs vom Könige zu verlangen, daß er dem hohenzoller-sigmaringischen Prinzen die Verzichtleistung auf den spanischen Thron anbefehle; „wenn nicht, so ist der Krieg da“. Aus eigener Entschließung, um des

Friedens willen, trat Prinz Leopold von der Kron-Kandidatur zurück und die ganze Sache schien damit erledigt, als der französische Botschafter ganz unerwartet am 13. Juli mit der neuen Forderung auftrat, König Wilhelm solle den Verzicht Leopolds feierlich und schriftlich bestätigen und zugleich sich verpflichten, auch für die Zukunft, wenn etwa die Spanier auf diese Kandidatur je wieder zurückkommen sollten, dem Erbprinzen die Annahme des Thrones zu verbieten. Auf diese mehr als dreiste Zumutung, durch welche in dem Könige sein ganzes Volk beleidigt war, ließ ersterer dem zudringlichen Benedetti, der sogar auf offener Brunnenpromenade (am 14. Juli) seine verletzende Forderung noch einmal wiederholte, durch seinen Adjutanten, den Grafen Lehndorf, einfach sagen, er habe ihm nichts weiter mitzuteilen. Die Kunde von diesen Vorgängen rief in Deutschland die allgemeinste Entrüstung hervor. Die ganze Nation durchzuckte das Gefühl, daß der Krieg unvermeidlich geworden sei und allerorten ertönte „Die Wacht am Rhein" mit ihrem zündenden Aufruf zum Kampfe. Wirklich auch unterschrieb Napoleon schon in der Nacht auf den 15. Juli die frevelhafte Kriegserklärung gegen Preußen und Kaiserin Eugenie, die fanatische Spanierin, jauchzte befriedigt: „Das ist mein Krieg! Mit Gottes Hilfe werden wir das protestantische Preußen niederwerfen." Ganz Frankreich schrie Beifall und der Ruf: „Nach Berlin! Nach Berlin!" erfüllte die Straßen von Paris.

König Wilhelm hatte schon am Morgen des 15. Juli seine Rückreise nach Berlin angetreten; auf allen Stationen, namentlich aber beim Eintreffen in Berlin wurde er mit einem wahren Begeisterungssturm begrüßt, sodaß er tiefbewegt äußerte: „Das ist ja gerade wie 1813!" In einer Volksadresse hieß es: „Ew. Königlichen Majestät getreues Volk bittet nur Eines: Nicht zu ruhen, bis dieser französische Übermut für alle Zukunft gedemütigt und Deutschland in seiner alten Größe hergestellt und gesichert ist. Wir haben nur ein Wort in dieser Zeit: Mit Gott für König und Vaterland! Hurra! Drauf!

In Treue, in Ehrfurcht, in voller Zuversicht

Männer des preußischen Volkes."

Das war die allgemeine Stimmung. Als am darauffolgenden Tage die Befehle für die Mobilmachung, sowohl für den Norddeutschen Bund wie auf Grund der Friedensschlüsse von 1866 auch für die süddeutschen Staaten, bekannt wurden, da erscholl von einem Ende Deutschlands bis zum andern die einmütige Antwort:

„Sie wollen's! So reiße denn, deutsche Geduld!
Reiß durch vom Belt bis zum Rheine.
Es klinge die Losung: Zum Rhein! Übern Rhein!
Alldeutschland in Frankreich hinein!"

Und so geschah es nach Gottes Fügung. „Wir haben," sagte König Wilhelm bei Eröffnung des Norddeutschen Reichstages (am 19. Juli, dem

Todestage seiner unvergeßlichen Mutter), „mit klarem Blicke die Verantwortlichkeit ermessen, welche vor den Gerichten Gottes und der Menschen den trifft, der zwei große und friedliebende Völker im Herzen Europas zu verheerenden Kriegen treibt!"

Unmittelbar nach dieser außerordentlichen Reichstagseröffnung begab sich der greise Monarch, wie alljährlich an diesem Tage, nach dem Mausoleum von Charlottenburg, um hier an der Ruhestätte seiner verklärten Eltern sein herzinniges Gebet zu verrichten. Welche schmerzlichen und doch zugleich erhebenden Erinnerungen aus den Tagen der Kindheit und Jugend mögen da durch seine Seele gezogen sein und ihn gestärkt haben zu dem Kampfe, zu welchem er nach Gottes Ratschluß als Greis noch einmal das Schwert ziehen mußte! Eine besondere Weihe erhielt dieser denkwürdige Tag noch durch die an demselben „in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten der Vorfahren in den großen Jahren der Befreiungskriege" vollzogene Urkunde zur Erneuerung des „Eisernen Kreuzes", das der Vater dereinst am Geburtstage der Königin Luise gestiftet hatte.

Nachdem dann, ebenso wie am 27. Juni 1866, auf Anordnung des Königs am 27. Juli ein außerordentlicher allgemeiner Bettag gehalten worden war, reiste der oberste Kriegsherr am 31. Juli seinen Heeren an die französische Grenze nach; er nahm von seinem Volke Abschied mit den Worten: „. . . . Mein Volk weiß mit Mir, daß Friedensbruch und Feindschaft wahrhaftig nicht auf unserer Seite war. Aber herausgefordert, sind wir entschlossen, gleich unseren Vätern und in fester Zuversicht auf Gott den Kampf zu bestehen zur Errettung des Vaterlandes."

Am 2. August trat König Wilhelm den Oberbefehl über die gesamte, reichlich 600000 Mann starke, deutsche Kriegsmacht an. Von Mainz aus machte er dies in folgender einfachen und prunklosen Weise bekannt:

„An die Armee.

Ganz Deutschland steht einmütig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesamten Armeeen und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit Mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein! Wilhelm."

Schon am 4. August meldete er an die Königin Augusta nach Berlin: „Unter Fritzens Augen heute einen glänzenden, aber blutigen Sieg erfochten durch Erstürmung von Weißenburg und des dahinter liegenden Geisberges . . . . Gott sei gepriesen für diese erste glorreiche Waffenthat. Er helfe weiter!" Und in welch unbegreiflich-wunderbarer

Weise hat der himmlische Schlachtenlenker weiter geholfen und die deutschen Waffen gesegnet! Schlag auf Schlag, Sieg auf Sieg, so ging's vorwärts. Auf Weißenburg folgten zunächst Wörth und Spichern (6. August), dann Courcelles (14. August), Vionville oder Mars-la-Tour (16. August) und Gravelotte (18. August). Die französische Hauptmacht mit ihren Kerntruppen, die Garden mit ihren stolzen Erinnerungen waren unter ihren bewährtesten Generalen in fester Stellung aufs Haupt geschlagen worden und dies angesichts der großen „jungfräulichen" Festung Metz, die den Stützpunkt der Feinde bildete und unerschöpfliche Hilfsquellen an Kriegsmaterial zu bieten schien.

Es vergingen abermals kaum 14 Tage und mit Staunen vernahm die Welt die fast unglaubliche Kunde: Der Kaiser Napoleon ist mit seiner ganzen Armee vor Sedan kriegsgefangen (2. September). „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!" telegraphierte König Wilhelm an seine hohe Gemahlin und in seinem Schreiben vom 3. September sagte er: „Es ist wie ein Traum, selbst wenn man es Stunde für Stunde hat abrollen sehen! Wenn ich mir denke, daß nach einem großen glücklichen Kriege ich während meiner Regierung nichts Ruhmreicheres mehr erwarten konnte und ich nun diesen weltgeschichtlichen Akt erfolgt sehe, so beuge ich mich vor Gott, der allein mich, mein Heer und meine Mitverbündeten auserſehen hat, das Geschehene zu vollbringen, und uns zu Werkzeugen Seines Willens bestellt hat. Nur in diesem Sinne vermag ich das Werk aufzufassen und in Demut Gottes Führung und Seine Gnade zu preisen." Daheim aber sang Emanuel Geibel:

„Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm
durch's Land frohlocken im Jubelsturm!
Des Flammenstoßes Geleucht facht an,
Der Herr hat Großes an uns gethan.
Ehre sei Gott in der Höhe!"

Durch die Kapitulation von Sedan fielen in die Hände der Deutschen: außer Kaiser Napoleon, dem das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel als Aufenthaltsort überwiesen wurde (Wilhelms Höhe war Napoleons Fall), 108000 Gefangene, darunter der verwundete Marschall Mac Mahon und 4000 Offiziere; ferner 400 Feldgeschütze, 150 Festungskanonen und 10000 Pferde. Der kriegerische Triumph war ein beispielloser, dabei aber war es eine besonders günstige Fügung, daß er gemeinsam von den Preußen, den Sachsen, Bayern und Württembergern errungen war. Die deutsche Einigkeit hatte diesen glorreichen Sieg erfochten: das gemeinsam vergossene Blut und die alle durchdringende Begeisterung führten die Herzen der deutschen Stämme noch näher zu einander und in allen erwachte das helle und sichere Bewußtsein, daß jetzt das deutsche Reich in seiner alten Herrlichkeit wieder erstehen und im Friedensschlusse die fast zwei Jahrhunderte zuvor schmählich geraubten Provinzen Elsaß und Deutsch-Lothringen wieder gewonnen werden müßten.

Was aber der Heldengreis beim Empfange der Meldung von Napoleons Übergabe zum Grafen Bismarck gesagt: „So groß und welthistorisch dieses Ereignis auch ist, so bringt es uns den Frieden doch noch nicht!“ das sollte leider in vollem Umfange sich bewähren. Das französische Kaiserreich war freilich gestürzt, doch schon am 4. September wurde in Paris die „nationale Verteidigung“ eingesetzt, eine Regierung, welche die trotzige Erklärung abgab: „Die große Nation sei gewillt, den Kampf unter allen Umständen fortzusetzen, keinen Fuß breit Landes, keinen Stein von einer französischen Festung herauszugeben.“ So mußte denn mit dem alten Feinde, der die gewaltigsten Anstrengungen zum Widerstande machte, noch fünf schwere Monate hindurch auf das Furchtbarste gerungen werden: alle Greuel der Verwüstung kamen über das stolze und schöne Frankreich, der ganze nördliche Teil glich bald einer Einöde und manche Familie, die vor dem Kriege reich und glücklich gewesen, hatte mit Not und Elend zu kämpfen. Das war die Geißel Gottes wider das hoffärtige Volk; „dem Hoffärtigen widerstehet Er, doch dem Demütigen giebt Er Gnade!“ Am meisten trotzten die Franzosen auf ihr vermeintlich uneinnehmbares Paris, das Herz des Landes, ja, wie sie sich einbildeten, das Herz der Welt; durch einen Kranz von Befestigungswerken (Forts) war diese fast 2 Millionen Einwohner zählende Riesenstadt geschützt; sie war wirklich die stärkste Festung des Erdkreises. Aber dem Könige Wilhelm, der den Allmächtigen im Bunde hatte, sollte auch dies Eroberungswerk gelingen. Die deutschen Truppen umfaßten die Stadt in einem weiten Umkreise wie mit einem eisernen Gürtel und bald stellte sich Mangel an Lebensmitteln, später sogar die bitterste Hungersnot bei den Belagerten ein; dies sowie der Ausbruch eines furchtbaren Aufruhrs brach endlich den harten Sinn der Pariser: am 28. Januar 1871 ergab sich die Hauptstadt Frankreichs. Welch ein Siegesmarsch im Leben König Wilhelms: von Düppel nach Königgrätz, von Sadowa nach Sedan und Paris! Was die kühnste Phantasie nicht zu hoffen wagte, es war geschehen: aus diesem gewaltigen Ringen zweier großer Völker ist Deutschland siegreich hervorgegangen, ohne auch nur ein einziges Mal eine Niederlage erlitten zu haben. Aber mehr noch als der Siegeslauf ohne gleichen, mehr als gewonnene Schlachten, eroberte Festungen, mehr als die Gefangennahme Napoleons und das bezwungene Paris war die Wiedererweckung des Vaterlandes. Ein einiges, mächtiges Deutschland: bei dem ersten Kriegsruf stand es da und auf den Schlachtfeldern Frankreichs hatte es sich bewährt.

Von Paris und Versailles waren seit Jahrhunderten die bald arglistigen, bald gewaltthätigen Pläne zur Zersplitterung und Vernichtung des alten Deutschen Reiches ausgegangen; gerade hier aber ließ Gott uns des verlorenen Reiches Herrlichkeit und die vergrabene Kaiserkrone wiederfinden, welche wir unter tausend Schmerzen und auf vielen Irrwegen so lange vergeblich gesucht hatten. Am 18. Januar 1871, dem 170jährigen Gedenktage des preußischen Königtums, wurde zu Ver-

sailles im feenhaft prachtvollen Schlosse Ludwigs XIV., des bösesten Feindes Deutschlands, der greise König Wilhelm, umgeben von Fürsten, Prinzen, Generälen und umrauscht von den siegreichen Fahnen der das stolze Paris belagernden Regimenter, zum Kaiser von Deutschland ausgerufen. Bismarck, der jetzt wegen seiner unvergleichlichen Verdienste ums Vaterland in den Fürstenstand erhoben wurde, verlas die Proklamation und der Großherzog von Baden rief alsdann mit lauter Stimme: „Se. Majestät König Wilhelm, der Kaiser von Deutschland, lebe hoch!“ Einem brausenden Donner gleich, rauschte das dreimalige Hoch durch die Versammlung, die Helme wurden geschwungen und in den Augen ergrauter Krieger erglänzten Freudenthränen. Kaiser Rotbart, der Hohenstaufe, war jetzt in Kaiser Weißbart, dem sieg- und ruhmgekrönten Hohenzoller, kraftvoll erwacht, in ihm, der als gewaltiger Aar sich kühnen Flugs erhoben, um die nach Deutschlands herrlichsten Gauen gierigen Raben weithin zu verjagen und die verlorene deutsche Kaiserkrone, die man auf den blutgetränkten Gefilden des alten Erbfeindes wiedergefunden, aufs greise Haupt zu setzen. Diese Wiederaufrichtung der deutschen Reichsherrlichkeit ist der Höhepunkt in König Wilhelms Leben.

Auf den am 28. Januar, dem Todes- und Gedenktage des ersten deutschen Kaisers Karls des Großen, vereinbarten Waffenstillstand folgte am 2. März zu Versailles ein vorläufiger Friedensvertrag, der dann am 10. Mai (1871) zu Frankfurt a/M. seinen endgültigen Abschluß fand: ganz Elsaß, mit Ausnahme der im Süden gelegenen Festung Belfort, sowie Deutsch-Lothringen mit den Festungen Metz und Diedenhofen (Thionville) wurden an Deutschland zurückgegeben; außerdem mußte Frankreich eine Kriegskostenentschädigung von fünf Milliarden Frank (= 4 Milliarden Reichsmark) zahlen. „Der Herr der Heerscharen,“ so sagte u. a. Kaiser Wilhelm in der Verkündigung des Friedensschlusses vom 2. März, „hat überall unser Unternehmen sichtlich gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in seiner Gnade gelingen lassen. Ihm sei die Ehre! Der Armee und dem Vaterlande mit tieferregtem Herzen Meinen Dank!“

Beim Siegeseinzug in Berlin (am 16. Juni) wurde dem an der Spitze seiner siegreichen Truppen daherreitenden Heldengreise unter Überreichung eines Lorbeerkranzes folgendes treffliche Gedicht gewidmet:

„Heil Kaiser Wilhelm Dir im Siegeskranze,
wie keiner noch geschmückt ein Heldenhaupt!
Heimführst du Deutschlands Heer vom Waffentanze,
so glorreich, wie's der Kühnste nicht geglaubt.
Du bringst zurück in der Trophäen Glanze
die Lande, einst dem Deutschen Reich geraubt.
Durch Dich geführt, errangen Deutschlands Söhne
Germania uns in ihrer alten Schöne.

Nun grüßt der Jubel Dich von Millionen
aus allen Himmeln, Ost, West, Süd und Nord,
schlägt's deutsche Herz doch unter allen Zonen
treu seine warmen Heimatspulse fort;
und mit den unwelkbaren Lorbeerkronen
bringst Du die Palme uns, als Friedenshort.
O, daß ihr Schatten Dich noch lange labe,
Dein Sämanns Mühen reiche Ernte habe!"

In wunderbarer Weise hat Gott diesen treugemeinten Wunsch eines dankbaren Volkes sich erfüllen lassen; denn über alles Erwarten sind die 17 Jahre des Kaiserlichen Regiments gesegnet und zu einer nie geahnten Höhe der Blüte ist das Deutsche Reich durch Wilhelm den Glorreichen geführt worden, sodaß wir jetzt aus der Tiefe des Herzens jauchzen können:

„Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt,
wenn es stets zu Schutz und Trutze
brüderlich zusammenhält!
Von der Maas bis an die Memel,
von der Etsch bis an den Belt.
Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt!"

Daß aber die beispiellos herrlichen Erfolge überhaupt möglich waren, verdanken wir nächst Gott der Pflichttreue und rastlosen Thätigkeit des Großen Monarchen, dessen Auge, gleich einem Moses, nicht dunkel geworden, dessen Kraft nicht verfallen war, der bis in die letzten Tage seines irdischen Lebens, bis zur letzten Unterschrift ein Vorbild der Zucht, der Arbeitsfreudigkeit und Pflichttreue gewesen ist mit der Losung: „Ich habe nicht Zeit, müde zu sein!"

Wo aber finden wir wiederum die Lösung des wunderbaren Rätsels, welches dies großartige Fürstenleben uns darbietet? Nun, einzig und allein in seiner Gottesfurcht, in seinem unwandelbaren Gottvertrauen, in seiner tiefen Demut vor Gott. Nicht seine eigene, sondern Gottes Ehre suchte er überall und jederzeit: „Ihm allein die Ehre; wir aber sind nur seine Werkzeuge!" Aus dieser Quelle ungeheuchelter, aufrichtiger Frömmigkeit floß seine Jugendkraft und Jugendfreudigkeit, die unverwüstliche, staunenerregende Geistesfrische und körperliche Rüstigkeit, in der wir ihn sein schweres Amt bis zum letzten Atemzuge verwalten sahen. Denn „die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden" (Jes. 40 v. 31). Auf Kaiser Wilhelm, der in seinen hohen Lebensjahren, frei von den niederbeugenden Beschwerden und Gebrechen und, was mehr sagen will,

von der Eigenheit und Wunderlichkeit des Alters, einer Ausdauer und Selbstverleugnung fähig war, die vielen weit Jüngeren zur tiefen Beschämung gereichen muß, findet in der That das schöne Bild des Psalmisten (Ps. 92 v. 13) Anwendung, daß er dastand grünend wie der Palmbaum, dessen Blätter nicht welken, fest wie die Zeder auf dem Libanon oder, wenn wir lieber wollen, wie die deutsche Eiche, die auch den verheerenden Stürmen Trotz bietet; von ihm galt in Wahrheit das Wort, mit welchem derselbe fromme Sänger das Ergehen der Gerechten preist: „Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein."

Die stille, allen äußeren Glanz der Kronen und Ehren überstrahlende Majestät demütiger und wahrhaftiger Gottesfurcht war aber für Kaiser Wilhelm auch der Anfang der Weisheit, die in wunderbarer Weise in der Wahl seiner Ratgeber sich zeigte. Immer die rechten Männer finden, sie auf den richtigen Posten stellen und durch dankbare Anerkennung ihrer Verdienste an sich fesseln: diese Kunst eines weisen Regenten hat Wilhelm der Siegreiche gleichfalls trefflich verstanden. Und wie dankte er den Männern, die in merkwürdigster sich gegenseitig ergänzender Vereinigung ihm zur Seite standen! „Wir müssen heute," so lautete sein berühmt gewordener Trinkspruch beim Siegesmahle am 3. September 1870, „aus Dankbarkeit auf das Wohl Meiner braven Armee trinken; Sie, Kriegsminister von Roon, haben unser Schwert geschärft, Sie, General von Moltke, haben es geleitet und Sie, Graf Bismarck, haben seit Jahren durch die Leitung der Politik Preußen auf seinen jetzigen Höhepunkt gebracht. Lassen Sie uns also auf das Wohl der Armee, der drei von mir Genannten und jedes einzelnen unter den Anwesenden trinken, der nach seinen Kräften zu den bisherigen Erfolgen beigetragen hat." Noch auf dem Sterbebette richtete er Worte dankbarer Anerkennung an den Reichskanzler Fürsten Bismarck: „Das hast Du gut gemacht;" dieses kurze Urteil, wie inhaltsschwer aus dem Munde eines solchen Herrschers! Und der Mann von Stahl und Eisen, gingen ihm nicht die Augen über, als er, seiner traurigen Pflicht nachkommend, unmittelbar nach dem Heimgange des geliebten Herrn (9. März früh $8^1/_2$ Uhr), „des ersten Kaisers aus unserer Mitte", dem Reichstage das ebenso schmerzens- als bedeutungsreiche Ereignis mitteilte? Thränen erstickten fast seine Stimme, als er die Tugenden des selig Vollendeten pries und mit den Worten schloß: „Die heldenmütige Tapferkeit, das nationale hochgespannte Ehrgefühl und vor allen Dingen die treue, arbeitsame Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande, die in unserm dahingeschiedenen Herrn verkörpert war — mögen sie unserer Nation ein unzerstörbares Erbteil sein, welches der aus unserer Mitte geschiedene Kaiser hinterlassen hat. Das hoffe ich zu Gott, daß dieses Erbteil von allen, die wir an den Geschäften unseres Vaterlandes mitzuwirken haben, in Krieg und Frieden, in Heldenmut, Hingebung, Arbeitsamkeit und Pflichttreue treu bewahrt werde."

Diese herrlichen Tugenden, die einzeln schon hinreichen, um einen Menschen besonders zu schmücken, werden noch vermehrt durch die Perlen der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, der Friedfertigkeit, Ehrenhaftigkeit, Mäßigung und Selbstbescheidung, herzlichen Wohlwollens, Leutseligkeit, unerschöpflicher Liebe und zartester Aufmerksamkeiten. Wenn man aber des verklärten Kaisers tiefinnerste Gemütsart am deutlichsten und würdigsten beschreiben wollte, so könnte man ihn „den Dankbaren" nennen. Noch trug nie ein Fürst diesen Ehrennamen, vielleicht weil desselben noch nie einer ganz würdig gewesen. Dankbarkeit ist eine Blume, die nicht häufig auf der Höhe gedeiht; Dankbarkeit und dementsprechend Demut und Bescheidenheit waren der Grundzug seines Charakters. Vielfach tragen seine Briefe die Unterschrift: „Ihr Dankbarer;" aber selbst seinen untergeordneten Dienern lohnte er jede erfüllte Pflicht mit „Ich danke", wie er andererseits ähnlicherweise auch nur Wünsche äußerte mit „Ich bitte".

So steht es im Geiste vor uns, das teure Bild des Kaisers Wilhelm, der seinem Volke ein verkörpertes Lebensideal geworden ist, ein Muster jeder männlichen Tüchtigkeit und Tugend!

Viele Ehrenkronen hat er getragen: in unzähligen Liedern ist sein Name verherrlicht, Griffel und Stift werden nicht müde, seine Thaten der Mit- und Nachwelt darzustellen. Was zu seinem 90jährigen Geburtstage der jüngst verstorbene Dichter der „Palmblätter" ihm zujauchzte:

„Laß dir danken, edles Herz,
echt wie Gold und fest wie Erz,
Lauter, bieder, mild und schlicht,
Fromm vor Gott und treu der Pflicht!"

das war aus der Seele der ganzen Nation gesprochen. Das deutsche Volk hat ihn geehrt, wie noch nie ein Volk seinen Herrscher ehrte, und es hat dadurch bewiesen, daß ihm die schönsten aller menschlichen Tugenden, Dankbarkeit und Liebe, eigen sind.

Kaiser Wilhelm hat auch viel Schmerzliches erlitten, und namentlich in seinem letzten Lebensjahre hat ihn Gott durch das hoffnungslose Leiden seines einzigen Sohnes und Nachfolgers (Friedrich III.) hart geprüft; aber er hat dafür die Befriedigung und den Trost gehabt, daß nicht nur sein treues deutsches Volk, sondern daß gewissermaßen die zivilisierten Völker der ganzen Welt zu ihm emporschauten in unbegrenztem Vertrauen, herzinniger Teilnahme, Liebe und Verehrung. So wird sein Andenken fortleben durch die Jahrhunderte hindurch als das eines Mächtigen dieser Erde, der Weisheit und Hoheit, Größe und Demut in schönster Vereinigung in sich barg und der der Edelste seiner Zeit war!

Die folgenden Blätter wollen uns nun die mildleuchtende Heldengestalt Kaiser Wilhelms des Geliebten (oder welchen Ehrenbeinamen man ihm sonst geben mag) durch interessante Einzelheiten aus dem thatenreichen und gottbegnadeten Leben desselben, ernster und heiterer Natur, frisch und lebendig vor Augen stellen; sie wollen den einzigartigen, vielgepriesenen Monarchen als rechten Christen, als Kriegsherrn und Friedensfürsten, als Landes- und Familienvater, als ritterlichen Freund und Gönner, kurz in seinem ganzen Wesen „als Menschen" gleichsam in Einzelbildern zeigen, die sich in ihrer Unmittelbarkeit, Frische und Lebenskraft dem Herzen und Gedächtnis gewiß tiefer eingraben, als lange Charakterschilderungen.

Möge denn die Sammlung den freundlichen Lesern Freude und Erquickung bereiten, gleichzeitig aber auch Segen stiften!

„Des Gerechten Gedächtnis bleibt zum Segen!" (Spr. Sal. 10 v. 7).

Der Verfasser.

Kapitel I.

Glaube und echte Frömmigkeit.

a. Glaube an göttliche Vorsehung und unbedingtes Hoffen auf das Jenseits sowie demütige Selbsterkenntnis und herzliche Dankbarkeit.

1. Aus den letztwilligen Aufzeichnungen.

Der „Reichsanzeiger“ brachte s. Z. folgende Mitteilungen:

Die letztwilligen Aufzeichnungen Sr. Maj. des Kaisers und Königs Wilhelm I., Meines in Gott ruhenden Herrn Großvaters, enthalten ein herrliches Zeugnis erhabener Seelengröße und edlen frommen Sinnes, dessen Kenntnis Ich Meinem Volke nicht vorenthalten will. Ich habe deshalb an dem heutigen, für Mein Haus bedeutungsvollen Tage beschlossen, den beikommenden Auszug aus diesen Aufzeichnungen bekannt zu geben, als ein Denkmal zur Ehre des Entschlafenen, als ein Vorbild für Mein Haus und für Mein Volk.

Sie haben hiernach das Weitere zu veranlassen.

Potsdam, den 31. August 1888.

Wilhelm R.

An den Minister des Königlichen Hauses.

Auszug
aus den letztwilligen Aufzeichnungen Sr. Maj. des in Gott ruhenden Kaisers und Königs Wilhelm.

I. Koblenz, den 10. April 1857.

Im Glauben ist die Hoffnung!
Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe
auf Ihn, Er wird es wohl machen!
Herr, Dein Wille geschehe im Himmel wie
auf Erden! —

Wenn diese Schrift in die Hände der Meinigen fällt, gehöre ich zu den Abgeschiedenen!

Möchte es mir vergönnt sein in meinen letzten Lebensstunden, meinen Geist den Händen meines Gottes zu empfehlen!

Möchte es mir vergönnt sein, von meinen Teueren, mich Überlebenden, Abschied nehmen zu können!

Sollte ein jäher Tod mich ereilen, so möge mein ganzes Leben eine Vorbereitung für das Jenseits gewesen sein!

Möge Gott mir ein barmherziger Richter sein!

Ein viel bewegtes Leben liegt hinter mir!

Nach Gottes unerforschlicher Fügung haben Leid und Freude in stetem Wechsel mich begleitet. Die schweren Verhängnisse, die ich in meiner Kindheit über das Vaterland einbrechen sah, der so frühe Verlust der unvergeßlichen, teuren, geliebten Mutter, erfüllte von früh an mein Herz mit Ernst. Die Teilnahme an der Erhebung des Vaterlandes war der erste Lichtpunkt für mein Leben.

Wie kann ich es meinem heißgeliebten König und Vater genugsam danken, daß er mich teilnehmen ließ an der Ehre und dem Ruhme des Heeres! Seiner Führung und Liebe, seiner Gnade danke ich alles, was er mir bis zu seinem Tode vertrauensvoll erwies! Die treueste Pflichterfüllung war meine Aufgabe in liebender Dankbarkeit, sie war mein Glück!

Dem Könige, meinem Bruder, der mir zugleich vertrauensvoller Freund ist, kann ich nie hinreichend für diese Stellung zu ihm dankbar sein.

Wir haben schöne, aber auch schwere Zeiten zusammen durchlebt, die uns aber nur immer enger verbunden haben, vor allem die jüngsten Jahre, wo Verrat und Irrungen das teure Vaterland dem Abgrunde nahe brachten. Seiner Gnade und seinem Vertrauen danke ich es, daß ich in Deutschland auf seinen Befehl Ordnung und Zucht herstellen konnte, nachdem Er im eigenen Lande dies Beispiel gegeben hatte.

Alle, die mit mir durch Freundschaft und Wohlwollen in Verbindung traten, — und ihre Zahl ist nach Gottes Weisheit nicht gering gewesen — finden hier meinen heißen Dank und zugleich den letzten Dank für ihre Liebe, mit der sie mir begegneten. Viele sind mir in das Jenseits vorangegangen — wie wird unser Wiedersehen sein?

Allmächtiger! Du kennst meine Dankbarkeit für alles, was mir hienieden Teueres und Schmerzliches begegnete! In Deine Hände befehle ich meinen Geist!!

Amen!

Wilhelm.

II. Berlin, den 31. Dezember 1866.

Seitdem ich am 10. April 1857 meinen Abschiedsgruß meinen zu Hinterlassenden niederschrieb, hat das Schicksal mächtig in mein Leben eingegriffen. Die Vorsehung bestimmte in einer ungeahnten Weise über die letzten Lebensjahre meines teuren Bruders und berief mich noch bei seinem Leben zu seinem Nachfolger. Als Gott den vielgeprüften König und Bruder von seinem schweren Leiden gnädig erlöste, mußte ich den Thron der Väter besteigen. Gegen meine Neigung schritt ich zur Krönung,

in tiefster Demut, um Preußen mit seinen neuen Institutionen die irdische Macht zu vergegenwärtigen, die zu dessen Heil fest bestehen müsse. Diese meine gewissenhafte Überzeugung hat mich geleitet und gestählt in den schweren Kämpfen, die ich mit jenen neuen Institutionen Jahre lang zu bestehen hatte.

Diese Kämpfe haben mich tief erschüttert, weil ich standhalten mußte gegen ein wirres Andrängen gegen jene irdische Macht, die ich nicht aus den Händen geben durfte, wenn Preußens Geschichte nicht aufgegeben werden sollte. Ich vergebe allen, die wissentlich und unwissentlich sich meinen, auf Gewissensüberzeugung begründeten Absichten zum Wohle des Vaterlandes, entgegensetzten, um die Macht der Krone zu schmälern und die Herzen der Preußen derselben zu entfremden.

Vergessen mögen meine Nachkommen es aber nicht, daß Zeiten möglich waren, wie die von 1861—66!

In dem Jahre, welches heute schließt, hat sich Gottes Gnade in einer Art über Preußen ergossen, die für so viel Erduldetes reichlich entschädigt. In Demut erkenne ich diese göttliche Gnade, die mich ausersehen hat, in meinem vorgerückten Alter eine Wendung der Verhältnisse herbeizuführen, die zum Heil des engeren und weiteren Vaterlandes bestimmt zu sein scheint. Das Werkzeug, so Großes zu erreichen, die Armee, steht unübertroffen in diesem Augenblick vor der Welt. Der Geist, der sie beseelt, ist der Ausdruck der Gesittung, die eine sorgliche Hand meiner erhabenen Vorfahren der Nation anerzogen hat. Die Armee finde in allen ihren Teilen in dieser ernsten Scheidestunde des Jahres meinen Herzensdank für die Hingebung und Aufopferung, mit der sie meinem Rufe folgte und vor meinen Augen siegte — ein Erlebnis, für das ich Gott meinen demütigen Dank stammle!

Aber ganz Preußen finde hier meinen Königlichen Dank für die Gesinnung, die es in diesem denkwürdigen Jahre an den Tag legte!

Wo solche Vaterlandsliebe sich zeigt, da ist der gesunde Sinn vorhanden, der Nationen groß macht, und darum segnet sie Gott sichtlich! Meinen heißesten Dank finden alle hier, die mir halfen durch schwere Zeiten zu dem Lichtpunkte dieses Jahres zu gelangen!

Möge Gottes Segen immer auf Preußen ruhen und Preußen sich dieses Segens würdig zeigen!

Möge mein Sohn und seine Nachkommen solches Volk und solche Armee um sich sehen und durch besonnenes, zeitgemäßes Fortschreiten das Wohl und Gedeihen beider sorglich fördern und Preußen die Stellung sichern, die ihm von der Vorsehung sichtlich angewiesen ist!

Das walte Gott in Seiner Gnade!!!

Mitternacht! 66—67. Wilhelm.

III. 13. Dezember 1871.

1870—1871.

Gott war mit uns!
Ihm sei Lob, Preis, Ehre, Dank!

Als ich am Schluß des Jahres 1866 mit dankerfülltem Herzen Gottes Gnade dankend preisen durfte für so unerwartet glorreiche Ereignisse, die sich zum Heile Preußens gestalteten und den Anfang zu einer Neu-Einigung Deutschlands nach sich zogen, da mußte ich glauben, daß das von Gott mir aufgetragene Tagewerk vollbracht sei, und ich dasselbe nun in Ruhe und Frieden fortbildend, dereinst meinem Sohne glückbringend hinterlassen würde, voraussehend, daß ihm es beschieden sein werde, die südliche Hälfte Deutschlands mit der nördlichen zu einem Ganzen zu einen.

Aber nach Gottes unerforschlichem Ratschluß sollte ich berufen werden, selbst noch diese Einigung herbeizuführen, wie sie sich nach dem von Frankreich auf das Frivolste herbeigeführten ebenso glorreichen als blutigen 7monatlichen Kriege — nunmehr darstellt! Wenn je in der Geschichte sich Gottes Finger sichtlich gezeigt hat, so ist dies in den Jahren 1866, 1870 und 71 geschehen.

Der Deutsch-französische Krieg, der wie ein Blitz aus heiterem Himmel herabfiel, einte ganz Deutschland in wenig Tagen und seine Heere schritten von Sieg zu Sieg und erkämpften mit schmerzlichen Opfern Ereignisse, die nur durch Gottes Willen möglich waren. Dieser Wille stellte mir Männer zur Seite, um so Großes vollbringen zu sollen. Dieser Wille stählte die Gesinnung der Kämpfenden in Hingebung und Ausdauer und nie gekannter Tapferkeit, sodaß an Preußens Fahnen und an die seiner Verbündeten sich unvergänglicher Ruhm und neue Ehre knüpfte. Dieser Wille begeisterte das Volk zu nie gekannter Opferwilligkeit, zur Linderung der Leiden, die der Krieg unvermeidlich schlägt!

Mit demütig dankerfülltem Herzen preise ich Gottes Gnade, die uns würdig befunden hat, so Großes nach seinem Willen vollbringen zu sollen! Möge diese Gnade ferner uns zur Seite stehen beim Auf- und Ausbau des neugeeinten Deutschlands, zu dem erst der Grund gelegt ist, und Frieden uns beschieden sein, „die Güter in Demut zu genießen“, die in blutigen, heißen Kämpfen errungen wurden!! —

Herr, Dein Wille geschehe im Himmel, also auch auf Erden!!!
Amen! Wilhelm.

IV. Berlin, den 31. Dezember 1878,
$^1/_2$11 Uhr abends.

Es gehet ein Jahr zu Ende, welches für mich ein verhängnisvolles sein sollte! Ereignisse von erschütternder Art trafen mich am 11. Mai und am 2. Juni!

Die körperlichen Leiden traten zurück gegen den Schmerz, daß preußische Landeskinder eine That vollbrachten, die am Schluß meiner Lebenstage doppelt schwer zu überwinden war und mein Herz und Gemüt für den Rest meiner Tage finster erscheinen lassen! Doch muß ich mich ergeben in den Willen Gottes, der dies alles zuließ, aber zugleich seine Gnade und Barmherzigkeit walten ließ, da Er mir nicht nur das Leben erhielt, sondern mich in einer Weise gesunden ließ, die mich zu meinen Berufsgeschäften wieder fähig machte. So preise ich Gott für diese Seine Führung, in der ich zugleich eine Mahnung erkenne, mich zu prüfen, ehe ich vor dem Richterstuhle des Allmächtigen erscheinen soll! Daher erkenne ich in den so sichtbar gewordenen Ereignissen eine gnadenvolle Führung Gottes, die zum Guten führen soll, wie alles, was von Ihm in Leid und Freude uns trifft. Darum preise ich die Vorsehung für die schmerzensvollen Ereignisse des ablaufenden Jahres. Sie haben mir aber auch Erhebendes gebracht durch die Teilnahme, welche mir von allen Seiten zuteil wurde.

Zunächst findet hier meine Gemahlin meinen heißen Dank für ihre Liebe und Teilnahme, die sie mir, selbst leidend, schenkte, demnächst meine Tochter, die mit kindlicher Liebe mich pflegte und mir so wohl that. Alle Familienglieder nah und fern finden hier meinen liebevollen Dank für alles, was sie mir Teilnehmendes in der Schmerzenszeit bewiesen. Allen denen, die in so überraschender Weise meiner gedachten, gebührt hier mein inniger Dank. Und woher kam diese Teilnahme? Von wo anders als vom Allmächtigen, dessen Führung es wollte, daß ich in der Welt so gestellt ward, daß Seine Gnade sich jedermann einprägte, die über mir waltete. Und in dieser Waltung erkenne ich wiederum Seine Liebe und Barmherzigkeit, daß Er mich ausrüstete, Seinen Willen hier auf Erden zu vollführen, und Er mich und mein Volk würdig fand, das übertragene Pfund zu verwalten. Also wiederum nur Gottes Gnade preise ich in allem, was mir von Menschen in der Leidenszeit Gutes zuteil ward. Aber nicht bloß in dieser Leidenszeit zeigte sich diese Teilnahme, sondern jederzeit habe ich dieselbe in einem Maße empfangen, die weit über das Verdienst ging, mit dem ich jenes Pfund verwalten konnte. Die Menschen haben meine Schwächen und Fehler übersehen wollen; aber der, welcher sie kennt, wolle mir dereinst ein barmherziger Richter sein, wo ich die Lehren und Weisungen des eingeborenen Sohnes des himmlischen Vaters nicht achtete!

Herr, Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden. Im Glauben ist die Hoffnung, und die himmlische Liebe der Weg dahin. Amen. Wilhelm.

---

2. Im Himmel angeschrieben sein.

Eine Dame der dem Königlichen Hofe nahestehenden Kreise hatte einen Fächer gemalt, den sie einem wohlthätigen Vereine zur Verlosung oder zum Verkauf übermitteln wollte. Um aber das Geschenk recht wert=

voll zu machen, sollte des Kaisers Name darauf geschrieben sein. Sie wandte sich deshalb an den gütigen Herrn mit der Bitte, er wolle huldvollst auf den Fächer sein „Wilhelm Rex" schreiben. Als nun der König fragte, wohin er denn auf der schönen Malerei sich einzeichnen solle, erwiderte die Dame: „Majestät, hier in den Himmel." „Ja," entgegnete der hohe Schreiber, „das möchte ich gern, daß mein Name im Himmel angeschrieben wäre."

3. Auf dem Sterbelager.

Am Vorabende des Heimganges des fast 91jährigen Kaisers trat Oberhofprediger D. Koegel an das Sterbebett desselben und spendete Trost aus Gottes Wort: „Ob ich schon wanderte im finstern Thal", sprach er, „fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich" (Ps. 23 V. 4); ferner „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen; aber meine Gnade soll nicht von dir weichen und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der Herr, dein Erbarmer" (Jes. 54 V. 10). „Das ist schön!" sagte der Monarch. Der Geistliche bezeugte: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Christus ist die Auferstehung und das Leben." „Das ist richtig!" lautete das Bekenntnis des Sterbenden. Der Seelsorger fuhr fort mit dem Simeonsworte (Luk. 2 V. 29 und 30): „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, wie du gesagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!" „Meine Augen haben deinen Heiland gesehen!" besiegelte der Kaiser mit klarer Stimme. Es entstand eine feierliche Stille; auf einmal brach der Scheidende in den Lobpreis aus: „Er hat mir mit seinem Namen geholfen."

4. „Wie herrlich ist die neue Welt."

Bei der Bestattungsfeier des glorreichen Herrschers wurde u. a. auf dessen ausdrücklichen, testamentarisch niedergelegten, Wunsch folgender Liedervers gesungen:

„Wie herrlich ist die neue Welt,
die Gott den Frommen vorbehält,
kein Mensch kann sie erwerben!
O Jesu, Herr der Herrlichkeit,
du hast die Stätt' auch mir bereit't;
hilf mir sie auch ererben!
Laß mich eifrig
darnach streben und so leben
auf der Erde,
daß ich dort dein Erbe werde!"

(Letzter Vers aus dem unter Nr. 778 im Berliner Gesangbuche verzeichneten Liede:

„O Gott, wie wird mein Geist entzückt,
wenn er empor zum Himmel blickt,
den du für uns bereitet" u. s. w.).

b. Gottergebene Selbstprüfung bezüglich des Krieges mit Österreich.

1. Auf das von dem Kölner Erzbischof Melchers unterm 27. Mai 1866 an König Wilhelm gerichtete Schreiben, in welchem der tiefen, wegen des damals nahe bevorstehenden deutschen „Bruderkrieges" mit Österreich, in Rheinland und Westfalen herrschenden Bekümmernis und Besorgnis offenherziger Ausdruck gegeben war, antwortete der Monarch schon am 4. Juni folgendermaßen:

„Empfangen Sie, Herr Erzbischof, meinen aufrichtigen Dank für Ihr von mir gewünschtes Schreiben vom 27. v. M. Der Ernst der Zeit hat Ihnen den Wunsch eingegeben, sich offen gegen mich auszusprechen und das ist mir sehr erwünscht gewesen. Ebenso offen werde ich Ihnen nun antworten.

Ich weiß, daß in weiten Kreisen der wahrscheinlich bevorstehende Krieg in seinen Ursachen nicht begriffen wird, teils, weil diese nicht handgreiflich einem jeden vor Augen liegen, teils, weil nach 50 Friedensjahren der größten und höchsten Wohlfahrt der Bevölkerung man sich des Gedankens entwöhnt hatte, daß alle die gewonnenen Güter zeitweise einem höheren Zwecke geopfert werden müßten. Diese Unklarheit über die Ursachen zum Kriege wurzelt aber außerdem noch in den Tendenzen der Umsturzpartei oder Fortschrittspartei, welche seit Jahren Mißtrauen gegen mich und meine Regierung säet, um zu ihrem Zwecke, d. h. die Schwächung und zuletzt Vernichtung der monarchischen Macht, zu gelangen; diese Partei benutzt die Gegenwart, um die Unklarheit der politischen Lage Preußens zu vermehren und den Mißmut, der bei jedweder kriegerischen Aussicht unvermeidlich ist, zu nähren, da von Patriotismus bei dieser Partei nicht die Rede sein darf, sondern nur von Egoismus.

Wenn man aber, wie ich seit Jahren, die Tendenzen Österreichs verfolgen mußte, so mußte es mir immer klarer werden, daß selbst während der Allianz von 1864, diese nur einen kurzen Stillstand in jenen Tendenzen hervorbrachte, um sie darauf um so eklatanter zum Austrage zu bringen; und diese Tendenz ist seit dem siebenjährigen Kriege keine andere, als Preußen von seiner Großmachtsstellung wieder herabzuwerfen und es zu einem Staate zweiten Ranges zu degradieren. Selbst die glorreiche Erfahrung des Jahres 1864 hat Österreich nicht vermocht, diese Richtung aufzugeben, obgleich es sah, daß Preußen und Österreich einig ganz Europa Schach bieten können. Welche Mittel Österreich aufgeboten hat, um Preußen in der öffentlichen Meinung nicht nur in den Herzogtümern, sondern in ganz Europa zu degradieren, liegt jedermann vor Augen; Lug, Trug, Verleumdung in allen, von ihnen erkauften, Zeitungen Europas, waren ihm gesuchte Mittel, die öffentliche Meinung gegen Preußen aufzustacheln und dasselbe als von Ehrgeiz und Eroberungssucht aufgeblasen zu schildern und so vornehmlich die deutschen Staaten gegen uns aufzu-

hetzen. Dies ist das Lügengewebe, welches nun zum Kriege führt. Einem solchen Verfahren darf ein Staat, der sich achtet, nicht ruhig zusehen. Alle meine Vorstellungen in Wien gegen ein so perfides Benehmen blieben fruchtlos, und seit dem Februar sistiert auf diesem Terrain jedwede Verständigung mit Wien. Dennoch beschloß ich im Konseil des 28. Februar, zu keinen Rüstungen zu schreiten, sondern alle Mittel auf indirektem Wege (Rußland, England) zu verfolgen, um einen Bruch mit Österreich zu vermeiden. Da schritt Österreich am 13. März ganz unerwartet zu Truppenkonzentrationen an Preußens Grenzen, unter den lügenhaftesten Vorwänden, die wir durch die ja bekannt gewordenen Aktenstücke entlarvten. Volle 14 Tage zögerte ich mit Gegenmaßregeln, die sich nun gegenseitig so steigerten, daß die Armeeen sich vollzählig gegenüberstehen. Nochmals ist die Hand zum Frieden geboten in einer Konferenz zu Paris, die ich sofort ergriff, von Österreich aber schon so gut wie verworfen ist. Am Bundestage hat vor vier Tagen Österreich den Gasteiner Vertrag einseitig, ohne Preußens Vorwissen, zerrissen und die Herzogtümerfrage, die zwischen uns und nicht am Bundestage geschlichtet werden sollte, gegen den Vertrag jenem vorgelegt. So folgte sich Perfidie, Lüge, Vertragsbruch unaufhaltsam seitens Österreichs!

Da haben Sie in kurzem Abriß die Lage, in welche Preußen geworfen ist! Ich habe mit meinem Gott im Gebete gerungen, um Seinen Willen zu erkennen, und nur so habe ich, Schritt vor Schritt Preußens Ehre im Auge haltend, nach meinem Gewissen gehandelt.

Nach diesem Exposé werden Sie sich überzeugen, daß wir einem Kampfe um Preußens Existenz entgegengehen und er wird nur dann ein Bruderkrieg werden, wenn Deutschland, durch Österreich aufgestachelt, sich unberufen mit demselben gegen mich verbündet. Daß ich freiwillig keinen deutschen Boden aufgebe, weiß die Welt und Ströme Bluts müßten geflossen sein, ehe dies geschähe. Beten Sie für mich und für Preußen. Dann begegnen sich unsere Herzen am Throne Gottes, dessen Wille geschieht, wie im Himmel, so auf Erden! Amen!

Ihr ergebener König

Wilhelm."

2. An den Grafen Egloffstein-Arklitten schrieb Kaiser Wilhelm I.:

„Vor allem aber sind die Ereignisse des Jahres 1866 eine so sichtbare Führung des Himmels gewesen, daß selbst ein Ungläubiger gläubig werden mußte. Schweren Herzens mußte ich mich endlich zu einem Kampfe entschließen, der ein Duell geblieben wäre, wenn Deutschland in seiner größeren Hälfte nicht mit Blindheit geschlagen gewesen wäre und einen Bruderkrieg aus dem Duell gemacht hätte. Viele haben diese Blindheit tief gebüßt, und ich selbst muß gestehen, daß die Ver-

hältnisse mächtiger waren, als mein Herz und Charakter es wünschten. Wo aber nach menschlicher Anschauung die Vorsehung so deutlich eingriff und mächtig sprach, da mußte manche Rücksicht schweigen. Möge die Aufgabe, die blutige Saat zu zeitigen und dereinst reifen zu lassen, durch Gottes Segen gefördert werden, wie die Aufgabe des Schwertes. Ihr ergebener König

Wilhelm."

---

c. Religiosität und treufestes Bekenntnis nach dem Apostelwort: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht" (Röm. 1 V. 16).

1. Aus dem Konfirmationsgelübde vom 8. Juni 1815.

„Ich will nie vergessen, daß der Fürst doch auch Mensch — vor Gott nur Mensch ist und mit dem Geringsten im Volke die Abkunft, die Schwachheit der menschlichen Natur und alle Bedürfnisse derselben gemein hat, daß die Gesetze, welche für andere gelten, auch ihm vorgeschrieben sind und daß er, wie die Anderen, einst über sein Verhalten wird gerichtet werden. Mir soll alles heilig sein, was dem Menschen heilig sein muß.

Ich will dem Glauben der Christen, für den ich mich jetzt bekenne, immer getreu bleiben, ihn jederzeit in Ehren halten und mein Herz immer mehr für ihn zu erwärmen suchen. . . .

Bei allem Guten, welches mir zuteil wird, will ich dankbar auf Gott blicken und bei allen Übeln, die mich treffen, will ich mich Gott unterwerfen, fest überzeugt, daß Er überall mein Bestes beabsichtige.

Auf Gott will ich unerschütterlich vertrauen, ihm alles anheimstellen und mir im Glauben an seine Vorsehung einen getrosten Mut zu erhalten suchen. Meines Gottes will ich überall gedenken, an ihn will ich in allen Angelegenheiten mich wenden, und es soll mir eine süße Pflicht sein, im Gebete mit ihm meine Seele zu vereinigen. Ich weiß, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die Geringsten — denn sie sind alle meine Brüder — bei mir erhalten und beleben. . . .

Ich will das Verdienst aufmuntern und belohnen — und besonders das bescheidene und verborgene an das Licht ziehen. —

Den Pflichten des Dienstes will ich mit großer Pünktlichkeit nachkommen und meine Untergebenen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit anhalten, aber ihnen auch mit freundlicher Güte begegnen. Ich will unablässig an der Besserung meines Herzens und Lebens arbeiten. —

Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten sollen mir

die Liebsten sein. Die will ich für meine wahren Freunde halten, die mir die Wahrheit sagen, wo sie mir mißfallen könnte."

2.—16. Aus verschiedenen Ansprachen und Aufzeichnungen.

2. Aus der Ansprache des Prinz-Regenten an das neue Staats-Ministerium (8. November 1858).

„...... Alle Heuchelei, Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven, wo es nur möglich ist. Die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen; dies ist immer ins Auge zu fassen und von äußerem Gebahren und Schaustellungen zu unterscheiden."

3. Aus dem Briefe des Kaisers an Leopold v. Ranke, als ihm dieser die Denkwürdigkeiten des früheren Staatsministers Fürsten Hardenberg überreicht hatte (1877).

„Gewiß wenig Menschen haben die Wechselwirkungen der Geschicke zu bestimmten Momenten des Lebens so erfahren, wie Ich. — — — — — — — — — — — — — — —

Mit dem Tode des Heldenkönigs und Vaters zum Thronerben proklamiert, also in tiefstem Schmerze die höchsten Verpflichtungen in Aussicht gestellt. Mit dem Tode des vielgeprüften Königs und Bruders sein Nachfolger und damit eine Aera betreten, die die Wege der Vorsehung sichtlicher zeigte, wie bei je einem Menschen. Aber auch welche inneren Kämpfe zu so großen Entschlüssen!

An Gottes Segen ist alles gelegen. Dies war der Spruch Meines Vaters und daran halte Ich Mich auch."

4. Zum Vorstande der Brandenburg. Provinzialsynode sagte Kaiser Wilhelm u. a. (29. Januar 1874): „Das ist die Parole, die Ich ausgeben muß: Friede. Im Frieden für die Kirche zu arbeiten, wird Ihnen ja nicht schwer werden, wenn Sie auf dem Grunde des christlichen Glaubens, des Glaubens an Gott und die Gottheit Christi bleiben werden. Denn freilich, wenn wir daran nicht festhalten, sind wir keine Christen mehr."

5. Zum Vorstande der Generalsynode sagte er (28. Nov. 1875): „Vor allem kommt es darauf an, daß die Kirche auf dem wahren Grunde stehen bleibt, wie Ich das auch bei einer anderen Gelegenheit ausgesprochen habe, auf dem Grunde des Glaubens. Ich stehe auf dem Grunde des Glaubens, auf welchen Ich getauft und konfirmiert bin, und nichts kann Mich bewegen, davon abzuweichen."

6. Auf der 29. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Potsdam trat der Kaiser unter die Versammelten und sprach (Hochsommer 1875): „Es ist Mir ein Herzensbedürfnis gewesen, in Ihrer Mitte zu erscheinen und Meine rege Teilnahme an dem Werke, zu dem Sie hier in dieser Stadt versammelt sind, Ihnen persönlich zu bezeugen. Es ist ein schweres Werk; aber der Herr wird auch ferner sein Gedeihen geben. Bleiben wir nur immer auf dem Grunde des rechten evan-

gelischen Glaubens. Welchen Glauben Ich meine, das auszusprechen, habe Ich jüngst Gelegenheit gehabt. Ich hoffe und weiß es, Sie stehen mit Mir auf diesem Grunde, und in dieser Zuversicht wünsche Ich nochmals Ihrem Feste den reichsten Segen." „Unser Verein," erwiderte der Vorsitzende, „gründet sich auf das Bekenntnis: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit!'" (Hebr. 13 v. 8). „Das ist auch Mein Glaube!" fiel der Kaiser ein.

7. Als man Mitte der Siebenziger Jahre auf einzelnen kirchlichen Synoden, namentlich in Berlin, auf Beseitigung des apostolischen Glaubensbekenntnisses hindrängte, äußerte der erhabene Herr seinen großen Unwillen über solche „Glaubensfälschung", um nicht „in den Begriffen Meines Volkes Verwirrung zu erzeugen." Dagegen freute er sich herzlich, als er am 13. Juni 1877 folgendes Telegramm erhielt: „Die Kreissynode Elberfeld, welche in ihren sämtlichen Gliedern fest zu dem apostolischen Glaubensbekenntnisse steht und nur auf Grund der reformatorischen Bekenntnisse verhandelt, erfleht für Eure Kaiserlich Königliche Majestät in unterthäniger Ehrerbietung Gottes reiche Gnade." Die Allerhöchste Antwort lautete: „Ich spreche der Synode Elberfeld Meinen wahrhaften Dank hiermit aus für den Zuruf vom heutigen Tage sowie für die Versicherung des Feststehens auf dem apostolischen Glaubensbekenntnisse, eine Versicherung, die leider auszusprechen jetzt Not thut."

8. Zu den Vertretern der evangelischen Geistlichkeit des Niederrheins sagte Kaiser Wilhelm auf Schloß Benrath bei Düsseldorf (Herbst 1877): „Es sind in der letzten Zeit Dinge vorgekommen, die Mich gezwungen haben, Farbe zu bekennen in Übereinstimmung mit Meinen Vorfahren und besonders mit Meinem seligen Vater, der zuerst versucht hat, die zerstreuten Glieder der evangelischen Kirche zu sammeln, und nicht ohne Erfolg. Auch Meine Überzeugung beruht auf dem Grunde, dessen der General-Superintendent gedacht hat, und auf diesem Grunde muß die Kirche stehen bleiben, sonst geraten wir ins Verderben; denn es giebt eine Partei, welche die Religion abgeschafft haben will. Wir dürfen uns darüber nicht täuschen."

9. Nach dem Mordversuch, den am 11. Mai 1878 ein verkommener Klempnergeselle, namens Hödel, in Berlin machte, indem er zwei Revolverschüsse, die glücklicherweise nicht trafen, auf den edlen Monarchen abfeuerte, sagte dieser zum Staatsministerium (14. Mai 1878): „In erhöhtem Maße ist es Aufgabe der Regierung, dahin zu wirken, daß die revolutionären Elemente nicht die Oberhand gewinnen. Insbesondere kommt es darauf an, daß dem Volke nicht die Religion verloren geht. Dies zu verhüten, ist jetzt die hauptsächlichste Aufgabe."

10. Die Studierenden der Berliner Hochschule, welche dem Geretteten in besonderer Weise huldigten, mahnte er väterlich: „Die christliche Religion ist der Grund und Boden, auf dem wir stehen bleiben müssen."

11. Am 2. Juni desselbigen Jahres erhob sich zum zweiten Male eine Mörderhand gegen das geheiligte Leben des Kaisers; der Frevler, Doktor der Philosophie Nobiling, gab aus dem zweiten Stockwerke des Hauses Nr. 18 Unter den Linden in Berlin eine doppelte Ladung von Schrotkörnern auf den vorüberfahrenden 81jährigen Landesvater ab, die ihr Ziel leider nicht verfehlte. Der geliebte Monarch, welcher aus dreißig Wunden blutete, genas und wurde wieder „jung wie ein Adler". Als er aus dem Wildbad Gastein, wo er Kräftigung gesucht, am 5. Dezember (1878) in die Hauptstadt zurückgekehrt war, sagte er zu den vier Hofpredigern, die sich eine Audienz erbeten hatten, um die Gefühle des Volkes ihm auszudrücken: „Sie haben Recht, Schweres ist Mir zuteil geworden. Aber Gott hat alle Haare auf Meinem Haupte gezählt; er hat auch die Schrotkörner gezählt, die in Meinen Arm und Kopf gedrungen sind, und es hat keins in den Sitz des Lebens dringen können. Diese Wunden sind heil; aber hier im Herzen sind Wunden, die heilen nicht wieder!"

12. „Die Hauptsache," so äußerte er am 7. Dezember (1878) zur Deputation des Berliner Magistrats und der Stadtverordneten, „ist die Erziehung der Jugend. Hier gilt es, die Augen offen zu halten. Das ist Ihre Aufgabe, die Herzen der Jugend so zu lenken, daß solche Gesinnungen nicht wieder aufwachsen, und dabei ist das Wichtigste die Religion. Die religiöse Erziehung muß noch viel tiefer und ernster aufgefaßt werden."

13. Ganz ähnlich sprach er zu den Berliner Lehrern: „Vieles muß auch in dieser Beziehung durch die Erziehung und den Unterricht der Jugend geschehen. Auf die Quantität des Wissens kommt es dabei weniger an. Es wird jetzt in den Schulen ja vieles gelehrt, doch darf das nicht hintenangesetzt werden, was für die Erziehung von besonderer Wichtigkeit ist. Dahin gehört vor allen Dingen Religion. Ihre wichtige und schwere Aufgabe ist es daher, die Jugend in der wahren Gottesfurcht zu unterweisen und mit Achtung vor den heiligen Gütern zu erfüllen."

14. Zu einer Deputation der Kriegervereine sagte er (Neujahr 1879): „Ihre Aufgabe wird es sein, Ihre Kinder zu wahrer Religiosität zu erziehen, damit solche Dinge nicht wieder vorkommen und das heranwachsende Geschlecht aus wahren Streitern für Thron und Vaterland bestehe."

15. Worin die tiefere und ernstere Auffassung bestehe, darüber äußerte er sich am 17. Juni 1879 im Domkandidatenstift zu Berlin: „Wenn etwas im Leben und Treiben der jetzigen Welt Halt geben kann, so ist es die Religion, der Glaube, der alleinige Grund, welcher in Jesu Christo gelegt ist. Der Grund und Fels, an dem Ich und wir uns alle halten müssen, ist der unverfälschte Glaube, wie ihn die Bibel lehrt."

16. Mit männlicher Entschlossenheit und echt evangelischer Festigkeit trat der Kaiser der Anmaßung des Papstes Pius IX. entgegen, welcher in einem Briefe an denselben vom 22. Juli 1870 sich den „Stellvertreter des Gottes des Friedens auf Erden“ nannte und dann später prophezeite: „Irgend ein Stein wird vom Berg herabfallen und die Ferse des Kolosses zertrümmern,“ ja sogar dem Heldengreise bedeutete, daß auch er, wie überhaupt jeder Getaufte, in irgend einer Beziehung dem Papste angehöre. „Der evangelische Glaube,“ so lautete die historisch gewordene Königliche Antwort vom 3. September 1873, „zu dem Ich Mich gleich Meinen Vorfahren und mit der Mehrheit Meiner Unterthanen bekenne, gestattet uns nicht, in dem Verhältnis zu Gott einen anderen Vermittler als unsern Herrn Jesum Christum anzunehmen.“

17. Allerhöchster Erlaß, betr. die Feier des 400jährigen Gedächtnistages der Geburt Dr. Martin Luthers.

Der in diesem Jahre bevorstehende vierhundertjährige Gedächtnistag der Geburt Dr. Martin Luthers mahnt die gesamte evangelische Christenheit, mit Dank gegen Gott der Segnungen zu gedenken, welche Er in der Reformation Unserm Volke geschenkt hat. Damit überall das Bewußtsein dieser Pflicht geweckt werde und der Dank gegen Gott vollen Ausdruck finde, verordne Ich hiermit, wie folgt:

1. Der in diesem Jahre wiederkehrende Gedächtnistag der Geburt Dr. Martin Luthers soll durch ein am 10. und 11. November d. J. abzuhaltendes Kirchenfest in den evangelischen Kirchen und Schulen ausgezeichnet werden.

2. Das Kirchenfest ist am 9. November mit den Kirchenglocken in ortsüblicher Weise feierlich einzuläuten. Es ist nicht ausgeschlossen, namentlich da, wo dies bei anderen kirchlichen Festen üblich ist, das Fest durch Choralblasen von dem Turm oder vor den Kirchthüren einzuleiten. Die Bestimmung darüber bleibt den kirchlichen Gemeindeorganen anheimgestellt.

3. Am Vormittag des 10. November findet die Schulfeierlichkeit statt. Dieselbe soll, soweit die Räumlichkeit es zuläßt, eine öffentliche sein. Es ist gestattet, die ganze Schulfeier in die Kirche zu verlegen, oder auch neben der Feier in den einzelnen Schulen noch eine gemeinsame Feier für die Jugend im Kirchengebäude zu veranstalten. Die nähere Bestimmung bleibt der Vereinbarung der kirchlichen und Schulgemeindeorganen überlassen.

4. Am Nachmittag und Abend des 10. November sind, soweit es nach den örtlichen Verhältnissen ausführbar erscheint, liturgische oder sonstige vorbereitende Gottesdienste abzuhalten.

5. Der kirchliche Hauptgottesdienst soll am Sonntag den 11. November vormittags stattfinden.

6. Die Liturgie und den Predigttext sowie das Dankgebet für die Gottesdienste vorzuschreiben, bleibt den zuständigen Kirchenbehörden über=

lassen. Es ist erwünscht, als Hauptlied für den Sonntags-Hauptgottesdienst den Gesang: „Eine feste Burg ist unser Gott“ zu wählen. In dem Dankgebet ist vornehmlich der Gesichtspunkt zum Ausdruck zu bringen, daß es sich nicht um den Lobpreis eines Menschen, sondern um den Lobpreis Gottes für die in der Reformation dem deutschen Volke zuteil gewordene göttliche Gnade handelt.

7. Den zuständigen Kirchenbehörden bleibt es überlassen, für die Feier Kirchenkollekten abhalten zu lassen und über deren Zweck Bestimmung zu treffen.

8. Die weiteren Ausführungsbestimmungen sind von dem Minister der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten und dem Evangelischen Ober-Kirchenrat, einem jeden in seinem Zuständigkeitskreise, zu treffen. Insbesondere hat der Minister der geistlichen Angelegenheiten auch wegen der Schulfeier das Erforderliche anzuordnen.

Ich flehe zu dem Allmächtigen Gott, daß Er die Gebete, in denen Ich Mich an den Tagen des Festes mit allen Gliedern Meiner evangelischen Kirche vereinigen werde, Erhörung finden lasse vor Seinem Throne, damit die Feier Unserer teuren evangelischen Kirche zu dauerndem Segen gereiche.

Berlin, den 21. Mai 1883.

Wilhelm.

An v. Goßler.

den Minister der geistlichen u. s. w. Angelegenheiten
und den Evangelischen Ober-Kirchenrat.

18. Allerhöchste Kabinetsordre, betr. Annahme des Protektorats über die Deutsche Lutherstiftung.

„Die Feier der 400jährigen Wiederkehr des Geburtstages Dr. Martin Luthers im vorigen Jahre hat zu Meinem besonderen Wohlgefallen Anlaß gegeben, unter dem Namen ‚Zentralverein der Deutschen Lutherstiftung‘ einen Verein zu begründen, welcher sich die dankbare Aufgabe gestellt hat, die Erziehung von Kindern evangelischer Pfarrer und Lehrer zu erleichtern. Es ist Mir ein erhebender Gedanke, daß auch auf diesem Wege das Gedächtnis des großen Reformators stets lebendig erhalten werden wird und daß aus seinem Gott geweihten Werke für die evangelische Christenheit unaufhörlich neuer Segen sprießt, der sich von Geschlecht zu Geschlecht überträgt. Ich nehme daher auf den Antrag vom 3. d. Mts. das Protektorat über den neubegründeten Verein hiermit an und gebe Mich der Hoffnung hin, daß derselbe sich in gedeihlicher Entwickelung zu erfolgreicher Wirksamkeit entfalten wird.

Bad Gastein, den 1. August 1884. gez. Wilhelm.“

An den Vorstand
des Zentralvereins der deutschen Lutherstiftung.

d. Demütige Gottergebenheit und unerschütterliches Gottvertrauen.

1. Ich kann es brauchen!

Auf der Pfaueninsel bei Potsdam schaltete und waltete in früheren Jahren das durch Biederkeit und altdeutsche Gastfreundschaft bekannte originelle Friedrichsche Ehepaar, welches daselbst eine einfache aber saubere Wirtschaft unterhielt. Die Ruhe auf der Insel, die ländliche Einsamkeit hatten für den Kaiser in früheren Jahren etwas ungemein Anziehendes, sodaß er gerne dort weilte.

Kurz vor Ausbruch des Krieges von 1866 besuchte er noch einmal die alte, ihm liebgewordene Stätte; allein die Regentensorgen verfolgten ihn jetzt auch auf diesen stillen Ort.

Er hatte sich kaum in einem bequemen Lehnstuhle des Friedrichschen Zimmers niedergelassen, um ein paar ruhige Minuten sich selbst leben zu können, als auch schon ein Adjutant mit einer Depesche erschien. Frau Friedrich saß am Ofen, geschäftig ihre Stricknadeln bewegend; der Garnknaul fiel zur Erde. Sie hatte den König beobachtet, als er die Depesche erbrach und las. Auf sein Gesicht lagerte sich ein tiefer Ernst.

Erschrocken und besorgt darüber, daß man dem geliebten Herrn nicht einmal in ihrem stillen Heim ein paar ruhige Augenblicke gönnte, verließ sie leise ihr Zimmer und begab sich in die Küche. Bald darauf trat auch der König aus dem Zimmer. Frau Friedrich sah, daß er auf die Küche zuschritt, und ging ihm entgegen. Da sagte er, die rechte Hand emporhebend: „Friedrichen, der da oben weiß, daß ich nicht anders kann und darf. Ich habe alles gethan, was sich thun ließ, um den Krieg zu verhüten. Beten Sie für mich, **denn ich kann es brauchen.**"

Frau Friedrich, durch diese schlichten Worte tief ergriffen, erwiderte unter Thränen: „Ew. Majestät, ich bete alle Tage für Sie." Dabei wollte sie die Hand des Königs küssen; dieser aber wehrte freundlich ab mit den Worten: „Nicht doch, wir sind ja gute Freunde." Das war der letzte Besuch König Wilhelms auf der Pfaueninsel.

2. Ansprache an die Generäle und Militär-Geistlichen auf dem Marchfelde vor Wien (30. Juli 1866).

Bei der Heerschau auf dem Marchfelde vor Wien am 30. Juli 1866 sagte König Wilhelm in einer Ansprache an die Generäle u. a. folgendes:

„Es ist Gottes Werk, was wir heute vor uns sehen — Gott allein die Ehre! Wir aber sind Gottes Werkzeuge gewesen. Der unvergleichlichen Bravour Meiner herrlichen Armee und Ihrer ausgezeichneten Führung verdanke Ich, verdankt das Vaterland diesen glänzenden, so schnell beendeten, mit so ruhmreichen Ergebnissen gekrönten Feldzug. . . ."

An die Militär-Geistlichen aber richtete der sieggekrönte und so

demütige Kriegsherr folgende Worte: „Meine Herren! Sie haben einen wichtigen und oft wohl schweren Beruf übernommen. Ich danke Ihnen dafür. Der Feldzug war kurz, aber glorreich, glücklicher als es jemand von uns zu hoffen gewagt. Aber das war nicht unser Verdienst, sondern Gottes gnädiger Beistand. Ich weiß, es ist viel gebetet worden daheim und im Felde; wir ernten jetzt die Frucht dieser Gebete. Auf den Knieen haben wir Gott zu danken dafür. Darum aber auch keine Überhebung jetzt, nicht Übermut, sondern Demut: das, Meine Herren, predigen Sie!"

3. „Da siehst du Gottes Herz."

Die im März 1848 zu Berlin ausgebrochenen Unruhen nötigten den damaligen Prinzen von Preußen zur Flucht nach dem befreundeten englischen Hofe. Als er nun in London zum Besuch des Gottesdienstes am 2. April in die deutsche Savoykirche trat, reichte ihm des Küsters Hand das aufgeschlagene Hannoversche Gesangbuch, aus welchem man gerade den dritten Vers des Liedes: „Wohlauf, mein Herz, du mußt dem Herrn ein Opfer bringen" zu singen begann:

„Da siehst du Gottes Herz,
das kann dir nichts versagen,
sein Mund, sein teures Wort
vertreibt ja alles Zagen.
Was dir unmöglich dünkt,
kann seine Vaterhand
noch geben, die von dir
schon soviel Not gewandt."

Tiefergriffen von diesen Trostesworten, die ihm wie ein lichter Himmelsgruß ins Herz drangen, ließ der Prinz sich das Gesangbuch vom Pfarrer schenken und strich die prophetischen Zeilen zum ew'gen Andenken an, indem er an den Rand die Bemerkung schrieb: „Bei meinem ersten Besuche des Gottesdienstes in der Savoy-Kirche zu London am 2. April 1848 gesungen." Noch liegt jenes Gesangbuch zu Babelsberg im ehemaligen Arbeitszimmer des frommen Kaisers: „als heilger Schatz wohl bleibt verwahrt es dort für immer!"

4—10. Verschiedenes.

4. In die prachtvolle Altarbibel, welche Kaiser Wilhelm I. der evangel. Kapelle zu Gastein schenkte, hat er selbst folgende bedeutungsreichen Worte eingeschrieben: „Der Herr ist meine Kraft und ist mein Psalm und ist mein Heil; im Glauben ist meine Hoffnung."

5. Aus der Thronrede des Königs (19. Juli 1870): „. . . . Die verbündeten Regierungen, wie Ich selbst, Wir handeln in dem vollen Bewußtsein, daß Sieg und Niederlage in der Hand des Lenkers der Schlachten ruhen . . . ."

6. Im Allerhöchsten Erlaß betr. Abhaltung eines außerordentlichen allgemeinen Bettags am 27. Juli 1870 heißt es u. a.: „Schon jetzt darf Ich Gott dafür preisen, daß vom ersten Gerücht des Krieges an durch alle deutschen Herzen nur ein Gefühl rege wurde und sich kundgab, das der Entrüstung über den Angriff und der freudigen Zuversicht, daß Gott der gerechten Sache den Sieg verleihen werde ..... Von Jugend auf habe Ich vertrauen gelernt, daß an Gottes gnädiger Hilfe alles gelegen ist. Auf Ihn hoffe Ich und fordere Mein Volk auf zu gleichem Vertrauen. Ich beuge Mich vor Gott in Erkenntnis Seiner Barmherzigkeit und bin gewiß, daß Meine Unterthanen und Meine Landsleute es mit Mir thun.“

7. Den Bürgermeistern der Städte Berlin, Charlottenburg und Breslau erwiderte der Kaiser am 20. März 1871 auf ihre Ansprachen u. a. folgendes: „.... Es war der Wille der Vorsehung, daß diese großen Thaten durch uns sollten vollbracht werden. Wir waren aber nur die Werkzeuge in des Allmächtigen Hand....“

8. Beim Siegeseinzuge des deutschen Heeres in Berlin (am 16. Juni 1871) wurde dem Heldengreise unter Vortrag eines Gedichtes (s. Einleitung) von einer Ehrenjungfrau (Fräulein Bläser) auf einem weißen Atlaskissen ein frischer Lorbeerkranz überreicht. „Ich nehme den Dank,“ sprach der demütige Kaiser, „den Sie mir in dem Gedichte ausgesprochen, an, nicht für mich, sondern für die Armee!“ Als er dann der jungen Dame huldvoll die Hand reichte, fügte er die Worte hinzu: „Das ist zu liebenswürdig und zuviel Ehre für Mich. Es sind noch andere Männer da, die den Kranz mehr verdienen als Ich!“ Hierauf aber ritt er zu den in der Nähe sitzenden verwundeten Offizieren, etwa 80 an der Zahl, und begrüßte sie mit den herzlichen Worten: „Ich danke Ihnen, Meine Herren, Sie haben es Mir eingebracht!“ Wahrlich, hier gilt das alte Wort: „Jeder Zoll ein König!“

9. Als eine hochgestellte Persönlichkeit den Kaiser zu seiner Genesung (von dem Nobilingschen Mordversuch) beglückwünschte und dabei äußerte: „Euer Majestät sind wie durch ein Wunder errettet und geheilt worden,“ da erwiderte er: „Nein, durch ein Wunder!“

10. Oftmals hat der greise Monarch vor hoch und niedrig bekannt: „Ich bin ein von Gott ganz besonders gesegneter Mann!“

Ähnlich äußerte er sich an einem Neujahrstage kurz vor seinem Tode: „Mein Blick kann sich nicht in die Vergangenheit richten,“ so lauten die Worte, „ohne Mein tiefbewegtes Herz von Dank für die Gnade des allmächtigen Gottes überströmen zu lassen, die wahrlich Großes an Mir gethan hat!“

Kapitel II.

Geistesstärke und Seelengröße.

a. Unabhängigkeit der Gesinnung und Selbständigkeit des Urteils, sowie unbeugsame Gerechtigkeitsliebe.

1. Musterbild eines Prinzen.

Während seines Aufenthalts in Petersburg (September 1834) hatte Prinz Wilhelm das Unglück, von einem Hunde ins Bein gebissen zu werden. Man schaffte ihn nach seiner Wohnung und holte einen Arzt herbei. Dieser hielt es für nötig, zuerst den Hund untersuchen zu lassen, um festzustellen, ob derselbe etwa von der Tollwut befallen sei. Leider erwies diese Vorsicht sich als nutzlos; denn der Hund war in der ersten Bestürzung bereits getötet und fortgeschafft worden. Nun blieb dem Prinzen nichts übrig, als, um für alle Fälle gesichert zu sein, einer höchst schmerzhaften Operation sich zu unterwerfen. Er ertrug dieselbe aber mit einer so bewundernswerten Standhaftigkeit, daß man an Allerhöchster Stelle Veranlassung nahm, ihn den Großfürsten als das Musterbild eines Prinzen hinzustellen und zur Nacheiferung zu empfehlen. —

Übrigens erhielt damals Prinz Wilhelm, dem die Führung der Deputation der preußischen Armee nach Petersburg zur Enthüllung der Alexandersäule oblag, vom Kaiser Nikolaus den St. Wladimir-Orden I. Klasse mit einem huldvollen Schreiben, in welchem es u. a. hieß: „Ew. Königlichen Hoheit selbst sind diese Erinnerungen ins Herz gegraben, denn die ersten Tage, die Sie dem Dienste Ihres Landes widmeten, wurden durch Kämpfe jener denkwürdigen Epoche bezeichnet. Aus diesem Grunde hat auch Ihr erhabener Vater das Kommando der Tapferen, die das russische Heer sich glücklich schätzt, heute als Brüder zu empfangen, Ihnen übertragen und auf diese Weise der Erkenntlichkeit, die Ich ihm schuldig bin, einen neuen Beweggrund geliehen.

Da Ich dieses Ereignis durch einen Beweis Meiner Ihnen gewidmeten brüderlichen Anhänglichkeit bezeichnen will, so wünsche Ich, Ew. Königliche Hoheit mit dem St. Wladimir-Orden I. Klasse, den Ich Ihnen hiermit übersende, geschmückt zu sehen.

Der Wahlspruch, den er trägt: ‚Verdienst, Ehre und Ruhm‘, ist von jeher der Ihrige gewesen. Möge er Sie stets an die Feier dieses Tages und an die unveränderliche Zuneigung mahnen, die Ich Ihnen immer widmen werde.“

2. Männliche Haltung in Unglücksfällen sowie beim Attentat.

Außer dem Hundebiß in Petersburg ist Kaiser Wilhelm (als Prinz wie als Herrscher) noch sehr oft von Unglücksfällen heimgesucht worden: es werden 38 Fälle gezählt, in denen das Leben des hohen Herrn bedroht gewesen ist.

Hier seien nur jene drei weniger bekannten Vorgänge aus dem Jahre 1841 sowie das Beckersche Attentat von 1861 mitgeteilt, da dieselben ebenso von dem gnädigen Walten Gottes über dem damaligen Prinzen bzw. Könige von Preußen wie von der Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit des Letzteren in Augenblicken der Lebensgefahr beredtes Zeugnis ablegen.

Im erstgenannten Jahre war der Prinz von Preußen in seiner russischen Droschke, deren er sich damals fast immer bediente, nach der, an der Halleschen Thorkommunikation in Berlin (jetzt Skalitzer Straße) gelegenen, Garde-Kürassier-Kaserne gefahren, um daselbst einem Offizierreiten beizuwohnen. Bei der Ausfahrt nun aus dem Kasernenhofe (nach Beendigung des Reitens) scheute plötzlich das Seitenpferd, welches, nach Art der russischen Bespannung, neben der Doppeldeichsel galoppierte. Der Kutscher riß es zwar mit kräftigem Ruck herum, aber dadurch geriet das trabende Deichselpferd mit der zu jener Zeit noch vorhandenen Stadtmauer in Berührung, sodaß die Gabeldeichsel zerbrach und das Gefährt einen so heftigen Stoß erlitt, daß der Kutscher hinabgeschleudert wurde und bewußtlos liegen blieb. Den augenblicklichen Stillstand des Fahrzeuges benutzte der Prinz in schneller Entschlossenheit, um hinauszuspringen, während gleich darauf die Rosse, die zertrümmerte Droschke hinter sich herschleifend, in rasender Eile durch das Hallesche Thor in die Stadt hineintrieben.

Der Prinz, durch die Erschütterung, welche der Anprall der Droschke hervorrief, sowie durch den Sprung selbst fast betäubt, erholte sich doch schnell und eilte nun zu dem immer noch besinnungslos am Boden liegenden Kutscher, zu dessen Transport in das nahe gelegene Dragoner-Lazarett er in fürsorglicher Weise das Nötige anordnete.

Im April desselben Jahres (1841) wäre Prinz Wilhelm, welcher zur Vermählung des Großfürsten-Tronfolgers Alexander (II.) nach Petersburg gesandt war, beinahe ein Raub des Newaflusses geworden. Das Seitengestell der zum Kaiserlichen Ruderboot führenden Treppe, auf welcher die hohen Herrschaften das Einsteigen bewirken mußten, brach nämlich in dem Augenblick, als der Kaiser Nikolaus das Boot erreichte; der Prinz von Preußen, welcher noch auf der dritten Stufe von unten stand, verlor dadurch das Gleichgewicht und stürzte der Länge nach in das Boot hinunter. Die höchste Willenskraft hatte es ermöglicht, daß er in das Fahrzeug und nicht, wie es nach der Richtung, in welcher

die Treppe brach, hätte geschehen müssen, in den tiefen und reißenden Strom fiel. Auch die Verletzung des Körpers war wunderbarerweise nur eine geringe.

Kurze Zeit darauf (September 1841) erlitt der Prinz in Böhmen einen neuen Unfall. In seiner Eigenschaft als Bundes-Inspekteur hatte er sich in Begleitung des späteren Königs Johann von Sachsen nach Österreich begeben, um das zum deutschen Bundesheere gehörige österreichische Kontingent (drei Armeekorps) einer Besichtigung zu unterziehen. Diese begann bei dem, in der Gegend von Alt-Kollin zusammengezogenen, böhmischen Armeekorps, welches unter dem Kommando des Fürsten Windisch-Grätz stand. Der Prinz ritt mit seiner Begleitung, in der Entfernung von etwa 20 Schritt, an der Front einer Linie ausgeschwärmter Tirailleurs, die zwei Jäger-Bataillonen angehörten und im Liegen über den Rand eines Grabens hinwegfeuerten, vorüber. Plötzlich fühlte er einen stechenden Schmerz in dem der Tirailleurlinie zugewandten Schenkel: er war verwundet; aber er verharrte in tiefstem Schweigen. Da auf einmal rief Fürst Windisch-Grätz entsetzt: „Aber Eure Königliche Hoheit bluten ja!“ worauf der Prinz in höchster Ruhe die Richtigkeit dieser Wahrnehmung bestätigte.

Eine alsbald vorgenommene Untersuchung ergab, daß zwei sehr kleine Kieselsteine in das Fleisch des Oberschenkels eingedrungen waren; durch einen kräftigen Druck gelang es, dieselben aus der Wunde zu entfernen. Während der hierauf vorgenommenen immerhin schmerzhaften chirurgischen Operation äußerte der Prinz scherzend: „Ich stelle mich als den letzten Verwundeten von Kollin vor.“ (Bei Kollin wurde nämlich Friedrich II. der Große am 18. Juni 1757 von den Österreichern unter Daun besiegt.) —

Erwähnt sei noch, daß gelegentlich dieser Bundesinspektion der Kaiser von Österreich den Prinzen von Preußen zum Ersten Inhaber des ungarischen Infanterie-Regiments Nr. 34 ernannte, welche Würde der nachmalige sieg- und ruhmgekrönte Herrscher bis an sein Lebensende bekleidet hat. —

Übrigens ergab die gründlichste Untersuchung, daß die Verwundung des Prinzen Wilhelm nur auf einen unglücklichen Zufall zurückzuführen war. Da nämlich die Jäger ihre Büchsen auf den angeschütteten Erdrand des Grabens aufgelegt hatten, so konnten jene Kieselsteinchen entweder beim Einladen der Platzpatrone, welche Prozedur in liegender Stellung vorgenommen werden mußte, mit in den Lauf der Büchse geraten oder aber, vor der Mündung einer Büchse liegend, beim Abfeuern derselben von dem Feuerstrahl mit fortgerissen worden sein.

Das Beckersche Attentat fand statt am 14. Juli 1861 vormittags $8^1/_2$ Uhr, da König Wilhelm in Begleitung des preußischen Gesandten, Grafen Flemming, auf der Lichtenthaler Allee in Baden-Baden

spazieren ging. Als der Schuß gefallen war, ging der Graf auf den Meuchelmörder zu und fragte, wer geschossen habe, worauf die Antwort erfolgte: „Ich" — und auf die weitere Frage: „Auf was oder auf wen?" — „Auf den König! Dort habe ich die Pistole ins Gras geworfen." Während nun der Gesandte die Verhaftung des Frevlers und dessen Einlieferung an die Gerichte veranlaßte, setzte der Monarch seinen Weg nach Lichtenthal, wohin Ihre Majestät die Königin vorausgegangen war, so ruhig und gelassen fort, als ob garnichts vorgefallen wäre. — Und doch war die Gefahr, in welcher der unerschrockene Herrscher geschwebt hatte, nur zu groß gewesen. Es fand sich nämlich, daß die Kugel durch den Rockkragen gedrungen war, ein kleines Stück der Halsbinde mitgenommen und auf dem Halse eine blutig unterlaufene Kontusion, etwa einen Zoll im Durchmesser, verursacht hatte.

Der ruchlose Thäter war, obgleich er einen deutschen Namen führte, doch kein Deutscher. „Oskar Becker", aus Odessa (am Schwarzen Meere) gebürtig, studierte auf der Universität Leipzig und beschäftigte sich unnützerweise soviel mit Politik, daß er zum Fanatiker und später sogar völlig irre geworden ist. Als der großmütige König in seiner Herzensgüte die Begnadigung und Freilassung des Verblendeten bewirkte, starb dieser kurz darauf in der Nacht des Wahnsinns.

3. Unzugänglichkeit für fremde Beeinflussung.

Kaiser Wilhelm besaß einen eisernen Charakter. Mit Zähigkeit hielt er an den einmal für richtig erkannten Ansichten und Grundsätzen fest und war für jede Beeinflußung vollständig unzugänglich. Er hatte „nie einen sogenannten Günstling oder Vertrauten, durch den man allenfalls etwas bei ihm hätte durchsetzen können," wie sein ehemaliger Vorleser, Geh. Hofrat Louis Schneider, von ihm bezeugt. Den Rat sachverständiger erprobter Männer hörte er wohl gern und prüfte ihn reiflich, ließ sich aber, wenn er erst einmal klare Überzeugungen gewonnen hatte, durch niemanden hiervon abbringen. In zwei Dingen jedoch ertrug er weder Widerspruch noch Vorstellungen, wie gut dieselben auch gemeint sein mochten: in der Wahrung der Würde seiner Krone und in militärischen Angelegenheiten.

Aber Verstand und Gemüt hielten bei ihm einander das Gleichgewicht. Sentimentalität und unmännliche Weichherzigkeit waren ihm bei der nüchternen Klarheit und Sachlichkeit in der Auffassung des Lebens fremdartige Dinge. Der gesunde Menschenverstand hielt bei ihm stets die Wacht darüber, daß er keiner Schwäche unterlag.

Es war ein Mann, nehmt alles nur in allem;
Wir werden nimmer seinesgleichen sehn!

4*

4. Klare Beurteilung der Weltlage.

Am 1. April 1833 schrieb der damalige Prinz Wilhelm an den General v. Natzmer folgende bedeutungsvollen Worte, die uns heute wie eine Prophezeiung klingen: „Ich spreche mich nicht gern über die Politik jetzt aus, weil es eine Klippe für mich ist, indem ich unmöglich den Gang loben kann, den sie seit drei Jahren geht. Vor der Hand ist jede Aussicht zum Kriege geschwunden und, wie ich glaube, nicht zum Heile der Menschheit! Das erscheint wie ein Paradoxon und ist doch keins. Denn die Irrlehren, die man durch Erhaltung des Friedens in den Augen der Menge sanktioniert, dürften leichter verderblich für die Völker werden, als ein Krieg zur Bekämpfung derselben. Und doch wird es zum Kampfe kommen; je länger er aber hinausgeschoben wird, jemehr konsolidiert sich die Streitkraft des Gegners (Frankreich). Das muß er ja gerade wünschen, daß man ihm dazu Zeit läßt. So thut Europa geradezu dasjenige, was dessen allbekannter Gegner sehnlichst wünscht." In späteren Jahren, fährt der Prinz fort, werde der Kampf ein um so blutigerer werden und die Irrlehren um so ausgebreiteter sein. Nachdem man einmal die Resultate der Revolution in Frankreich anerkannt, werde auch ein dritter Einzug in Paris nichts nützen. „Diese beispiellose Anerkennung," ruft er, „ist unauslöschlich aus der Geschichte und die jetzt lebenden Suveräne haben wohl nicht daran gedacht, welch eine Zukunft sie ihren Nachfolgern durch dieses aufgestellte Beispiel bereiten. Dasselbe wird für die Revolutionspartei ein Panier werden, das vorgezeigt ohne sonderliche Anstrengung die Massen in Bewegung setzen wird. Dies sind meine Befürchtungen für die Zukunft; rosig sind sie nicht."

5. „Niemals."

Als im Jahre 1877 der Reichskanzler, fast aufgerieben in seinem verantwortungsschweren Amte, den Kaiser ernstlichst um seine Entlassung bat, schrieb letzterer eigenhändig nur ein Wort als Antwort auf Bismarcks Abschiedsgesuch, aber ein echtes, edles, deutsches Kaiserwort. Es war das Wort: „Niemals!"

Ein reicher Engländer soll 75000 Mark für dieses Bismarcksche Abschiedsgesuch mit dem einen Kaiserwort darauf geboten haben.

6. Religiöse Duldung. (Worte des Kaisers.)

„In Meinen Staaten soll jedem Glaubensbekenntnis das volle Maß der Freiheit, welches mit den Rechten anderer und mit der Gleichheit aller vor dem Gesetze verträglich ist, gewährt bleiben."

7. „Strafe, dem sie gebührt."

Der Hauptmann v. S. wurde seitens der englischen Gerichtsbarkeit den deutschen Behörden als Erpresser und Wechselfälscher ausgeliefert. Entgegen der Voraussetzung der Militärbehörde, v. S. werde dem Militär-

gericht zugewiesen werden, wurde höheren Orts verfügt, derselbe solle nach dem Untersuchungsgefängnis in Moabit gebracht werden. Der Kaiser hatte nämlich mit eiserner Konsequenz die strengste Bestrafung derjenigen verlangt, welche das Ansehen des Militärs durch ehrlose Handlungen schmälerten.

Als dem obersten Kriegsherrn die Entscheidung über die Auslieferung des p. v. S. mitgeteilt wurde, äußerte er: „Schade, schade, altes Geschlecht, doch deshalb Strafe dem, dem sie gebührt!"

8. Der erste Diener des Staates.

Zur Durchführung der Erweiterungsarbeiten auf Schloß Babelsberg (Frühling 1870) glaubten die betreffenden Behörden, einen Gartenbeamten, den sie schon im vorhergegangenen Jahre von der Landwehrübung befreit hatten, nicht entbehren zu können; die abermalige Befreiung erschien jedoch deshalb unzulässig, weil der Zeitpunkt seines Austritts aus der Landwehr nahe bevorstand. Man wandte sich daher an Se. Majestät den König Wilhelm und erbat Hilfe. Die Antwort des gerechten und bescheidenen Monarchen aber lautete: „Was soll alsdann der Gutsbesitzer sagen, dem man seinen Inspektor, der Fabrikbesitzer, dem man den Leiter seines Betriebes nimmt? Ich verlange in dieser Beziehung durchaus kein Vorrecht, sondern will lediglich als der erste Diener des Staates angesehen werden!"

---

b. Freisein von Aberglauben.

Thron und Fahnen.

Am Tage vor der Krönung in Königsberg (18. Oktober 1861) ereignete sich folgendes. Die Fahnen und Standarten waren im Thronsaale aufgestellt und lehnten an einem Gerüste; da plötzlich brach dies zusammen und alles stürzte unter ungeheurem Krach zur Erde. Furcht und Bangen ergriff die Festgäste sowie das Volk, weil man den Unfall für eine üble Vorbedeutung hielt. Kaum wagte man das betrübende Ereignis dem Könige zu melden; der aber, ohne sich durch abergläubische Deutelei irgendwie beirren zu lassen, erteilte sofort den Befehl:

„Die Fahnen traget hin zum Thron,
sie fest dort anzuschrauben;
und die nicht Platz an Thrones Wand,
legt nieder auf die Erde,
die Spitzen auf der Stufen Rand,
daß Schutz auch ihnen werde!"

So geschah es. — Was aber lehrt uns gleichzeitig dies, des Aberglaubens spottende, Wort des frommen Königs?

„Die Fahne soll den Herrscherthron,
der Thron die Fahne stützen,
und wenn des Schicksals Schläge droh'n,
soll eins das andre schützen!"

Wahrlich, gerade Kaiser Wilhelms Leben ist hierfür der herrlichste Beweis.

---

c. Würde und Hoheit.

1. Die preußische Königskrone.

Die preußische Königskrone, welche bei der Bestattung des Kaisers dem Leichenwagen vorangetragen wurde, stammt von Friedrich I. († 1713). Die Krone hat allen heraldischen Regeln zuwider, ein Sammetfutter; Königskronen sollen nämlich nicht gefüttert sein. Übrigens kann heutzutage niemand die Krone von 1701 aufsetzen, da sie, für eine Allongenperrücke berechnet, zu weit ist. Kaiser Wilhelm ließ sich deshalb für seine Krönung (1861) eine neue Krone anfertigen. Als nun der Hof-Juwelier dieselbe ablieferte, bat er, der König möge sie einmal aufprobieren; dieser aber lehnte das Ansuchen mit der Begründung ab, daß er die Krone, welche er sich feierlich auf das Haupt setzen wolle, nicht probeweise aufsetzen könne.

2. Die türkische Uniform.

Etwa im Jahre 1880 wurde dem Kaiser die Mitteilung gemacht, daß Sultan Abdul Hamid gelegentlich zu verstehen gegeben habe, wie angenehm es ihm wäre, wenn er dem mächtigen und ehrwürdigen Herrscher des Deutschen Reiches eines seiner Regimenter verleihen könnte. Der Kaiser würdigte vollkommen die freundliche Absicht des Padischah und drückte den Wunsch aus, es möge demselben bei einem passenden Anlaß der Kaiserliche Dank für die Aufmerksamkeit überbracht werden; allein auf das Anerbieten einzugehen, bekundete er keine Neigung. Er könne, so meinte er beiläufig, nicht wohl etwas annehmen, was er nicht auch zu vergelten in der Lage sei. Wenn er einwillige, daß ihn der Sultan zum Inhaber eines türkischen Regiments ernenne, so müßte er seinerseits wieder dem Großherrn ein deutsches Regiment verleihen. Dies an sich würde nun allerdings ein Bedenken nicht rechtfertigen; wie aber, wenn der Sultan einmal nach Berlin käme? Dann wäre er, der Kaiser, gezwungen, bei einer Parade zu Ehren des Sultans in türkischer Uniform mit dem Fez auf dem Haupt zu erscheinen; dies erachtete der große Monarch als unzulässig. Lächelnd bemerkte er, es würde sich sonderbar ausnehmen, wenn er mit dem Fez kommandierte, und was seine Truppen dazu wohl sagen möchten, — „nein, nein, es geht nicht an!" Wenn er noch jünger wäre, hätte die Sache vielleicht einen andern Anstrich, aber bei seinem Alter könne er sich einer solchen Möglichkeit doch

nicht aussetzen. Und dabei blieb es. So ist Kaiser Wilhelm nicht auch türkischer Regiments-Inhaber geworden. Dieser interessante Vorfall zeigt aber auch, mit welcher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der verewigte Kaiser selbst in minder belangreichen Fällen alle erdenklichen Möglichkeiten berücksichtigte und wie sorgfältig er alles vermied, was irgendwie hätte geeignet sein können, das militärische Gefühl auch nur im geringsten zu beeinträchtigen.

3. Des Kaisers ältester Rekrut.

Als im Oktober 1806 Königin Luise mit ihren Kindern Berlin verließ, vor ihrem hartherzigen Verfolger Napoleon eine Zufluchtsstätte suchend, weilte sie auf dieser schweren Reise, die erst im Anfange des folgenden Jahres in Memel ihr Ziel fand, acht bis zehn Tage in Danzig. Prinz Wilhelm, der verstorbene Kaiser, wohnte dort mit seinen Brüdern im Hause des Kriegsrats R. Was war da natürlicher, als daß die jungen Leute Soldat spielten und Prinz Wilhelm ihr Anführer war. Des Kriegsrats Sohne Otto aber, einem stämmigen Burschen, etwas jünger als Prinz Wilhelm, hat das fortwährende Gehorchen garnicht in den Sinn gewollt; der Prinz ging daher endlich auf dessen wiederholte Bitten ein, die Sache einmal umzudrehen, sodaß Otto der Offizier und der Prinz der Rekrut wäre. Dem Kriegsratssohne genügte aber auch dies noch nicht. Er verlangte ganz gegen die Abmachung vom Prinzen förmlichen Burschendienst. In Ermangelung einer Bürste reichte er ihm zu diesem Zweck ein Stück Papier und streckte ihm seinen Fuß mit dem unsauberen Schuh darauf entgegen, indem er dem Prinzen befahl: „Jetzt spuck, Wilhelm, dann wird's blank!“ Dieses Ansinnen mußte auch dem Geduldigsten über den Spaß gehen. Der Prinz erklärte dieser Ausschreitung wegen den Vertrag für gebrochen und kommandierte seinen neugebackenen, jetzt wieder zum Rekruten degradierten Offizier in Arrest. Dieser ließ jedoch seine Würde so leichten Kaufs nicht fahren und so kam es denn zwischen den beiden bald zu Thätlichkeiten. Während des Kampfes, in dem keiner siegte und keiner weichen wollte, erschien der Kriegsrat in der Thür. Sprachlos vor Entrüstung bei dem Anblick, welcher sich ihm darbot, faßte er mit raschem Griff seinen unbändigen Sohn und setzte den ihm vom Prinzen bestimmten Arrest mit väterlicher Verschärfung ins Werk. Auf einer Kammer hat Otto drei Tage bei Wasser und Brot sitzen müssen, damit er begreifen lernte, daß es seines Königs Sohn sei, mit dem er habe spielen dürfen. Mehrmals hörte der Übelthäter zwar des Prinzen bittende Stimme: „O, Herr Kriegsrat, lassen Sie den Otto doch raus!“ Es wurde ihm aber von seiner Strafe nichts erlassen. Aus dem Otto ist später ein Pfarrer geworden, der seinem Könige zu dessen 80. Geburtstage ein Gedicht übersandte, in welchem er das Rekrutenspiel schilderte. Ohne recht zu erwarten, daß dies launige Gedicht besondere Beachtung finden werde, erhielt er vielmehr schon nach wenigen Tagen vom Kaiser ein langes Schreiben, dessen Schluß

lautete: „In wie heiterem Lichte Se. Majestät nach Verlauf so ereignisreicher Zeiten den Arrest des Danziger Jugendgenossen betrachte.“

4. Widerwille gegen Verherrlichung auf Kosten des Feindes.

Des Kaisers Bescheidenheit und Zartgefühl duldete nicht, daß man ihn auf Kosten des überwundenen Gegners verherrlichte. Alles, was wie Ruhmredigkeit und Überhebung aufgefaßt werden konnte, suchte er zu verhindern. Es war dem Monarchen eine liebgewordene Gewohnheit, die Erinnerung an bedeutsame Vorgänge aus seinem Leben in Bildern festzuhalten, die er in Aquarellmanier für sich anfertigen ließ. Als man daher nach den vorläufigen Friedensunterhandlungen von Nikolsburg (26. Juli 1866) ihm vorschlug, den Augenblick bildlich darstellen zu lassen, in welchem das wichtige Ereignis stattgefunden hatte, oder aber den Zeitpunkt zu wählen, wo die eroberten Fahnen und Standarten in des Königs Zimmer gebracht wurden, antwortete er: „Nein, Ich will nichts in Meinem Album haben, was später einmal wie eine Demütigung des Feindes gedeutet werden könnte.“

5. Gerechte Würdigung des Feindes.

Mehr als einmal hat sich der Kaiser über Napoleon III., über Gambetta und die französischen Generäle (namentlich Chanzy und Faidherbe) in anerkennender Weise hinsichtlich ihrer Tapferkeit und sonstigen Verdienste geäußert, wie es ihn denn auch, der vornehmen Gesinnung entsprechend, mit tiefem Ekel erfüllte, daß die Franzosen ihrem einst so verherrlichten „Empereur“ später so undankbar den Rücken kehrten. „Eigentlich thut mir Napoleon leid,“ soll er kurz vor der Katastrophe vom 2. September 1870 geäußert haben, „denn er hat Frankreich besser regiert als irgend einer seiner Vorgänger und erleidet nun die Folgen davon, daß er sich einer parlamentarischen Regierung in die Arme geworfen hat. Am besten wäre es, wenn wir mit ihm Frieden schließen könnten; denn weder die Orleans noch die Bourbonen noch auch die Republik werden das Land so gut regieren, als er es regiert hat. Aber freilich, einen gedemütigten Napoleon wird Frankreich auch nicht ertragen wollen.“

6. Brief an Napoleon III. (vom 1. September 1870).

Auf das Schreiben des Kaisers Napoleon vom 1. September 1870 bezüglich der Ergebung antwortete König Wilhelm in französischer Sprache folgendes (zu deutsch): „Mein Herr Bruder! Indem Ich die Umstände bedauere, unter denen wir uns begegnen, nehme Ich den Degen Eurer Majestät an und bitte Sie, einen Ihrer Offiziere benennen zu wollen, der von Ihnen mit Vollmacht versehen ist, um über die Übergabe des Heeres zu verhandeln, das sich unter Ihren Befehlen so tapfer ge-

schlagen hat. Von Meiner Seite habe Ich den General von Moltke zu diesem Zwecke bezeichnet. Ich bin Eurer Majestät guter Bruder.

Vor Sedan am 1. September 1870.

Wilhelm."

---

d. Friedensliebe.

1. „Ohne Sturm."

Als Prinz Friedrich Karl am 28. November 1870 bei Beaume la Rolande über die französische Loire-Armee einen derartigen Sieg errungen hatte, daß dieselbe vorläufig ungefährlich blieb und die Stadt Orleans in der Nacht vom 4. zum 5. Dezember wieder besetzt werden konnte, meldete König Wilhelm dies Ereignis nach Berlin mit dem Zusatz: „Ohne Sturm, Gott sei gedankt!" „Dieses Wort," sagte der badische Minister Jolly, „werden tausende von Müttern dem greisen Helden nie vergessen."

2. Friedenslosung.

Kaiser Wilhelms Losung lautete: „Ich liebe den Krieg nur als den Vater des göttlichen Friedens!"

3. Aus der Thronrede zur Eröffnung des (ersten) Deutschen Reichstages am 21. März 1871.

„.... Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es stark und selbstbewußt genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbteil zu bewahren.

Es hat Mir zur besonderen Genugthuung gereicht, in diesem Geiste des Friedens inmitten des schweren Krieges, den wir führten, die Stimme Deutschlands bei den Verhandlungen geltend zu machen, welche auf der durch die vermittelnden Bestrebungen Meines auswärtigen Amtes herbeigeführten Konferenz in London ihren befriedigenden Abschluß gefunden haben. .... Möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmvoll geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfriede folgen und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampfe um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen. Das walte Gott!"

Kapitel III.

Pflichtgefühl und Arbeitstüchtigkeit.

a. Der oberste Kriegsherr.

Kaiser Wilhelm hat sich von dem Augenblick seines Eintritts in die Armee an (1. Januar 1807) durch Pflichttreue und Fleiß ausgezeichnet; hierdurch sowie durch selbstverleugnende Hingabe an den Dienst ist er ein Vorbild soldatischer Tüchtigkeit geworden.

Königin Luise sagte von ihm in einem Briefe an ihren Vater (1810): „Wenn mich nicht alles trügt, wird er, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig“; sie nannte den damals schwächlichen Sohn oft und gern „ihren Wilhelm“ und äußerte, trotz seiner Schweigsamkeit ihn tief durchschauend, einmal bei einer besonderen Gelegenheit: „Ich weiß, was ich an meinem Wilhelm habe!“

1. Der Kaiser und die Armee.

Allerhöchster Erlaß vom 1. Januar 1887.

„Ew. Kaiserliche und Königliche Hoheit haben Mir heute in Ihrer Eigenschaft als rangältester General-Feldmarschall der Armee — umgeben von einer die einzelnen Teile derselben repräsentierenden hohen Generalität — die Glückwünsche der Armee zu Meinem 80jährigen militärischen Dienstjubiläum ausgesprochen.

Ich habe Ew. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit und den Sie umgebenden Generalen aus warmem und tiefbewegtem Herzen gedankt, empfinde aber das Bedürfnis, Meinen Dank auch an die ganze Armee weitergehen zu lassen und an dem heutigen Tage auch an diese einige Worte zu richten.

Die Armee weiß, wie nahe sie Meinem Herzen immer gestanden hat, und sie wird verstehen, welche Empfindungen Mich heute in dem Gedanken bewegen, ihr nun 80 volle Jahre angehört zu haben.

Es ist eine lange und wahrlich eine wechselvolle, ereignisreiche Zeit, die heute an Meiner Erinnerung vorbeigeht. Beginnend in ernsten Tagen schwerster Prüfung, habe Ich wohl auch in ihrem weiteren Verlauf mancher Sorge und manches Tages, wo Mir das Herz schwer war, zu gedenken, aber es sind deren doch nur sehr wenige gewesen im Vergleich zu den vielen des Glücks und der Freude, die Mir zu erleben vergönnt war.

Mein Blick kann sich nicht in die Vergangenheit richten, ohne Mein tiefbewegtes Herz von Dank für die Gnade des allmächtigen Gottes über-

strömen zu lassen, die wahrlich Großes an Mir gethan, die Mich so lange erhalten und die Mir so viel des Glückes gegeben hat.

Und welchen Wechsel hat die Armee in diesen 80 Jahren mit Mir erlebt!

Sie stand, als Ich in dieselbe trat, nach dem schwersten Schlage, der Preußen jemals getroffen, zurückgedrängt an die äußersten Grenzen des Reiches, aber der Soldatensinn, den Meine glorreichen Vorfahren in sie gepflanzt, blieb ungebrochen und trieb bald neue Keime. Das bethätigten, die schönste Erinnerung Meiner Jugend, die Befreiungskriege, das erhielt sie sich in der treuen Arbeit einer langen Friedenszeit, und die Ruhmesthaten der Armee in neuester Zeit bezeugen wahrlich, daß dieser Sinn in voller Kraft erhalten und weiter gediehen ist.

Ich habe viele Veränderungen in der Armee erlebt, in ihrer äußeren Form — in ihrer Truppenzahl —, Ich habe die Vereinigung mit den deutschen Kontingenten sich vollziehen und die Marine entstehen sehen —, es sind unter Meinen Augen Generationen durch die Armee gegangen, aber innerlich in dem Herzen und dem Empfinden der Armee giebt es keine Veränderung!

Den Sinn für Ehre und für Pflicht über alles hochzuhalten und jederzeit bereit zu sein, das Leben dafür zu lassen — das ist das Band, welches alle deutschen Stämme eng umschließt, welches Enkel und Urenkel jetzt ebenso fest wie früher die Vorfahren vereinigt, und welches Meine Regierung mit Siegen geschmückt hat, deren Ich heute als der hellstrahlendsten Stellen Meines militärischen Lebens in hochgehobenster Empfindung gedenke.

Es ist wahrlich eine hohe Freude für Mich, an dem heutigen Tage in solcher Weise zur Armee sprechen zu dürfen und über diese 80 Jahre sagen zu können, daß wir sicherlich, voll und ganz, fest zu einander gehört haben, Ich mit Meinem ganzen Herzen und Denken, die Armee mit vollster Treue, Hingebung und Pflichterfüllung, für welche Mein Dank und Meine Anerkennung die lebendigste Empfindung Meines Herzens bis zu Meinem letzten Atemzuge bleiben wird.

Ew. Kaiserliche und Königliche Hoheit wollen diese Meine Worte durch die hierher berufenen Generale zur Kenntnis der Armee bringen lassen.

Berlin, den 1. Januar 1887.

Wilhelm.

An den General-Feldmarschall, Kronprinzen des Deutschen Reichs und Kronprinzen von Preußen, Kaiserliche und Königliche Hoheit.

2. Die Grundsäulen der militärischen Tüchtigkeit.

Bei dem am 4. Januar 1887 im Königlichen Palais stattgehabten Festessen, zu welchem die in Berlin anwesenden kommandierenden Generale der deutschen Armee sowie andere hohe Offiziere befohlen waren, erhob sich der Kaiser und richtete an die Versammelten folgende Ansprache:

„Zum Abschied, Meine Herren, nachdem Ich in diesen Tagen die Freude gehabt habe, Sie um Mich zu sehen, trinke Ich auf das Wohl der Armee. Ich hoffe und weiß, daß die Armee immer das bleiben wird, was sie bisher war und jetzt ist, wenn sie weiter auch festhält an den drei Grundsäulen ihrer Tüchtigkeit: am Ehrgefühl, an der Tapferkeit und am Gehorsam. — In dieser Erwartung trinke Ich auf das Wohl der Armee: Sie lebe hoch!“

Tiefbewegt durch diese mit starker Stimme gesprochenen Worte stimmten die Anwesenden begeistert in das dreimalige Hoch ein.

3. Der Kaiser und das Königs-Grenadier-Regiment.

Aus Anlaß seines 70jährigen Regiments-Jubiläums (6. Juni 1887), an welchem teilzunehmen er durch Unwohlsein verhindert war, richtete der Kaiser an seine Königs-Grenadiere in Liegnitz nachstehende Kabinettsordre: „Als Ich vor zehn Jahren mit Meinem Regimente den Tag feierte, an welchem Mein in Gott ruhender Vater Mich vor sechzig Jahren zum Chef desselben ernannte, ist Mein Denken und Hoffen nicht so weit gegangen, daß Mir auch noch die Feier Meines 70jährigen Jubiläums vergönnt sein könnte. Des allmächtigen Gottes Gnade reicht aber weiter als das Denken des Menschen, und so stehe Ich auch heute noch an der Spitze Meines Regiments, voll des tiefsten Dankes für die göttlichen Fügungen und mit der alten, im Herzen tief festgewachsenen Liebe und Anerkennung für Mein Regiment. Der Rückblick auf die jetzt verflossenen zehn Jahre zeigt nicht die sturmbewegte Zeit und nicht die glorreichen Kämpfe, von denen Ich dem Regiment bei Meinem sechzigjährigen Jubiläum mit hochgehobener Empfindung sprechen konnte. Es ist eine Zeit treuer und rechtschaffener Friedensarbeit gewesen — aber auch diese gewährt dem Soldaten hohe Ehre, denn in ihr allein liegt die würdige Bewährung des erworbenen Ruhms und die Sicherheit, daß die Fahnen des Regiments in der Stunde ernster Prüfung — möge sie kommen, wann sie wolle — wieder die alten Ehrenstellen finden werden. In siebzig Jahren der Zusammengehörigkeit lernt man sich kennen, und so blicke Ich, wie mit warmem Dank und hoher Befriedigung auf die Vergangenheit Meines Regiments, so mit dem festesten Vertrauen auf dessen Zukunft. Ich rufe dem Regiment auch heute zu, wie Ich es vor zehn Jahren gethan habe: Gedenket Meiner jederzeit, auch wenn Ich nicht mehr bei Euch bin, wie Ich Meines Regiments bis zu Meiner letzten Stunde gedenken werde! Seid dessen stets eingedenk, daß Mein Regiment immer zu den besten der Armee gehören muß, daß

jeder künftige Ehrentag des Regiments die beste Feier der Erinnerung an Mich sein wird — und möge Gottes Segen jederzeit bei Meinem Regimente sein.

Berlin, den 6. Juni 1887.

gez. Wilhelm.

An Mein Grenadier-Regiment (2. Westpreuß.)
Nr. 7."

4. „Das Offizierkleid muß erst wieder verdient werden."

„Nicht wahr, Herr Baron, Sie haben einen Neffen, der 1867 als Leutnant in Koblenz stand und gegenwärtig in Metz steht?" fragte Kaiser Wilhelm bei der Mittagstafel in Gastein an einem Tage des Monats August 1876 einen der geladenen Tischgäste. „Ich bewundere, daß Ew. Majestät sich eines so unbedeutenden Menschen erinnern. Der Junge wollte nicht gut thun," entgegnete der Angeredete. „Ja, ja, Ich weiß es," fuhr der Monarch in gütigem Tone fort, „er hat auch Mir viel Not gemacht; Schulden, Liebes- und Ehrenhändel standen bei ihm auf der Tagesordnung, bis er den Dienst verlassen und nach Amerika wandern mußte. Aber der Kern in ihm war gut. Als er sich drüben die Hörner abgelaufen und die Hände voll Schwielen gearbeitet hatte, brach der Krieg zwischen uns und Frankreich aus. Da kam Ihr Neffe als Maschinenheizer mit dem ersten Dampfer schnurstracks wieder herüber und bat Mich schriftlich, den preußischen Waffen- und Ehrenrock von neuem anlegen zu dürfen. — ‚Ja, ja, aber nur den Rock des Gemeinen!' hab' Ich ihm geantwortet. ‚Das Offizierkleid muß erst wieder verdient werden.' — Und er zog fröhlich den Rock des Gemeinen an und hat ihn mit Ehren getragen bis vor Sedan, wo er sich die Epauletten wieder verdient hat. Herr Baron, Ich gratuliere Ihnen zu diesem Neffen; er wird dem reichen Wiener Onkel für ein wenig Zulage zu seiner mageren Leutnantsgage herzlich dankbar sein." — Daß der hochbeglückte Onkel nach dieser Unterredung dem wackeren Neffen eine ansehnliche Zulage gewährte, versteht sich von selbst.

---

b. Die soldatische Pflichttreue.

1. „Hinter dem Ofen!"

Wegen körperlicher Schwächlichkeit durfte Prinz Wilhelm bekanntlich nicht sogleich an den Befreiungskämpfen teilnehmen, sondern mußte in Breslau zurückbleiben. Da ließ ihn der Königliche Vater während des nach der unentschiedenen Schlacht bei Bautzen (20. und 21. Mai 1813) geschlossenen zehnwöchentlichen Waffenstillstandes in sein Hauptquartier zu Neudorf bei Reichenbach kommen (15. Juni). „Viele Verluste an Offizieren bei Lützen und Bautzen," begann der König; „Deine Kameraden sind drum avanziert, sollst auch avanzieren." „Wie kann ich," erwiderte

kleinlaut der Prinz, „mein Regiment war im Feuer, ich hinter dem Ofen!“ „Nicht Deine Schuld,“ sagte hierauf der Monarch, „hab's befohlen. Sollst darum nichts verlieren; vom 15. Mai an bist Du Premierleutnant wie Deine Kameraden.“

2. Die Feuertaufe.

Aus den Bestimmungen, welche der verstorbene Kaiser in seinem Testament über seine Beisetzung getroffen hat, ist folgendes erwähnenswert: „Ich will beigesetzt werden mit Meiner Feldmütze ohne (?) Schirm im grauen Militärmantel, mit den drei Eisernen Kreuzen (nach anderer Version mit dem Eisernen Kreuz 2. Kl.), den preußischen Kriegsmedaillen (1814, 1864, 1866, 1870/71), Meinem selbsterworbenen St. Georgskreuz, dem Orden pour le mérite und dem Schwarzen Adlerorden.“ Bezeichnend ist besonders, welchen Wert Kaiser Wilhelm auf den St. Georgsorden legte, dessen ältester Ritter er bekanntlich war. In dem Gefecht bei Bar-sur-Aube, am 27. Februar 1814, bekam er nämlich von König Friedrich Wilhelm III. den Befehl, zum Regiment Kaluga zu reiten, das unter schweren Verlusten kämpfte. Voll Stolz sah die Umgebung des Königs, mit welchem Gleichmut und welcher Unerschrockenheit der junge Prinz den Auftrag ausführte und sich heftigem Gewehrfeuer aussetzte. Das Hauptquartier sprach viel davon und Zar Alexander verlieh dem Prinzen den St. Georgsorden vierter Klasse. Das war am 5. März 1814. Am 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise und dem ersten Jahrestage der Stiftung des Eisernen Kreuzes, folgte im Hauptquartier Chaumont die Verleihung dieses Ordens zweiter Klasse.

3. Diensttreue bis zum Tode.

Wenige Jahre vor seinem Tode hatte der Kaiser, dessen soldatische Pflichttreue geradezu schon sprichwörtlich geworden war, sein Erscheinen bei einer Übung des 1. Garde-Regiments auf dem Bornstedter Felde angekündigt. Der Leibarzt aber hatte, um die Gesundheit des Monarchen besorgt, demselben schriftlich die Bitte ausgesprochen, Seine Majestät möchte doch der militärischen Übung fernbleiben, da bei dem unfreundlichen Wetter das Schlimmste zu befürchten sei. „Dann sterbe Ich wenigstens im Dienste,“ schrieb der Kaiser, wie der damalige Prinz Wilhelm (jetziger Kaiser Wilhelm II.) seinem Regimente erzählte, kurz und bündig zurück. Der Leibarzt jedoch, in dringender Besorgnis um das Wohlergehen seines hohen Herrn, begab sich nunmehr persönlich nach dem Schlosse, um dem Fürsten seine Bitte angelegentlichst zu wiederholen. Der Heldengreis aber erwiderte: „Ein König von Preußen, der nicht mehr zu seinen Soldaten gehen und die Verpflichtungen seines Amtes erfüllen kann, der ist kein König mehr und müßte die Regierung niederlegen.“ Und er ging.

4. Soldatenpflicht der preußischen Könige.

In Potsdam sollte die Enthüllung des Standbildes seines Ahnherrn, Königs Friedrich Wilhelm I., stattfinden zu einer Zeit, wo Kaiser Wilhelm sich nicht ganz wohl fühlte und wo überdem die Witterung keine günstige war. Die Ärzte rieten daher dem hohen Patienten dringend von der Teilnahme an der Feier ab. „Ich gehe!" sagte der greise Herr. Da baten ihn die Ärzte, dann doch wenigstens in geschlossener Kutsche dem Festakte beizuwohnen. „So lange ein Preußenkönig noch stehen kann," lautete des Kaisers Antwort, „soll er bei so feierlicher Gelegenheit nicht in der Kutsche sitzen." Zur festgesetzten Stunde traf denn auch der hochbetagte Monarch bei der Einweihungsfeier ein und wohnte derselben wohl eine Stunde lang stehend bei.

5. Bei einer Gefechtsübung.

Während einer Gefechtsübung auf dem Tempelhofer Felde vor dem Kaiser von Rußland entstand einen Augenblick eine solche Verwirrung, daß Kaiser Wilhelm selbst von seiner Kavallerie fast umgeritten worden wäre. An diesem Mißgeschick war nicht nur der Staub, sondern auch ein anderer Umstand schuld. Als nämlich der Kaiser mit dem Prinzen August von Württemberg auf dem Tempelhofer Felde erschien, hatte er eine Ausstellung über die Truppenaufstellung gemacht, aber durchaus keine Veränderung derselben befohlen. Der Korpskommandeur mißverstand ihn indessen und befahl jene Veränderung, ohne den General von Pape, der die Übung leitete, davon in Kenntnis zu setzen. Da nun alle Gefechtsmomente, Angriffs- und Rückzugslinien im voraus bestimmt waren, so konnte eine Verwirrung nicht ausbleiben. Der Kaiser war begreiflicherweise sehr aufgebracht darüber, daß dergleichen gerade in Gegenwart seines russischen Gastes sich zutrug. Ja, es gerieten sogar verschiedene Kavallerieregimenter durcheinander und der Kaiser befand sich plötzlich ganz allein mitten in der Staubwolke, sodaß die ansprengenden Truppen, vor denen er auf einmal auftauchte, förmlich erschraken vor dem Gedanken, in welch eine persönliche Gefahr militärische Leidenschaft und hohes Pflichtgefühl den greisen Herrn gebracht hatten. Dieser aber ritt auf einen der Regimentskommandeure zu und fragte strengen Tones: „Ist das Ihr Regiment?" — „Zu Befehl, Majestät!" — „Dann rangieren Sie es!" Mit diesen Worten unverkennbarer Unzufriedenheit ritt der Kaiser fort. Er dachte in diesem Augenblick offenbar an das ihm aus seinen jüngeren Jahren geläufigere alte Kavalleriereglement, welches das Rangieren befiehlt, während das neuere es verbot. Am Schluß der Übung hielt der erfahrene Kriegsheld, wie gewöhnlich, selbst die Kritik ab; hierbei war zu bewundern, mit welcher echt königlichen Ruhe und Unparteilichkeit er die Selbstverteidigung des damaligen Divisionsgenerals v. Pape anhörte und ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ.

6. „Wohl selbst."

Bei der Besichtigung der Potsdamer Garnison im Frühjahre 1887 sprach ein höherer Offizier die Befürchtung aus, daß die Abnahme der Parade den Kaiser doch allzusehr anstrengen dürfte. Als letzterer dies hörte, wandte er sich zu seiner Umgebung und sagte lächelnd: „Ja, meine Herren, was soll ich thun? Mein Sohn, der Kronprinz, ist leidend, und von Pape (kommandierender General des Gardekorps, 1870/71 Kommandeur der 1. Garde-Infanteriedivision) kann ich in seinem Alter auch nicht verlangen, daß er jeder Besichtigung beiwohnt — ich muß sie also wohl selbst abhalten."

7. Militärische Zucht.

Der Kaiser hielt bekanntlich häufig und mit ungewöhnlicher Klarheit die Kritik über militärische Übungen selbst ab, wozu er mit einem energischen „Die Stabsoffiziere und Generale!" die Spitzen um sich zu versammeln pflegte; dies hielt freilich die Subaltern-Offiziere nicht ab, den glänzenden Kreis lauschend zu erweitern. Bei einer solchen Gelegenheit zeigte der greise Monarch einmal recht offenbar, wie streng er selbst es mit der militärischen Zucht nahm, indem er vor dem jüngeren Offizier nichts voraushaben wollte: in einem naßkalten Herbstwetter zog er nämlich seinen Mantel aus, um die Kritik abzuhalten. Sofort legte auch der gleichfalls hochbejahrte General-Feldmarschall von Moltke den seinen ab und Herr von Burt, sein damaliger Adjutant, flüsterte einem nahestehenden Freunde ebenso leise als besorgt zu: „Und mein Onkel ist schon ohnehin stark erkältet!" Diese Szene erscheint vielleicht an sich sehr unbedeutend, dennoch aber veranschaulicht sie in drastischer Weise die Zucht im Preußenheere wie deren letzte Ursache.

8. Das richtige Kommando.

Der Kaiser hatte für alle Unregelmäßigkeiten einen merkwürdig scharfen Blick und sah, wenn er auf dem Exerzierplatze sich befand, sofort die geringsten Fehler. Als nun der Besuch Kaiser Alexanders II. bevorstand, wohnte er sehr häufig den kleinsten Vorübungen derjenigen Truppen bei, die dem hohen Gaste vorgestellt werden sollten. Hierbei beobachtete er eines Tages, wie ein Hauptmann eines der Berliner Gardegrenadier-Regimenter Griffe kommandierte und wie diese durchaus nicht „klappen" wollten. „Wissen Sie, woran das liegt?" sagte er endlich, zum Offizier herantretend, „Sie betonen das Kommando nicht richtig. Ich will's Ihnen mal vormachen." Der Kaiser kommandierte und richtig — es „klappte".

9. Des Freiwilligen Entschuldigung.

Eines Tages ging Kaiser Wilhelm in seinem Park zu Babelsberg spazieren, als er den Gärtner, einen jungen geweckten Mann, traf und diesen ersuchte, ihn zu begleiten. Der leutselige Monarch fragte nach

diesem und jenem und hatte offenbar seine Freude an dem munteren Burschen. Je weiter man aber ging, um so auffallend unruhiger wurde letzterer. Da fragte der Kaiser, was ihm denn sei oder was er habe, worauf der Gefragte schüchtern erwiderte: „Majestät wollen huldvollst verzeihen, aber ich bin Einjähriger und habe jetzt den Appell versäumt!" Der hohe Herr sieht nach der Uhr und spricht: „Allerdings, die Stunde des Appells ist vorüber; doch machen Sie sich schleunigst bereit und melden sich dann gleich wieder bei Mir!" Der Gärtner eilt, legt die Uniform an und kommt zurück. Da sitzt auch schon der Vater des Volks in seinem Wagen und ruft dem Heranstürzenden zu: „Aufsitzen!" Fort geht's nun, im Wagen der Kaiser, auf dem Bock der Soldat, im schnellsten Trabe dem Kasernenhofe zu. Hier angelangt, übergiebt der gewissenhafte Kriegsherr den mitgebrachten Freiwilligen dem Hauptmann mit den freundlichen Worten: „Herr Offizier, bringe einen Verspäteten hier, Bitte, Sie wollen beim Strafebemessen, daß Ich daran schuld war, nicht vergessen!"

---

c. Der Feldherr vor dem Feinde.

1. Beim Bildstöckl.

Im Gefecht von Bischweiler in Baden (29. Juni 1849) wurde die preußische Reserve-Kavallerie, in deren Nähe sich der Prinz von Preußen mit seinem Stabe befand, lebhaft beschossen und mußte sich, auf erhaltenen Befehl, aus dem Artilleriefeuer zurückziehen. Die Schwadronen waren nicht wenig erstaunt, als sie auf ihrem Ritt den Prinzen und neben ihm den Hofmarschall Grafen von Pückler mitten auf dem von feindlichen Kugeln bestrichenen Felde sahen, wie dieselben ein dort stehendes Bildstöckl betrachteten und so ruhig sich unterhielten, als ob dies kein Schlachtfeld und das Feuer von Bischweiler her ohne alle Gefahr sei. Das mußte auffallen und führte zu Erkundigungen, was denn an jenem Bildstöckl (wie man solche in katholischen Landen, namentlich an Kreuzwegen, häufig findet) so Merkwürdiges gewesen sei, daß der Feldherr, bei Betrachtung desselben, sich der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt habe.

Da hörte man von denen, die sich in der Umgebung des Prinzen befanden, daß dieser zu seinem Hofmarschall geäußert habe: „Erinnern Sie sich noch, daß ich vor unserer Abreise im Parke von Babelsberg mit Ihnen von einer kleinen steinernen Denksäule gesprochen, die das Havelufer wohl zieren würde? Sehen Sie einmal dieses Bildstöckl an. Etwas dem Ähnliches würde ganz meiner Idee entsprechen." Und dabei schlugen die feindlichen Kugeln ganz in seiner Nähe ein. — Mit Stolz und Freude erzählte man sich von der Gleichgültigkeit des Prinzen gegen die feindlichen Kugeln und mit Recht teilt der militärische Biograph des Kaisers Wilhelm diesen Vorgang als einen Beweis für die Kaltblütigkeit und Furchtlosigkeit des hochgepriesenen Feldherrn mit. —

Übrigens sei hier bemerkt, daß der Großherzog von Baden, als er den Vorgang erfuhr, dem damaligen Prinzen das qu. Bildstöckl (Muttergottesbild) schenkte, welches dann am Havelufer nahe bei Babelsberg Aufstellung fand.

2. Am Tage von Königgrätz.

Schon seit vier Tagen waren Siegesnachrichten über Siegesnachrichten von den deutschen und böhmischen Kriegsschauplätzen nach Berlin gekommen. Die deutschen Gegner hatten garnicht einmal Zeit gewonnen, ihre Kräfte zu vereinigen; sie waren von den siegreichen Preußen bald überrascht worden. Daß die drei preußischen Heere, die an verschiedenen Punkten in Böhmen einmarschiert waren, sich bald vereinigen und den Feind gemeinsam schlagen würden, davon gab eine Reihe von Telegrammen Zeugnis, die den Siegespfad eines jeden Heeres bezeichnete. Die Schlachten von Gitschin, Nachod und Skalitz bezeichneten den Weg, den die Armeeen im Triumph zum Herzen des Böhmerlandes einschlugen. Da litt es den König nicht länger in Berlin: er mußte sein, wo sein Heer kämpfte, siegte. Über Görlitz und Reichenberg begab er sich in die Mitte seiner Krieger.

Es war am 3. Juli, da hielt des Morgens um 5 Uhr des Königs Reisewagen vor dem Schlosse zu Gitschin. Dort hatte der König genächtigt oder vielmehr die Nacht größtenteils durchwacht. Mit seinen hohen Führern, denen sich Graf Bismarck, der Kriegsminister v. Roon und der Chef des großen Generalstabs von Moltke beigesellt hatten, hatte der König über die blutige Arbeit des wichtigen 3. Juli sich beraten. Er hatte erfahren, daß die drei Armeeen unter dem Kronprinzen, dem Prinzen Friedrich Karl und dem General Herwarth von Bittenfeld miteinander Fühlung hatten. So konnte die eiserne Umarmung der Österreicher, die unter Benedek bei Königgrätz standen, vor sich gehen. Ein starker Regen strömte gerade vom Himmel hernieder, als sich des Königs Wagen in Bewegung setzte. Meilenweit ging's im schnellen Trab durch die stillen Wege. Niemand ahnte, daß Preußens König unterwegs war, um die Seinen selbst in dem Entscheidungskampfe zu führen. Denn daß ein solcher bevorstand, darüber war kein Zweifel mehr. Hatten die Feinde doch ihre Stellung so gewählt, daß man einen Angriff auf das Heer des Prinzen Friedrich Karl erwarten mußte. — Der Regen ließ nach; aber es blieb ein kühler, nebliger Morgen und gar feierlich war allen zu Mute, als um 6 Uhr der Befehl zum Angriff gegeben wurde. Vor der vorwärtsschreitenden Gardedivision herrschte eine fast geisterhafte Stille; doch es war die Stille vor dem Gewitter, denn bald empfing ein mörderisches Feuer die tapfere Preußenschar. Von allen Seiten heulte und dröhnte es, und wenn man überhaupt von einem Hagel der Granaten sprechen kann, bei dem Kampf um Sadowa wäre das Bild am besten angebracht. Der König war bei dem Dorfe Dub zu Pferde gestiegen und von unendlichem Jubel seiner Soldaten empfangen worden. Das war

um $^3/_4$8 Uhr, und von der Stunde an blieb der Gang der Schlacht in der Hand des Königs. Kein Vorgehen der Divisionen, nichts geschah ohne seine Anordnung. Fünf Stunden schon dauerte der Kampf, die Armee Herwarths hatte schon erfolgreich eingegriffen. Die Geschosse von mehr denn tausend Feuerschlünden rasten über die blutgetränkte Flur. Der heldenmütige König hält treu bei seinen Truppen. Mehr als einmal hat schon das große Gefolge die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich gezogen; mehr als eine Granate ist in der unmittelbaren Nähe des Monarchen geplatzt. Nach links ist ängstlich das Auge gerichtet, ob nicht bald von jenen Höhen die Kanonen der Armee des Kronprinzen donnern würden. Aber nichts davon war zu hören. Eine Fernsicht gestattete die trübe Luft nicht und die Hügel verdeckten zum größten Teil die Wege, auf welchen der Kronprinz nahen mußte. — Da plötzlich donnert's von der Flanke her; das ist nicht die Artillerie des Feindes: es ist preußisches Geschütz! Der zweite Akt des großen Tages beginnt; die Garde und das 5. Armeekorps waren es, die ihn erfolgreich zu Ende führen halfen.

Wie große Entbehrungen hatte sich der König an diesem Tage auferlegen müssen! Seit $^1/_2$5 Uhr morgens hatte er nichts gegessen, lange Stunden hatte er zu Pferde gesessen. Die königlichen Wagen, in denen einiger Vorrat vorhanden war, standen weit zurück. Einer der Flügeladjutanten fragte überall nach und brachte endlich von einem Reitknecht einen Schluck Wein, von einer Ordonnanz ein Stück Wurst und der König selbst sah einen Trainsoldaten, der sich ein Stück Brot abschnitt. „Der Mann soll Mir ein Stück abgeben!“ sagte er zu seinem Reitknecht. Gesagt, gethan! Der König erhielt das Brot, tauchte es in Wein und labte sich an den geringen Gaben. Das war die einzige Speise bis zum Abend.

Mitten in das Toben der Schlacht ging's alsdann; der Feind fing an, seine Stellungen aufzugeben, und als der Tag sich neigte, da stand der König als Sieger da auf dem blutgetränkten Schlachtfelde. Noch einmal kam der König in den Bereich der Kanonen; von Königgrätz aus waren sie auf das Feld gerichtet. Da war es der Ministerpräsident Graf Bismarck, welcher seinem Monarchen die Worte zurief: „Als Major habe ich nicht das Recht, Ew. Majestät auf dem Schlachtfelde einen Rat zu erteilen; als Ministerpräsident bin ich aber verpflichtet, Ew. Majestät zu bitten, sich nicht in dieser Weise ernster Gefahr auszusetzen!“ Des Königs freundliche Antwort aber war: „Ich weiß es wohl, kann aber doch nicht davonreiten, wenn die brave Armee im Feuer steht!“

Und der König ritt weiter, und wohin er kam — immer erneute Jubelrufe empfingen ihn. Die Todmüden richteten sich auf, um ihren König als Sieger zu begrüßen, und die Todeswunden schlugen noch einmal ihre Augen auf, um ihren letzten Blick auf den zu heften, dem sie die Treue gehalten bis zum Tode.

Ein großer Sieg war gewonnen; der Tag von Königgrätz reihte sich den größten Tagen der preußischen Geschichte und den würdigsten Gedenk-

tagen des Königs ebenbürtig an. Abends trafen der König, der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl zusammen. Freude und Wehmut durchwogten die Herzen der hohen Führer des Heeres. Es war ein ergreifender Augenblick, als der König seinen Sohn als Sieger umarmte und ihm den Orden für persönliche Tapferkeit, den pour le mérite, überreichte. Den Soldaten, welche Zeugen dieser Begegnung waren, wird dieser Augenblick nie aus dem Gedächtnis weichen. Wie aber einst bei Leuthen ein Grenadier das „Nun danket alle Gott!" anstimmte und Tausende von Kriegern einfielen in das alte Danklied, so ertönte von den Musikkorps auch an diesem Siegesabende die alte liebe Weise, und aus tausend und abertausend Herzen stieg der Dank zum Himmel empor.

Spät abends erst kam der König in Horsitz an und ruhte die Nacht auf einem Sopha, auf welches man ein ledernes Kissen aus der Equipage gelegt hatte.

Das war ein Tag aus dem Kriegsleben des 70jährigen Königs Wilhelm.

3. Die Front in der Schlacht.

Während der Schlacht bei Königgrätz beobachtete König Wilhelm mit zunehmender Spannung den heißen Kampf seiner Soldaten vom Roskoberge aus. Aus dem dichtesten Schlachtgewühl wurden die kampfunfähig gewordenen, über ihre Kräfte angestrengten Krieger hinter die Gefechtslinie gebracht. In großer Unordnung kam da eine Truppenmasse die Chaussee entlang geströmt; der König ritt von der Anhöhe herab und erkundigte sich bei einem Offizier, woher sie kämen und wohin sie gingen. Jener erwiderte, der Verlust in der Front sei so groß gewesen, daß eine völlige Auflösung der Ordnung eingetreten und der Befehl erteilt worden sei, die Truppe solle sich der Reserve anschließen. Inzwischen setzten die Soldaten ihren Rückmarsch eiligst fort. Dies aber war gerade in dem Augenblick, wo es sich um den Wendepunkt der Schlacht handelte, eine äußerst gefährliche Bewegung; der König hemmte sie daher, indem er mit laut gebietender Stimme: „Halt! Front!" kommandierte. Die Soldaten gehorchten zuerst mechanisch; sobald sie jedoch ihren Landesherrn erkannten, ordneten sie sich in eine Art Frontlinie vor ihm, wobei sie Sadowa den Rücken kehrten. „Wo ist in der Schlacht die Front?" fragte der König, und die Soldaten beantworteten dies damit, daß sie Kehrt machten. Sogleich stieg der König vom Pferde und begann selbst die aus Reih und Glied gekommene Kompanie zu ordnen; kaum aber war ihm dies gelungen, als ein Offizier mit der dringenden Aufforderung herangesprengt kam, daß jeder irgend brauchbare Mann zur Front zurückkehren solle. Der König kommandierte selbst: „Bataillon marsch!" sprang wieder in den Sattel und rief den Soldaten nach: „Nun zeigt, daß Ihr Pommern seid!"

4. Am Tage von Gravelotte.

Der Monarch saß vor dem Ausgange des Dorfes Rézonville auf einer Leiter, die mit einem Ende auf einer Brückenwage, mit dem anderen auf einem gefallenen Schimmel ruhte. Die Spannung über den Ausgang der Schlacht war ungeheuer. König Wilhelm schien sich gewaltsam zu zwingen, still zu sein; Bismarck, der äußere Gleichgültigkeit zur Schau trug, die jedoch durch seine Rastlosigkeit Lügen gestraft wurde, that, als ob er Briefe lese. Der Lärm des Schlachtgetümmels vermehrte und verstärkte sich, bis sogar die Erde davon erzitterte. Die Nacht war herniedergesunken, aber die Glut eines nahen Brandes beleuchtete die bange Gruppe. Aus dem Gewirr der Truppenmassen, mit denen die Ebene übersäet war, ertönte plötzlich lautes Hurrarufen, das donnernd anschwoll. Auf der Chaussee erklangen die Hufschläge eines im Galopp dahersprengenden Pferdes; einen Augenblick später schwang sich Moltke mit vor Erregung zuckendem Gesicht aus dem Sattel und rief, auf den König zueilend: „Es steht gut für uns, wir haben das Plateau genommen und Euer Majestät haben gesiegt!“ Der König sprang mit einem „Gott sei Dank!“ auf; Bismarck zerknitterte, tief aufatmend, die in der Hand gehaltenen Briefe, und alle Anwesenden begrüßten die frohe Kunde mit einem lauten Hurra. Ein Marketender, der zufällig in der Nähe stand, machte sich die günstige Gelegenheit zu nutze, er brachte sein Weinfäßchen herbei und schenkte dessen Inhalt aus. König Wilhelm trank den dünnen roten Wein, der ihm in einem abgebrochenen Tulpenglase dargereicht wurde, und verzog dabei sein Gesicht nicht. Der König wollte mitten unter den verwundeten Soldaten und den gefallenen Pferden in seinem Wagen schlafen, doch es wurde noch in einer kleinen Schenke ein Zimmer für ihn ausfindig gemacht. — Noch sei hier erwähnt, daß der heldenmütige König in einem Briefe an seine hohe Gemahlin erzählt, wie am Nachmittage der Schlacht von Gravelotte die Pommern auf dem Kampfplatze angelangt wären und einen neuen entscheidenden Angriff unternommen hätten. „Bei diesem Vorstoß,“ so heißt es in seinem Schreiben, „fehlten die historischen Granaten von Königgrätz für mich nicht, aus denen mich diesmal Minister v. Roon entfernte.“

---

d. Des Kaisers Arbeitskraft.

1. Pünktliche Geschäftserledigung.

Kaiser Wilhelm besaß eine gewaltige Leistungsfähigkeit und wie in seinem Wesen einfach, aufrichtig, klar und bestimmt, so war er auch in seinem Ausdrucke, den er mit großer Gewandtheit beherrschte, knapp und gedrungen. Seine Reden und schriftlichen Entwürfe, denen er nach dem Zeugnisse seiner nächsten Umgebung rasch und flott Form zu geben

verstand, zeichneten sich durch schlichte Einfachheit und Gedankenstrenge aus. Selten pflegte er ein Wort auszustreichen oder durch ein anderes zu ersetzen: der erste Entwurf war meist maßgebend. Selbst in den wichtigsten Kundgebungen, welche eine entscheidende Wirksamkeit haben sollten, ist, nach der Versicherung seines langjährigen Vorlesers, des Geh. Hofrats Louis Schneider, keine Verbesserung bemerkbar. „Wie der König denkt, so schreibt er, folgerichtig, klar, ohne jede Phrase, die nun einmal seiner Natur fremd ist," berichtet der Genannte. Sein ganzes Wesen war dem Gesetze streng militärischer Ordnung und Genauigkeit unterthan, dessen oberstes Gebot die Pflicht heißt. Soldatisch, wie seine Erziehung gewesen, war auch seine Auffassung des ihm zugefallenen Herrscherberufs, dem er mit der Peinlichkeit und Unermüdlichkeit echt preußischer Beamtenüberlieferung diente. Die Schnelligkeit und Pünktlichkeit jedes schriftlichen Bescheides oder Befehls auf eine Anfrage war wahrhaft erstaunlich. „Die sorgfältig aufgehobenen Kouverts aller an mich gerichteten Briefe, Schriften und Drucksachen beweisen," so sagt Schneider, „daß, wenn ich morgens schrieb, am nächsten Morgen die Antwort in meinen Händen war. Wie dies, namentlich bei umfangreichen Schriftstücken, möglich war, ist mir unerklärlich, selbst wenn ich die außerordentliche Arbeitskraft des Königs und seine schnelle Erkenntnis dessen, worauf es eigentlich ankam, genau kannte. Besonders bei der übrigen, wahrhaft erdrückenden Arbeitslast, welche der König täglich zu bewältigen hatte, ist mir diese Pünktlichkeit unerklärlich und sie würde unglaublich sein, wenn die Poststempel der Kouverts im Vergleich zu dem Inhalte der Briefe nicht als Beweis vorhanden wären, da der König gewöhnlich durch Marginalien auf meinen eigenen Briefen antwortete." Wenn man berücksichtigt, daß König Wilhelm schon im Jahre 1870 allein an Zivilsachen durchschnittlich 80 Vortragsnummern und 27 Verfügungen täglich zu erledigen hatte und daß die Zahl der aus dem Militärkabinett an ihn gelangenden Geschäfte noch größer war, daß daneben Besprechungen mit den Ministern, den Beamten des Hofmarschallamtes und eine Menge Audienzen zu erledigen waren, so gewinnt man eine annähernde Vorstellung von dem Umfange der ihm täglich obliegenden Pflichten und die Bewunderung für seinen rastlosen Fleiß steigert sich zum maßlosen Erstaunen. Dabei fand er immer noch Zeit, sich für die Vorträge seiner Generale und Minister vorzubereiten, wichtige Aktenstücke genau durchzustudieren, sie mit Randbemerkungen zu versehen und alle möglichen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, die ihm zur Entscheidung unterbreitet wurden, bis ins Einzelne zu prüfen.

2. Unermüdlicher Arbeitseifer.

Das Bewußtsein seiner Herrscherpflichten war bei König Wilhelm von einer Lebendigkeit und Stärke, daß keine Rücksicht auf das persönliche Erholungsbedürfnis ihn von der Erfüllung derselben abhielt. Der Oberpräsident von Schlesien, Freiherr v. Schleinitz, erzählt ein dafür bezeichnendes Erlebnis aus dem Jahre 1867. Als nämlich der König in

Breslau von anstrengenden Truppenbesichtigungen, Vorstellungen, Empfangsfeierlichkeiten und anderen Mühen abends sich in sein Zimmer zurückzog, fand er dort einen Berg von Briefen und Postsendungen vor, an deren Eröffnung er sich trotz seiner Ermüdung sofort heranmachte, um sie schnell zu erledigen. Der Oberpräsident erlaubte sich, dem Monarchen eine alleruntertänigste Bemerkung zu machen und ihn um Schonung seiner Kräfte zu bitten, erhielt jedoch die kurze und bestimmte Antwort: „Wozu bin Ich denn da?"

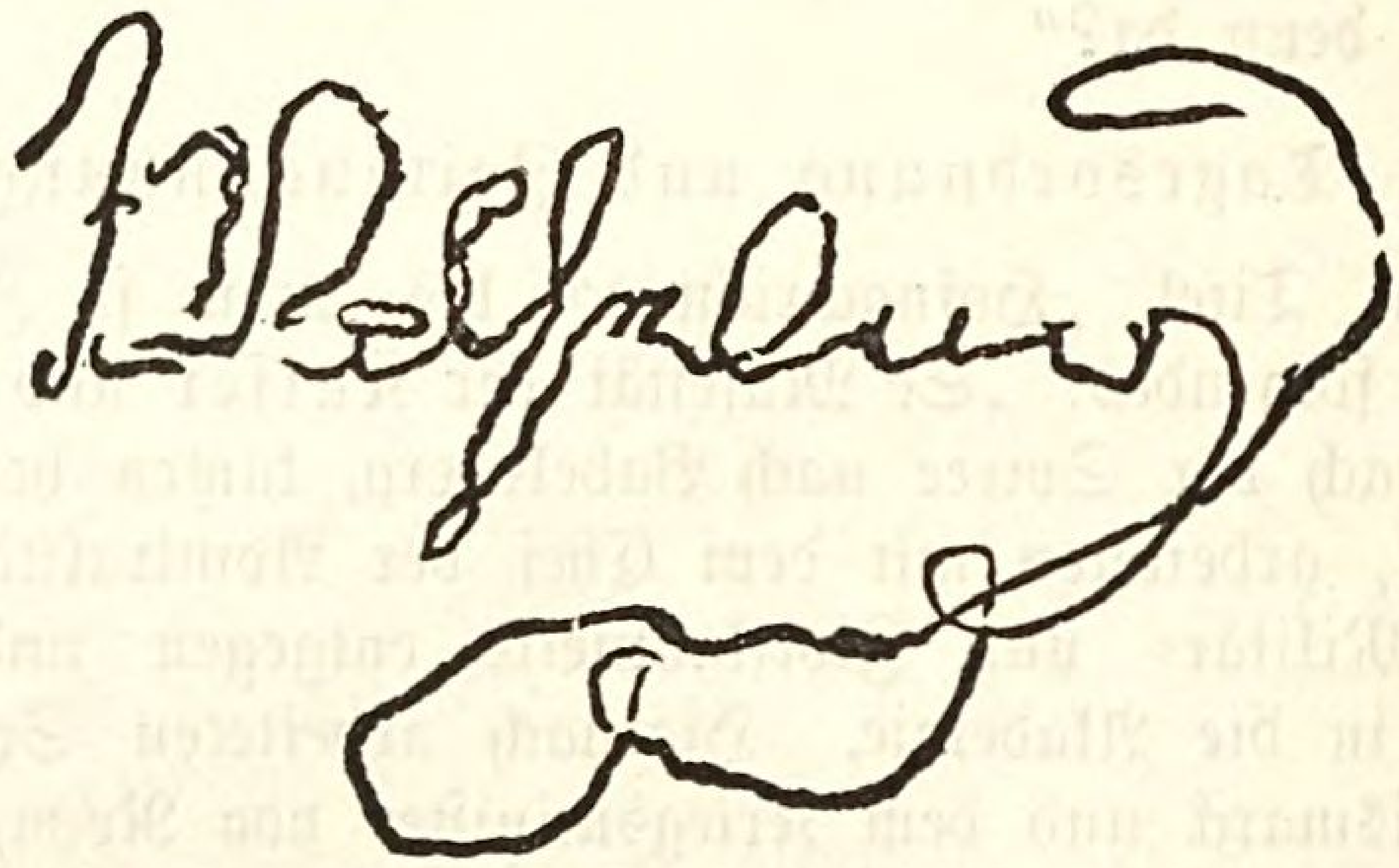
3. Tagesordnung und Zeitausnützung.

Unter dem Titel „Hofnachrichten" las man s. Z. in Berliner Zeitungen etwa folgendes: „Se. Majestät der Kaiser und König fuhren gestern Abend nach der Soiree nach Babelsberg, kamen heute früh 8 Uhr nach hier zurück, arbeiteten mit dem Chef der Admiralität, nahmen die Vorträge des Militär- und Zivilkabinetts entgegen und begaben sich darauf zu Fuß in die Akademie. Hiernach arbeiteten Se. Majestät mit dem Fürsten Bismarck und dem Kriegsminister von Roon, nahmen militärische Meldungen entgegen und besichtigten darauf auf dem Tempelhofer Felde das 2. Gardedragonerregiment. Nach der Oper kehrten Se. Majestät nach Babelsberg zurück" — kurze Worte, aber welch eine Unsumme von Arbeitslast und Obliegenheiten, wichtigen Staatsgeschäften und zerstreuenden Repräsentationspflichten, schwierigen Erwägungen und angreifenden Entscheidungen liegt in denselben! Eine solche Tagesordnung herunterzuarbeiten, das erforderte nicht bloß eine wunderbar widerstandsfähige Natur, wie die des Kaisers es war, sondern es setzte auch eine ängstliche Sparsamkeit in der Einteilung und Verwendung der Zeit voraus. Hierin allerdings war der gottbegnadete Herrscher gleichfalls ein großer Meister. Unnötige Gespräche zu führen und dadurch die Zeit vergeuden, lag nicht in seiner Gewohnheit. Kurz und bündig wie sein Stil, war auch seine Rede und niemals gestattete er den Hof- und Staatsbeamten, auf Dinge einzugehen, die nicht ihres Amtes waren. „Niemand, absolut niemand," sagt Hofrat Schneider, „wagte sich diesem Herrn gegenüber aus seinen Schranken heraus; und sollte es jemand auch einmal gewagt haben, so hat er es gewiß nicht zum zweiten Male gethan. Zu einem bloßen Gespräche oder einer Unterhaltung hatte der König begreiflicherweise niemals Zeit. Es mußte dabei immer etwas geschehen, etwas gefördert werden: er mußte selbst den Nutzen, die mögliche Frucht eines Gesprächs erkennen, um es überhaupt fortzusetzen."

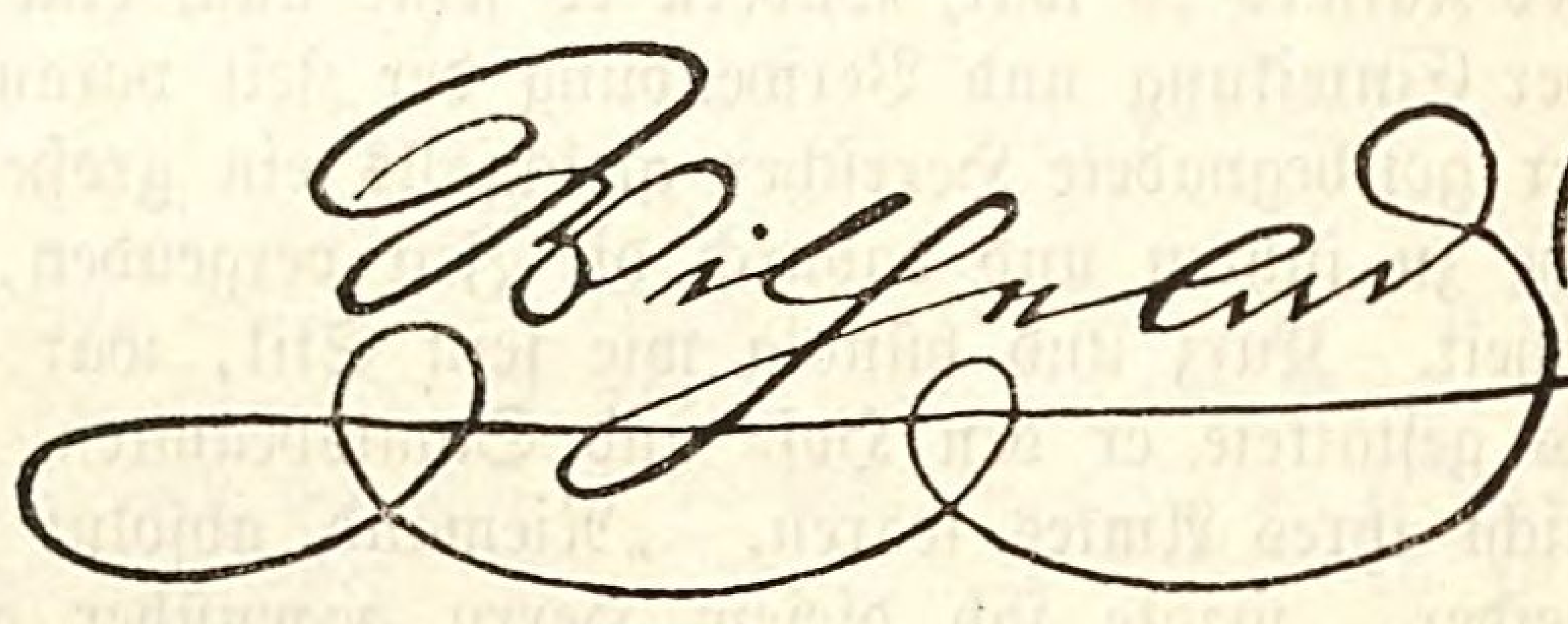
4. Letzte Unterschrift.

Nichts kann bezeichnender für die treue Pflichterfüllung und den Arbeitseifer des hochseligen Kaisers sein als die Thatsache, daß er seinem hohen Herrscherberuf bis zu den letzten Augenblicken obgelegen hat. Fürst Bismarck hatte in dem monumentalen Nachruf, welchen er seinem erhabenen Herrn in der kurzen, aber schmerzerfüllten Reichstagssitzung

vom 9. März widmete, von der letzten Unterschrift des Kaisers unter der Urkunde in betreff der Vertagung des Reichstages Mitteilung gemacht. Der Fürst bat den sterbenden Monarchen, seine Kräfte zu schonen und nur mit dem Anfangsbuchstaben „W." zu zeichnen; der Kaiser aber, „in Bethätigung der Arbeitskraft, die ihn nur mit dem Leben verlassen hat", schrieb mit zitternder Hand seinen vollen Namen:



Es ist dies das urkundliche Zeugnis für eines der letzten, ewig unvergeßlichen Worte des Kaisers: „Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein!" — Zum Vergleiche möge unten die Nachbildung des Kaiserlichen Namenszuges folgen, wie er ihn in den gesunden Tagen der letzten Jahre unter die ihm zur Vollziehung vorgelegten Schriftstücke zu setzen pflegte:



e. Wahrheitsliebe und Vereinfachung des Geschäftsganges.

1. Falscher Gesundheitsbericht.

In seinen letzten Lebensjahren war der hochbetagte Monarch leichteren Krankheitsanfällen unterworfen und mußte dann öfters Zimmer sowohl als Bett hüten. Um nun das an Wohl und Wehe des teuren Kaisers herzlichst teilnehmende Volk nicht zu ängstigen, machte einmal der Staatsanzeiger von einer derartigen Unpäßlichkeit, die den alten Landesherrn aufs Neue befallen hatte, keine Meldung, sondern berichtete vielmehr kurz: Es geht gut. Als der Kaiser dies las, wurde er ungehalten und sprach:

„J, wo bin Ich denn gesund!
Hätte andres dann zu thun,
als im Bette auszuruh'n!"

Und er schrieb zur Berichtigung der falschen Nachricht an den Rand der Zeitung, er sei bettlägerig krank; dies mußte auch sogleich gedruckt werden,

„Daß Berlin nicht sagen kann:
Hat sich wohl, der alte Mann!"

2. Verrechnung und Aufklärung.

Am 20. November 1879 schrieb der Kaiser, nachdem er tags zuvor als Gast des Offizierkorps des 2. Garderegiments an der Mittagstafel teilgenommen hatte, an den damaligen Kommandeur, Oberst Wißmann:

„Die Folgen Ihres vortrefflichen Kardinalpunsches gestern sind doch nicht ganz ausgeblieben. Denn, wie Ich befürchtet, daß Ich doppelt sehen würde, wenn Ich zuviel von demselben tränke, ist zwar nicht eingetroffen, aber verrechnet habe Ich Mich doch; als Ich von Meinem Generals-Avancement erzählte und im Vergleich zu dem sächsischen General, der sein fünfzigjähriges Geschäftsjubiläum feierte, anführte, daß niemand Meines nicht nur sechzig-, sondern sogar siebenzigjährigen Generalsjubiläums gedacht hätte — habe Ich, aber zu spät, die Folgen jenes Getränkes erkannt. Ich hätte statt „siebenzig", sagen müssen: einundsechzig; da Ich am 30. März 1818 Generalmajor wurde, also 1868 fünfzig und 1878 sechzig Jahre General war. Ich bitte, den gestrigen Anwesenden diese Verrechnung aufzuklären, damit sie weder eine Aufschneiderei Meines Dienstalters noch ein Doppelsehen infolge des charmanten Diners, für das Ich Ihnen und dem Offizierkorps nochmals Meinen aufrichtigen Dank sage, erblicken mögen.

Wilhelm."

3. Sprachkenntnisse.

Die Sprachkenntnisse des Kaisers waren nicht umfangreiche; er verstand von fremden Sprachen nur die französische, welche ihm allerdings ebenso geläufig war wie die deutsche. Auf einer Hoffestlichkeit sagte er einst zu einer vornehmen englischen Dame: „Mit Mir müssen Sie schon deutsch sprechen, Ich bin im Englischen Invalide!" Und als ihn einmal die beiden ältesten Söhne des Prinzen Wilhelm (jetzigen Kaisers) mit einigen englischen Brocken begrüßten, äußerte er zu ihnen: „Kinder, in Preußen sprecht deutsch, Euer Urgroßpapa kann kein Englisch!" Wie schön charakterisiert diese Bescheidenheit und Aufrichtigkeit den großen Kaiser.

4. Vom „Bundes-" zum „Reichs-Kanzler".

Eigentümlich war die Art, in welcher der Kaiser seinen treuen Diener Grafen Bismarck (am 22. März 1871 in den Fürstenstand erhoben) zum Reichskanzler ernannte. Bekanntlich pflegte der Monarch zur

Rücksendung von Berichten und Aktenstücken gern die Umschläge zu benutzen, in denen er sie erhalten. So sandte er am Abende des 18. Januar 1871 dem Grafen Bismarck die auf Vorgänge des Tages bezüglichen Schriftstücke zurück und gebrauchte dazu wieder in gewohnter Weise den Umschlag, in welchem die Briefe ihm zugegangen waren. Derselbe hatte die Aufschrift getragen: „An des Kaisers Majestät“ — „vom Bundeskanzler“; das Wort „Bundes“ war durchstrichen und dafür „Reichs“ gesetzt („Von des Kaisers Majestät“ — „an den Reichskanzler“). Gewiß eine Ernennung von beispielloser Kürze in der äußeren Form. Die ganze Art aber ist so recht ein Zeugnis für die geräusch- und prunklose Einfachheit, welche Kaiser Wilhelm auch bei den wichtigsten Angelegenheiten nicht verleugnete.

Kapitel IV.

Selbstbescheidung und Selbstbeherrschung.

---

a. Demutsvolle Gesinnung.

1. Thronfolge.

Als König Friedrich Wilhelm IV. gestorben war, so berichtet der Geh. Hofrat L. Schneider, erzählte man sich, und auch die Zeitungen brachten es, daß König Wilhelm sich eines Tages allein in das Zimmer begeben, wo die Leiche seines heimgegangenen Bruders in Parade ausgestellt war, und dort eine halbe Stunde geblieben sei. Es schien mir ein schöner und bedeutsamer Vorwurf für ein Bild; da der Gegenstand aber sehr delikater Natur war und schmerzliche Erinnerungen hervorrufen mußte, so wartete ich damit, ließ zwar den Entwurf zu dem vorhandenen Bilde machen, hielt es aber über ein halbes Jahr zurück, um eine gute Gelegenheit für die Vorlage abzuwarten. Der Entwurf stellte die offen im Paradesarge liegende Leiche Friedrich Wilhelms IV. dar, deren Hand König Wilhelm in schmerzlicher Wehmut gefaßt. Dem Ausdruck des Gesichts sieht man das Bewußtsein der ganzen Schwere übernommener Verantwortlichkeit an.

„Was ist das?“ fragte der König, schmerzlich bewegt. Ich sagte, was man sich erzählt und was die Zeitungen melden und welche Betrachtungen man an diesen Vorgang geknüpft.

„Das war aber garnicht so. Ich erinnere mich sehr gut; aber die Veranlassung dazu war eine ganz andere. Ich hatte garnicht die Absicht, bei dieser Gelegenheit an den Sarg meines Bruders zu treten. Ein sonderbarer Zufall hat das veranlaßt. Ich wohnte in den Tagen

vom Tode bis zum Begräbnis des Königs in den oberen kleinen Zimmern des Damenflügels von Sanssouci und wollte einen Augenblick frische Luft genießen, hatte aber ganz vergessen, daß es der erste Tag der Ausstellung des Sarges in Parade war. Wie ich nun durch das Vestibül von der Kolonnade aus in den Mittel-(Marmor-)Saal trete, um nach der vorderen Terrasse zu gehen, sehe ich plötzlich die Leib-Kompanie des 1. Garderegiments zu Fuß mit den Deputationen der Garde-Jäger und des Lehr-Bataillons zur Leichen-Ehrenwache dort aufgestellt. Zum ersten Male senkte sich die Fahne vor mir als König und dieselbe Kompanie, bei der ich im zehnten Jahre eingetreten, mit der ich während meines ganzen Lebens in engster Verbindung gestanden, Freude und Leid geteilt, — erwies mir die Königlichen Honneurs, aber mit dem Trauerflor an der Fahne! Mit einem Schlage stand die ganze Verantwortlichkeit vor mir, der ich entgegenging, und im Nebenzimmer die Leiche meines Bruders! Gott ist mein Zeuge, daß ich nie geglaubt, ihm auf dem Throne folgen zu müssen! Mir brachen die Kniee und Kleist (Hauptmann v. Kleist kommandierte die Trauerwache), der mir die Hand küssen wollte, mußte mich halten, daß ich nicht umsank. Fragen Sie ihn danach, er wird Ihnen meinen Zustand bestätigen. Von ihm gestützt, wankte ich in das Nebenzimmer. So blieb ich denn einige Zeit mit meinem armen Bruder allein, der Schweres erduldet hatte, und wer konnte denn wissen, was mir noch bevorstand! Als ich aus dem Trauerzimmer zurückkehrte, hatte ich so viel Fassung gewonnen, daß ich die Front der Leichenparade-Wache hinuntergehen konnte!“

Die letzten Worte sprach der König mit tiefer Rührung und die Thränen traten ihm in die Augen, wie ich denn überhaupt mehrere Male ihn habe weinen sehen, wenn er von seinem heimgegangenen Bruder sprach.

Das Bild wurde übrigens genehmigt und befindet sich im Album. Die Mitteilung der Veranlassung gab mir Gelegenheit, den Maler Wiesniewski mit dem Entwurf des Vorganges beim Senken der Fahne und der Unterstützung des schmerzlich ergriffenen Königs durch den Hauptmann v. Kleist zu beauftragen. Auch dieses Bild wurde genehmigt und schließt sich der ganzen Reihe der chronologisch geordneten Darstellungen an.

2. Erlaß an den Minister der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten. Vom 20. November 1864.

„Nachdem am 16. d. M. der von Mir und Meinem erhabenen Verbündeten, des Kaisers von Österreich Majestät, mit der Krone Dänemarks verhandelte Frieden ratifiziert und zu einem endlichen Abschlusse geführt worden ist, so will Ich nunmehr, daß dem allmächtigen Gotte, welcher Unseren Waffen Seinen gnadenreichen Beistand geliehen hat, dafür öffentlich gedankt und dem Herrn die Ehre, die Ihm allein gebührt, gegeben werde. Ich bestimme daher, daß am Sonntag den 18. Dezember, an welchem Tage Meine sieggekrönten Truppen in ihre Garnisonen heim-

gekehrt sein werden, in allen Kirchen Meines Landes ein feierlicher Dankgottesdienst gehalten, derselbe tags zuvor festlich eingeläutet und mit Absingung des Liedes: „Nun danket alle Gott!‘ geschlossen werde. Ich beauftrage Sie, hiernach das Weitere an die zuständigen kirchlichen Behörden ergehen zu lassen.“

3. Rede beim Festmahl im Schlosse zu Berlin. Am 18. Dezember 1864.

„Eine doppelte Feier vereint uns heute. Ich bewillkommne Teile Meines glorreichen Heeres bei deren Rückkehr in die Heimat und wir alle feiern das Friedensfest. Ausdauer und Tapferkeit haben den Sieg an unsere Fahnen gefesselt, den wir im Verein mit den braven Truppen Meines hohen Verbündeten, des Kaisers von Österreich Majestät, errungen haben. Ganz Preußen hat heute dem Lenker der Schlachten und dem Spender des Friedens in Demut seinen Dank dargebracht. Mein Dank aber gebührt demnächst den hohen Generalen, wie dem letzten Soldaten, für deren umsichtige Führung und heldenmütiges Kämpfen. Gleichen Dank zolle Ich den Leitern Meiner Regierung, die auf ihrem Felde die ehrenvollsten Erfolge erzielt haben.

Das Volk hat im patriotischen Aufschwunge und Opferwilligkeit Meinen Unternehmungen zur Seite gestanden. In diesem Dankgefühl erhebe Ich Mein Glas und leere es auf das Wohl Meines tapferen Heeres, das dem Vaterlande den Frieden erkämpft, und auf die Wohlfahrt Preußens!“

4. Stimmung vor dem österreichischen sowie vor dem französischen Kriege.

König Wilhelm hielt es anfangs nicht für nötig, daß sein Vorleser, Hofrat Louis Schneider, in den österreichischen Krieg (1866) mitzöge, und äußerte eines Tages auf eine Anfrage desselben: „Wozu? Sie werden doch von Potsdam nach Großbeeren hinüberreiten können?“ Er hielt also eine Schlacht vor den Thoren Berlins für möglich! Im Jahre 1870 war die Stimmung allerdings schon viel zuversichtlicher, aber als Schneider vor dem Ausmarsch fragte, welche Karten er heraussuchen sollte, erhielt er zunächst zur Antwort: Baden, Württemberg und das ganze Rheinland; wenn allerdings auch zugleich die Karten von Frankreich bis zur Linie Paris-Orleans mitgenommen werden sollten, so hielt der König doch noch bis zur Abreise ins Hauptquartier an der Meinung fest, daß in Baden die ersten Zusammenstöße stattfinden würden. Auch nach den Erfolgen von Weißenburg und Wörth an bis Sedan war es immer der oberste Kriegsherr, der vor der Annahme warnte, daß es in gleichem Tempo mit den siegreichen Erfolgen fortgehen werde, und der von Anfang an auf eine längere Dauer des Krieges gefaßt war. Als sich im Rücken der Belagerungsarmee von Paris die neuen Armeeen der Nationalverteidigung

unter Gambettas Leitung zu sammeln begannen, äußerte er: „Das fängt ja gerade so an, wie in den Jahren 1814—15, wo wir unsere Not mit den bewaffneten Bauern hatten. Es fehlt ihnen bis jetzt nur an den nötigen Männern, die dergleichen zu organisieren verstehen; kommen die aber nicht, dann werden uns diese Bauern genug zu schaffen machen. Unsere Herren wollen noch garnicht daran glauben, daß die uns noch große Schwierigkeiten bereiten werden. Alle Welt ist wie berauscht von unseren bisherigen beispiellosen Erfolgen und niemand scheint daran zu denken, daß das auch einmal anders werden kann. Ich habe nur immer zur Vorsicht zu mahnen!"

Nachdem aber die Truppen mit beispielloser Hingebung die großartigsten Erfolge errungen hatten, wollte auch König Wilhelm sowohl im Jahre 1866 wie beim Friedensschlusse von Versailles ihnen den Siegeslohn ungeschmälert erhalten wissen. So machte er eigenhändig in dem von Schneider für ihn ausgearbeiteten Erinnerungskalender beim 24. Juli 1866 den Vermerk: „In Nikolsburg: Friedensverhandlungen — Schwerer Entschluß, die Integrität Österreichs und Sachsens zu bewilligen;" ebenso weiß man, wie schwer es ihm geworden ist, auf die Besetzung von Paris zu verzichten. „Der Kaiser," schreibt Schneider, „schien sehr bewegt darüber, daß die Dinge sich so ganz anders gestaltet haben, als er mit Vorliebe gedacht, und äußerte bei Gelegenheit, wo ein Pariser Blatt zur Vernunft und Ruhe dem Unvermeidlichen gegenüber riet und die Hoffnung aussprach, es werde gewiß nichts geschehen, was den Zorn der Preußen reizen könnte: ‚Das habe Ich ja immer gesagt, daß es so komme und nicht das Geringste geschehen würde! Gott verzeihe denen, die es anders gemacht haben, als Ich gewollt!'"

5. Erhaben über Eitelkeit.

Als Friedrich Wilhelm III. am 10. März 1813 das Eiserne Kreuz stiftete, verordnete er im dritten Paragraphen der Stiftungsurkunde: „Der Orden pour le mérite wird in außerordentlichen Fällen mit drei goldenen Eichenblättern am Ringe erteilt." Nachdem nun König Wilhelm am 3. Juli 1866 die Schlacht bei Königgrätz gewonnen hatte, konnte man wirklich sagen, daß dies sehr wohl zu den „außerordentlichen Fällen" gehöre. Schon in den verschiedenen Hauptquartieren zwischen Pardubitz und Brünn war unter den Generalen viel davon die Rede, daß der König nun wohl die besondere Auszeichnung anlegen werde. Da es aber nicht geschah und das Kreuz am Halse keine Eichenblätter wachsen lassen wollte, nahm sich der Generalmajor Graf Bismarck, Chef des 7. Schweren Landwehrregiments, die Freiheit, dem Könige zu sagen, daß seine Generale wünschten, ihn mit diesen drei Eichenblättern zu sehen. Darauf antwortete der demütige Held: „Hören Sie mal, lieber Bismarck, so etwas darf Ich weder wissen noch erfahren haben." Damit meinte er wohl, daß er sich eine erhöhte Auszeichnung nicht selbst verleihen könne. Hiermit schien die

Sache abgethan. Da aber bat Prinz Friedrich Karl seinen Königlichen Oheim aufs Neue, er möchte doch der Armee die Freude machen und die Eichenblätter anlegen; es sei doch wirklich ein ganz außerordentlicher Fall, daß eine preußische Armee auf dem Marchfelde bei Wien große Parade habe, und Friedrich Wilhelm III. würde ihm doch gewiß nach dem Königgrätzer Siege die drei Eichenblätter verliehen haben. Indes auch das half nichts. Die Paraden von Wien und bei Austerlitz gingen vorüber, Eichenblätter stellten sich aber nicht ein. Da ließ sich der Kronprinz Friedrich Wilhelm (als Kaiser Friedrich III.), welcher sich ja bei Königgrätz selbst den höchsten Schmuck (Verdienstorden) erworben hatte, aus Berlin drei goldene Eichenblätter kommen, begab sich damit am 3. August, also beim Rückmarsch in die Heimat, zu Prag in des Königs Quartier („Blauen Stern") und befestigte hier ohne weiteres an dessen vom Kammerdiener erforderten Orden pour le mérite jene Eichenblätter, sodaß König Wilhelm endlich die Auszeichnung am Halse trug, ohne es anfänglich zu wissen. Der sieg- und ruhmgekrönte Sohn konnte sich freilich eine derartige „außerordentliche" Freiheit wohl erlauben und als der König dann das Geschehene erfuhr, machte er gute Miene zu dem Spiele und sagte: „Nun, von einem so maßgebenden Feldherrn muß Ich die Auszeichnung wohl geschehen lassen."

6. „Nur das Werkzeug in der Hand der Vorsehung."

Am 18. Januar 1871, dem 170jährigen Gedenktage des preußischen Königstums, wurde in Versailles im feenhaft prächtigen Schlosse Ludwigs XIV., des bösen Feindes Deutschlands, das Deutsche Kaiserreich feierlich ausgerufen. Ein erhebender Gottesdienst gab diesem Momente die Weihe. Der Saal war mit Fahnen aller Truppengattungen festlich geschmückt und von den Fürsten wie den Vertretern der deutschen Streitmächte dicht angefüllt. Ein Sängerchor stimmte an: „Jauchzet dem Herrn, alle Welt!" Dann sang die Gemeinde: „Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut"; bei der Liturgie wurde der 21. Psalm vorgelesen: „Herr, der König freuet sich in deiner Kraft; denn du überschüttest ihn mit gutem Segen, du setzest eine goldene Krone auf sein Haupt u. s. w." — dies alles auf besonderen Befehl des Königs. Das Weihegebet hielt der Hof- und Garnisonprediger Bernhard Rogge in Anlehnung an 1. Tim. 1, V. 17: „Gott dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen und Unsichtbaren und allein Weisen sei Ehre und Preis in Ewigkeit! Amen."

König Wilhelm hatte dem Geistlichen ausdrücklich gesagt: „Lassen Sie aber Meine Person möglichst aus dem Spiele, Ich bin nur das Werkzeug in der Hand der Vorsehung" und hinzugefügt, daß es ihm überhaupt schwer werde, sich in den neuen Titel zu finden, den er lieber erst seinem Sohne einmal vorbehalten gesehen hätte.

Mit dem Gesange: „Nun danket alle Gott" schloß der kirchliche Teil der weltgeschichtlichen Feier. —

7. „Nur einfach beim Texte bleiben.“

Auf der Rheinfahrt im September 1878 kam bei der Audienz der evangelischen Geistlichen im Schlosse zu Benrath (nahe bei Düsseldorf) auch die Rede auf den Empfang zu Essen und der Kaiser erklärte, daß die lautere Herzlichkeit desselben ihm überaus wohlthuend gewesen sei. Dann that der greise Monarch der in Essen gehörten Predigt Erwähnung und äußerte darüber folgendes: „Sie war einfach und gut, so liebe Ich's. Ich hatte freilich dem Herrn Prediger vorher schon gesagt: Nur einfach beim Texte bleiben und Meine Person schonen! Er hat's aber auch gethan. Es kommt sonst so leicht, daß man, wer weiß wie, herausgestrichen wird, und das taugt doch nicht. Nur im Gebete hat er Meiner taktvoll gedacht, wie das nicht anders sein konnte.“

8. „Sie schätzen Meine Verdienste viel zu hoch.“

Als der Kaiser behufs Abhaltung von Manövern im Schlosse Benrath einen mehrtägigen Aufenthalt genommen (September 1878), veranstaltete ihm und seiner hohen Gemahlin zu Ehren der Düsseldorfer Künstlerverein „Malkasten“ ein Fest, wie es die Welt seit den Tagen Kaiser Karls V. nicht wieder gesehen hat. Die hohen und höchsten Gäste, welche im Künstlerhause erschienen waren, traten zuerst vor das preußische Wappen. Einer der wilden Männer dieses Wappens (Historienmaler W. Camphausen) kam herab und bot sich als Führer durch die Festräume des Malkastens dar. Der Zug ging zum Festtheater. Hier erschien in sechs wirklich lebenden, wandelnden Bildern die Geschichte des Rheins von den alten Runenzeiten bis auf Blücher und die gegenwärtige Weinernte. Von da wandelte man zwischen Lampen und Transparenten zum Parke, der in einen märchenhaften Elfenhain umgewandelt war. Nixenchöre singen, ein Nachen in Gestalt einer Muschel, von Schwänen gezogen, schwebt über den See heran, Poesie und Märchen begrüßen den Kaiser und die Kaiserin. Hierauf zogen die an die Hunderte zählenden Mitwirkenden im Zuge noch einmal vorüber, das großartige Fest war zu Ende.

Hatten die Allerhöchsten Herrschaften schon während des Festspiels ihrer Freude und Anerkennung auf das Lebhafteste Ausdruck gegeben, so sagte jetzt am Schlusse der dankbare Monarch zu dem Vorstande des „Malkastens“: „Sie haben Mir heute ein Fest bereitet, welches Ich mit Meiner Phantasie nicht für möglich hielt; es ist das Schönste und Vollendetste, was Ich je in Meinem Leben gesehen. Ich staune Ihre Arbeit an und kann nicht begreifen, wie man das alles so reizend herstellen kann ....“ Zu dem Maler Karl Hoff aber, welcher im Namen des Vorstandes der Freude Ausdruck gab, daß die Absicht der Künstler, Sr. Majestät eine angenehme Stunde zu bereiten, erreicht sei, und der dann gleichzeitig die großen Verdienste des Kaisers um Deutschland pries, äußerte letzterer in seiner überaus großen Bescheidenheit: „Sie schätzen

Meine Verdienste viel zu hoch. Was Ich erreicht habe, habe Ich dem Glück und den Räten Meiner Krone zu verdanken. Ich hatte damals, wie Sie heute, den besten Alliierten. Denn, wer Gott zu seinem Bundesgenossen hat, dem muß alles gelingen!“

9. Ein gottbegnadetes Menschenkind.

Auf seiner Orientreise besuchte der Kronprinz Friedrich Wilhelm auch die Kaiserswerther Diakonissenstation in Syrien. Er ließ sich die Schwestern vorstellen, belobte sie wegen ihrer menschenfreundlichen Thätigkeit, die sie fern vom Heimatlande in so edler, aufopfernder Weise ausübten, und äußerte beim Abschied den Wunsch, falls einmal eine der Damen den Weg über Berlin nehme, ihn doch zu besuchen; er würde sich darüber sehr freuen.

Vor einigen Jahren nun reiste eine jener Schwestern in die deutsche Heimat und kam dabei auch durch Berlin, wo sie, der liebenswürdigen Einladung eingedenk, beim Kronprinzen eine Audienz nachsuchte. Ihr Wunsch ging in Erfüllung und sie hatte eine überaus freundliche Aufnahme. Noch aber trug sie ein anderes Verlangen: auch einmal den vielgepriesenen Kaiser ganz nahe zu sehn. Sie bat den Kronprinzen, ihr diese Möglichkeit huldvollst zu verschaffen. Die Zusage wurde ihr erteilt und gleichzeitig die Weisung, zu einer bestimmten Zeit im Kaiserlichen Palais sich einzufinden. Als hier der leutselige Monarch, der schon von ihrer Bitte gehört, sie freundlich lächelnd anredete: „Nun, Sie sehen nichts Besonderes an Mir, Sie sehen nur einen alten gebrechlichen Mann,“ da entgegnete sie schüchtern und etwas zögernd: „Doch nicht so ganz!“ Der demütige Kaiser aber fuhr leuchtenden Auges fort:

„Sie haben wohl recht, Sie mögen hier
Besondres erschaun, denn Sie sehen in Mir
ein ganz besondres, wie's wenige sind,
Von Gott begnadetes Menschenkind.“

---

b. Zurückhaltung und Gewissenhaftigkeit.

1. Bei Unterzeichnung von Todesurteilen.

Außerordentlich schwer war es, die Unterschrift des Kaisers unter ein in aller Form Rechtens gefälltes Todesurteil zu erhalten. Fragte endlich, nach langem vergeblichen Warten, der Justizminister danach, so fing der Monarch gewöhnlich an, in seinen Mappen zu suchen, hatte es dann aber in Babelsberg liegen lassen; war jedoch die Anfrage im Schloß Babelsberg geschehen, so lag es unglücklicherweise gerade in Berlin: jedenfalls mußte die Hergabe des Vergessenen bis zum nächsten Vortrage verschoben bleiben. Man konnte sich eigentlich nicht darüber wundern, denn

als König Wilhelm die Regierung antrat, hatte er im versammelten Ministerrat gesagt: „Meine Herren, Ich mache es Ihnen zur heiligen Pflicht, bei jedem einzelnen Falle, den Ich Mir in Gegenwart sämtlicher Minister vortragen lassen werde, wenn es sich um Meine Unterschrift zu einem Todesurteile handelt, auch den kleinsten Umstand zu erwägen und Mich auf denselben aufmerksam zu machen, wenn dadurch die Hinrichtung vermieden und eine Milderung der Strafe herbeigeführt werden kann. Sie, Herr Justizminister (damals Simons), entbinde Ich von dieser Verpflichtung, weil Ihr Amt Ihnen nicht gestattet, etwas anderes als den Lauf der Gerechtigkeit zu befürworten."

Danach ist denn auch verfahren worden. Der Monarch las nicht allein jedesmal mit Gewissenhaftigkeit die umfangreichen Darstellungen der Untersuchung und die Motive für das Urteil selbst durch, sondern ließ sich auch über jeden einzelnen Fall ausführlichen Vortrag, zuerst durch den Geheimen Kabinettsrat und dann im pleno des Ministerrates halten. Aber auch damit war die sofortige Unterzeichnung noch nicht erreicht. Im Gegenteil legte er sich die Todesurteile beiseite, als warte er irgend ein frohes Ereignis für das Land oder die Königliche Familie ab, um dann eine Veranlassung zur Begnadigung zu haben.

Bei solchen Gelegenheiten kamen dann die Todesurteile mit einem Male in großer Anzahl an das Justizministerium zurück, sämtlich in lebenslängliche Zuchthausstrafe verwandelt.

Als Beweis für die Abneigung Kaiser Wilhelms gegen das Unterschreiben und Vollziehen von Todesurteilen dient nachstehender spezielle Fall.

Am 1. Oktober 1861 war ein Tischlermeister Heinrich zu Trebbin zum Tode verurteilt worden, weil er den Altsitzer Noack, in der Absicht, ihn zu berauben, totgeschossen hatte. Der Justizminister von Bernuth beantragte am 13. Januar 1862 beim Könige, „der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen". Wie gewöhnlich war aber diese Bestätigung bis zum 19. August desselben Jahres nicht zu erlangen und erst als im Ministerrate beim Vortrage sich auch nicht eine Stimme zu Gunsten des Mörders erhob, erfolgte die Unterzeichnung, sodaß der Justizminister die Hinrichtung auf den 9. September in Berlin festsetzte. An demselben Tage sollte aber auch die Taufe des Prinzen Heinrich stattfinden und daraus nahm der Justizminister Veranlassung, dem Könige nach Baden zu melden, daß die Hinrichtung auf den 16. September verlegt sei, um die Festfreude in der Königlichen Familie am 9. nicht zu stören. Darauf kam die folgende eigenhändige Antwort des hohen Herrn ad marginem des Berichtes:

„Liegen denn gar keine Milderungsgründe vor, die zur Begnadigung auf lebenslängliches Zuchthaus führten? Wenn es übrigens möglich ist, so wäre ein anderer Tag als der 16. zu bestimmen, da Ich niemals den Tag einer Exekution kennen will."

Auf Grund des Aufschubs dieser Hinrichtung baten nun zwei Berliner

Geistliche, welche dem Verurteilten im Gefängnisse ihre Seelsorge zugewendet und die Überzeugung gewonnen hatten, daß der arme Sünder wirkliche Reue über sein Verbrechen empfinde, den König am 12. September um Begnadigung. Sofort erhielt der Justizminister die folgenden Zeilen:

„Ich will Begnadigung eintreten lassen, wenn nicht sehr Erhebliches dagegen spricht.

Wilhelm.“

Als der Minister demgemäß lebenslängliche Zuchthausstrafe beantragte, erfolgte die Begnadigung noch an demselben Tage.

Dem Geh. Hofrat Schneider erzählte übrigens der Kaiser selbst folgenden, für seine peinliche Gewissenhaftigkeit bezüglich Bestätigung von Todesurteilen zeugenden, Fall:

„Eine sehr unangenehme Sache ist mir aber bei meiner vorletzten Anwesenheit (1864) in Karlsbad passiert und ich erinnere mich, fast nie so heftig erschrocken gewesen zu sein, als bei dieser Veranlassung. Ich hatte nämlich vor längerer Zeit ein Todesurteil unterschrieben und erhalte nun am 17. Juli nachmittags, als ich eben zu einer Partie in der Umgegend ausfuhr, unterwegs ein Telegramm von einem Privatmann aus Küstrin. Es besagte, daß in Küstrin, wo am nächsten Tage ganz früh eine Hinrichtung stattfinden sollte, Beamte aus dem Benehmen des armen Sünders die Überzeugung gewonnen, daß er den ihm imputierten Mord nicht verübt haben könne; er bitte mich daher um einen Vollstreckungsaufschub. Ich beschloß sofort die Exekution aufschieben zu lassen, und da ich glaubte, daß der Weg zur Partie beim Telegraphenamte vorbeiführe, so wollte ich selbst dort die telegraphische Ordre aufgeben. Ich that es indessen doch nicht gleich, weil ich erst ruhig überlegen wollte, was und von wem wegen der erneuerten Untersuchung das Richtige zu befehlen sein möchte, um alle betreffenden Behörden und Personen davon in Kenntnis zu setzen. Gott mag wissen, wie es zugegangen ist, daß ich die Sache während der Fahrt in so reizender Natur vollkommen vergaß. Die Partie war ungemein unterhaltend, die Gesellschaft belebt und es war schon spät geworden, als mir plötzlich einfiel, daß ja in nur noch wenigen Stunden in Küstrin jene Exekution stattfinden müßte. Ich erschrak so heftig über meine Vergeßlichkeit, daß ich mich augenblicklich aus der Gesellschaft entfernte, welche das vielleicht für eine Wirkung des Karlsbader Brunnens gehalten haben mag, und gewann auch nicht eher wieder Gewissensruhe, bis ich das Telegramm aufgegeben und dann die Antwort erhalten hatte, daß mein Befehl noch rechtzeitig in Küstrin angekommen war. Die Depesche des Bremer Kaufmanns benutzte ich gleich, um den Justizminister von allem zu benachrichtigen, und so ging denn, Gott sei Dank, die schwere Prüfung an mir vorüber. Denken Sie nur, wenn mir das nicht noch zu rechter Zeit eingefallen wäre! Ich habe mir die Depesche des Kaufmanns zum Andenken aufgehoben und werde sie Ihnen bei Gelegenheit zeigen.“

Freilich stellte eine erneuerte Untersuchung den Ungrund jener Gerüchte von der Unschuld des Angeklagten fest, dennoch trat in diesem Falle Begnadigung ein, da der König den Verbrecher nicht zweimal Todesangst erleiden lassen wollte.

2. In parlamentarischer Thätigkeit.

Die Berliner März-Revolution des Jahres 1848 hatte bekanntlich den Prinzen von Preußen zur Flucht nach England gezwungen. Das von Friedrich Wilhelm IV. berufene liberale Ministerium Camphausen-Hansemann berief eine Nationalversammlung, welche schon am 11. April zusammentrat. Wenige Wochen später erschien nun ein Königlicher Erlaß, welcher den Prinzen zur Rückkehr ins Vaterland aufforderte. Da jedoch die Nationalversammlung diese Rückberufung durchaus nicht gutheißen wollte, wählte das Ministerium ein anderes Mittel, um dem Prinzen den Aufenthalt in Berlin zu ermöglichen. Der Kreis Wirsitz in der Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, wählte ihn zum Abgeordneten für die Nationalversammlung; als solchen forderte ihn der Präsident auf, seinen Sitz im Hause einzunehmen. Der Prinz von Preußen erschien am 8. Juni in voller Uniform im Saale, nahm auf der äußersten Rechten seinen Platz und leistete das Gelöbnis auf die Verfassung. Unmittelbar darauf erbat er sich das Wort. Präsident Milde: Der Abgeordnete für Wirsitz hat das Wort. (Lautlose Stille.)

Prinz Wilhelm hebt an: „Vermöge der auf mich gefallenen Wahl bin ich berechtigt, in Ihrer Mitte zu erscheinen. Ich würde bereits gestern (7. Juni, Todestag seines Königlichen Vaters) hierher geeilt sein, wenn es nicht der Jahrestag unauslöschlicher Trauer gewesen wäre, der mich im Schoße meiner Familie zurückgehalten hätte. Heute aber ergreife ich die Gelegenheit, um zuvörderst meinen Dank für das Vertrauen, welches mich in Ihre Mitte berief und wodurch mir es möglich wird, Sie, meine Herren, welche aus allen Provinzen und aus allen Ständen hier versammelt sind, willkommen zu heißen. Nicht nur die Blicke Preußens, die Blicke der Welt sind auf unsere Versammlung gerichtet, da durch Sie eine Vereinbarung mit unserm Könige herbeigeführt werden soll, welche für lange Zeit die Schicksale des preußischen Volkes und seiner Könige feststellen soll. Welch ein hoher Beruf! Je heiliger dieser Beruf ist, desto heiliger muß der Geist und die Gesinnung sein, welche unsere Beratungen leiten. Die konstitutionelle Monarchie ist die Regierungsform, welche unser König zu geben uns vorgezeichnet hat. Ich werde ihr mit der Treue und Gewissenhaftigkeit meine Kräfte weihen, wie das Vaterland sie von meinem ihm offen vorliegenden Charakter zu erwarten berechtigt ist. Dies ist die Pflicht eines jeden Vaterlandsfreundes, vor allem also die meinige als des ersten Unterthanen des Königs.

So stehe ich jetzt wieder in Ihrer Mitte, um mitzuwirken, daß die Aufgabe, welche uns gestellt, zu einem glücklichen Ziele geleitet werde. Möge die Gesinnung, welche ich ausgesprochen habe, von uns allen ge-

teilt und festgehalten werden; dann wird unser Werk gelingen und zum Wohl und Heil des geliebten Vaterlandes gereichen. Möge mein Erscheinen unter Ihnen in dieser Beziehung ein günstiges sein; mögen wir vereint die Thätigkeit entwickeln, welche von uns erwartet und gehofft wird. Meine übrigen Geschäfte werden mir nicht erlauben, regelmäßig an Ihren Sitzungen teilzunehmen; ich ersuche daher den Herrn Präsidenten, meinen Stellvertreter einberufen zu lassen. Uns alle aber, meine Herren, leite der Ruf und der Wahlspruch der Preußen, welcher sich so oft bewährt hat:

‚Mit Gott für König und Vaterland!‘“

Der beantragte Urlaub wird erteilt; der Prinz bleibt noch einige Minuten in der Versammlung und entfernt sich dann. Damit war die parlamentarische Thätigkeit des Prinzen von Preußen beendet.

3. Im Umgang mit der nächsten Umgebung.

Dankbarkeit und Anhänglichkeit gehörten zu den schönsten rein menschlichen Tugenden des verewigten Herrschers. Daher geschah es, daß in seiner nächsten Umgebung, gewissermaßen in seinem Haushalte, fast niemals ein Wechsel eintrat. Fürst Anton Radziwill und Graf Lehndorf sind sehr viele Jahre als Generaladjutanten fast ständig seine Begleiter gewesen, sein Generalarzt Dr. von Lauer war bis zum Abscheiden des Monarchen der ärztliche Berater, dem er das meiste Vertrauen entgegenbrachte, zwei Generationen der Familie Bork führten nacheinander des Kaisers Korrespondenz, die beiden Chefs des Militär- und des Zivilkabinetts, General von Albedyll und Geh. Kabinettsrat von Wilmowski, der Generalintendant der Königlichen Schauspiele, Exzellenz von Huelsen, der Oberhof- und Hausmarschall Graf Perponcher und viele andere waren lange Dienstjahre hindurch in täglichem Verkehr mit dem Monarchen. Wie aber letzterer gegen diese höheren und höchsten Hofbeamten eine erstaunliche Selbstbeherrschung, diese schwerste aller Regentenpflichten, zu üben verstand, so geschah dies auch seiner niederen Dienerschaft gegenüber. Niemals hat jemand von diesen Untergebenen aus seinem Munde ein kränkendes Wort vernommen, nie wurde er zornig, selbst nicht einmal unfreundlich, wenn Versehen im Dienste vorfielen, das einzige Zeichen seines Unmuts pflegte ein stark betontes „Hm“ zu sein; ja er war sogar milde und nachsichtig, wenn sich Bedienstete eine gröbere Ungeschicklichkeit zuschulden kommen ließen (vergl. Kap. VI, a). „Sein Gleichmut bei selbst persönlich sehr unangenehmen Verhältnissen ist nie erschüttert worden“, rühmt Hofrat Schneider dem teuren Kaiser nach, dessen historische Größe wir nur dann voll erfassen können, wenn wir uns die einfache und schlichte Menschlichkeit des gottbegnadeten Fürsten vergegenwärtigen.

4. Bei der Reinigung des Schornsteins.

König Wilhelm nahm an einem Wintermorgen in seinem Palais zu Berlin den Kaffee ein, dabei eine Depesche lesend, als plötzlich eine

bedeutende, zu einer dichten Masse verhärtete, Menge Ruß mit lautem Getöse aus der Höhe des Schornsteins auf das Kaminfeuer herabfiel, undurchdringliche Wolken von Rauch in sein Arbeitszimmer trieb und die Möbel sowie die auf den Tischen umherliegenden Papiere mit Kohlenstaub bedeckte. Der im Nebenzimmer zufällig beschäftigte Bibliothekar hörte das donnerähnliche Geräusch und sah gleich darauf dichte Rauchwolken auch in die Bibliothek dringen. Voll Besorgnis eilte er in des Königs Arbeitszimmer, wo er Allerhöchstdenselben (Kopf, Gesicht und Uniformrock) mit Rußstaub bedeckt und damit beschäftigt fand, die Fenster zu öffnen, um nur erst den erstickenden Dampf hinauszulassen. Als dies geschehen und der angerichtete Schaden sich übersehen ließ, wurde die Dienerschaft herbeigerufen und angewiesen, das Zimmer wieder in Ordnung zu bringen. — Auch bei dieser Gelegenheit kein unfreundliches oder heftiges Wort! „Es wird wohl ein Versehen bei der Reinigung des Schornsteins stattgefunden haben. Ich bin auch ganz bedeckt von dem Ruß. Kommen Sie, wir müssen den Leuten Zeit lassen, das Zimmer gründlich zu reinigen. In den Kaffee ist auch eine solche Menge von Ruß gefallen, daß er ganz ungenießbar ist. Ich werde heute wohl in einem anderen Zimmer arbeiten müssen!“ Das war alles, was der milde Monarch über den Vorfall äußerte, welcher in jedem anderen Hause Verwirrung in Hülle und Fülle zur Folge gehabt haben würde.

In keiner bürgerlichen Haushaltung konnte es für gewöhnlich ruhiger, geregelter und geräuschloser zugehen, als in der Hofhaltung Kaiser Wilhelms I.

---

c. Bescheidenheit und Verzichtleistung.

1. Hofetikette.

Von übertrieben strenger Innehaltung der Hofetikette ist der Kaiser nie ein besonderer Freund gewesen. Man erzählt, daß er, als er die Regierung übernommen und, von seinem ersten Ausgange als Regent heimkehrend, die beiden Thürflügel seines Salons geöffnet fand, den Lakai, der es für gut befunden, eine der ersten Vorschriften der neuen Hofetikette praktisch anzuwenden, fragte: „Bin ich denn seit gestern um so viel dicker geworden?“ Er befahl, es ferner so zu halten, wie es zur Zeit, da er noch Prinz war, geschehen und daß nur ein Thürflügel geöffnet würde.

2. Die Arlbergbahn.

Anfang der Achtziger Jahre wurde dem Kaiser vor der Fahrt vom Bodensee nach Gastein vorgestellt, daß er vermöge der Arlbergbahn den letztgenannten Ort fünf Stunden früher erreichen könne, als bei Benutzung der alten Route durch Bayern. Gleichwohl war der Monarch mehr geneigt, den Umweg zu wählen, da er in den an diesem Wege liegenden

Ortschaften Lindau und Rosenheim stets sehr begeistert empfangen worden war.

Vor der Entscheidung fragte er seinen Leibarzt Dr. v. Lauer, ob er ihm noch einige weitere Lebensjahre in Aussicht stelle. Auf die Versicherung: „Immer noch einige Jahre, Majestät," meinte der hochbetagte Kaiser: „Dann kann ich ja in einem der nächsten Jahre die Arlbergbahn auch noch benutzen."

Darauf wurde die bisherige Tour durch Bayern bestimmt.

3. Kein „gewöhnlicher General".

Ein nach Berlin kommandierter höherer Offizier hatte beim Kaiser Audienz. Der Monarch ehrte den Offizier, welchen er von früher her sehr gut kannte, durch eine längere Unterhaltung, wobei er auch auf einen verdienten alten General im Garnisonsorte des Offiziers zu sprechen kam. „Ja, ein tüchtiger General," sagte der Heldengreis, „das ist wahr, nur schade, daß er nicht mehr reiten kann." Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Ich kann ja auch nicht mehr reiten und ich sage Ihnen" — hier neigte er sich dicht an das Ohr des Offiziers — „wenn ich ein gewöhnlicher General wäre, so hätte ich schon längst den Abschied bekommen."

4. Reine Selbstfreude.

Nach beendetem Vorbeimarsche der Truppen gelegentlich einer Kaiserparade des 7. Armeekorps ritt der greise Kriegsherr an den Wagen seiner hohen Gemahlin heran, welche ihm aus einem mitgebrachten Frühstücksvorrat ein Butterbrot reichen wollte. Der Kaiser langte danach; doch indem er es zu ergreifen glaubte, kam ihm sein Pferd zuvor, welches mit sicherem Griff der überraschten Kaiserin den leckeren Bissen aus der Hand zog, ohne sich die Weiterbeförderung an die richtige Adresse angelegen sein zu lassen. Der Kaiser, den das vortreffliche Aussehen der Truppen überhaupt schon in gute Laune versetzt hatte, war über die Kühnheit seines Rosses nicht ungehalten, sondern belachte dieselbe herzlichst und stieg aus dem Sattel mit den Worten, welche auf die für ihn stattgefundenen anstrengenden Strapazen hindeuteten: „Nun, es freut mich, daß ich das noch 'mal habe leisten können."

5. „Berühmter als wir".

In den Siebenziger Jahren spielte sich in Ems folgender interessante Vorfall ab. Dort hatten sich Kaiser Wilhelm und Kaiser Alexander II. eines schönen Morgens, wie gewöhnlich, auf der Brunnenpromenade getroffen und plauderten zusammen, nachdem sie auf einer Bank platzgenommen. Die Kurgäste, welche die günstige Gelegenheit, die beiden Herrscher aus nächster Nähe zu sehen, möglichst ausnutzen wollten, promenierten sehr bald und so häufig gerade vor dieser Bank auf und ab, daß es dem Zaren zu viel wurde und er eine darauf bezügliche, etwas

verdrießliche Äußerung gegen seinen hohen Freund machte. Dieser, von der Schaulust des Publikums weniger geniert, tröstete freundlich den Selbstbeherrscher aller Reußen, wies auf den eben vorbeischreitenden und ehrfurchtsvoll grüßenden Fürsten Bismarck hin und meinte dann lächelnd: „Jetzt werden wir sicherlich sofort Ruhe bekommen!“ — „Weshalb das?“ fragte der Zar verwundert. — „Weshalb?“ entgegnete Kaiser Wilhelm. „Nun, da geht ja Bismarck, der ist berühmter als wir! Jetzt wird das Publikum ihm nachlaufen und uns in Ruhe lassen.“

6. Das Attentat auf den Ministerpräsidenten Frh. v. Bismarck.

Es war in jenen bangen Tagen, die dem Kriege Preußens gegen Österreich vorausgingen. Bismarck war zum Vortrage beim Könige gewesen (6. Mai 1866, nachm. 5 Uhr) und ging durch die mittlere Allee „Unter den Linden“ nach seiner in der Wilhelmstraße gelegenen Wohnung zurück, als der politische Fanatiker Ferdinand Blind, eigentlich Cohen, Stiefsohn des bekannten Demagogen Karl Blind in London, sein ruchloses Attentat auf denselben unternahm. Der Ausgang dieses Mordversuchs ist bekannt: Gott hatte den Ministerpräsidenten beschützt, sodaß dieser (trotz der auf ihn abgefeuerten fünf Revolverschüsse) fast völlig unversehrt geblieben war. Blind aber, den man sogleich dingfest gemacht, entzog sich dem irdischen Gericht durch Selbstmord, den er schon in der darauffolgenden Nacht mit einem Taschenmesser an sich vollzog. — Kaum war die Kunde von dem Mordanfall zu den Ohren des Königs Wilhelm gedrungen, als Allerhöchstderselbe auch sofort vom Mittagsmahl, an dem er gerade saß, aufstand und sich in die Wohnung seines treuen Dieners begab (etwa eine halbe Stunde nach dem Attentat), um sich von dem Befinden desselben persönlich zu überzeugen und ihm seinen Glück- und Segenswunsch darzubringen. Was der edle Monarch bei dieser Gelegenheit zu seinem bewährten Minister gesprochen, wir wissen es zwar nicht, können es jedoch erraten, wenn wir der begeisterungsvollen Worte gedenken, mit denen der damalige Frh. v. Bismarck, nachdem der König ihn wieder verlassen hatte, die vor seiner Wohnung wogende tiefbewegte Volksmenge anredete und deren Schluß lautete: „Der Tod für König und Vaterland ist süß; auch dann, wenn man ihn auf dem Straßenpflaster und unter Mörderhand erleiden muß!“

8 Selbstversagung.

Einstmals begegnete Kaiser Wilhelm einem Herrn aus seinem Gefolge, der einen weichen Filzhut trug, an dessen Band ein großer Edelweißstern steckte. Der Monarch bat sich den Letzteren zur Besichtigung aus und meinte dann lächelnd: „Diese Blume erinnert mich immer an einen der wenigen unerfüllten Wünsche meines Lebens. Von Jugend auf hegte ich stets das Verlangen, einmal selbst ein Edelweiß zu pflücken; allein soweit ich mich auch in die Berge verstieg, sah ich den weißen Stern doch nie. Jetzt habe ich die Touristik aufgegeben.“

Kapitel V.

Pietät und Zartgefühl.

a. Liebe zu Volk und Vaterland.

1. Brief aus der Jugendzeit.

In dem Werke „Unter den Hohenzollern“ von G. E. v. Natzmer werden eine Anzahl Briefe Kaiser Wilhems aus seiner Jugendzeit an den ihm nahe befreundeten, späteren General v. Natzmer mitgeteilt. Daraus sei nur das nachfolgende Schreiben vom 31. März 1824 hervorgehoben: „Berlin, 31. März 1824. Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank, bester Natzmer, für Ihre beiden lieben Schreiben. Was die äußere Seite unseres Staates betrifft, so muß ich leider ganz Ihrer Ansicht beitreten; hätte die Nation Anno 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl Alles aufgeopfert solchen Resultates halber? Es ist dies eine gewichtige, aber schmerzlich zu beantwortende Frage. Sie wissen aus unseren Unterredungen, wem ich die Schuld unseres Rückschritts in allen Staatsverhältnissen beilegen muß; geholfen haben freilich viele, aber wenn die Gehilfen kräftige Naturen und Geister waren, so würden sie es nicht dahin haben kommen lassen. Die einzige Aufstellung jener Frage verpflichtet auf das Heiligste, einem Volk von elf Millionen den Platz zu erhalten und zu vergewissern, den es durch Aufopferungen erlangte, die weder früher noch später gesehen wurden noch werden gesehen werden. Aber hieran will man nicht mehr denken; im Gegenteil, man muß hören, daß es lächerlich sei, mit elf Millionen eine Rolle zwischen Nationen von vierzig Millionen spielen zu wollen! Man vergißt aber dabei, daß drei Millionen jene Ereignisse begründeten und sich, im Verbande mit einer sehr geschwächten alliierten Armee, dem lang gefürchteten Koloß entgegenstellten. Und was damals bei drei Millionen der Enthusiasmus that, muß jetzt bei elf Millionen die geweckte und beförderte Intelligenz thun. Wenn man das lächerlich findet, schwindet selbst den Tüchtigsten und Kühnsten der Mut! Auch Alliierte wird in bedrängten Fällen eine Nation nicht mehr finden, die freiwillig ihren Rang aufgiebt und daher den Auswärtigen ein Rival weniger ist, für dessen Wiederaufleben keine Partei Interesse hat und fühlt. Und wenn man nichts mehr sein will, warum noch etwas scheinen wollen und deshalb mit ungeheuren Kosten eine Armee halten?“

2. Subskriptionsbeitrag für die „Deutsche Flotte“.

Bei einer im Jahre 1848 in London zu Gunsten der „Deutschen Flotte“ abgehaltenen Versammlung war man nicht wenig erstaunt, als ein Schreiben verlesen wurde, wodurch der damals dort weilende Prinz von Preußen die ins Werk zu setzende Subskription mit der bedeutenden Summe von 1000 Pfund Sterling (= etwa 20000 neud. Mark) eröffnete. — Einige Mitglieder jener Versammlung erhoben seltsamerweise gegen diese hochherzige Schenkung Einspruch, indem man den Prinzen als einen Gegner der deutschen Einheitsbestrebungen (!) zu kennzeichnen versuchte. Erst als der Vorsitzende mit würdevoller Ruhe auseinandersetzte, daß ein Fürst Gegner der Einheit sein müsse, so lange das Volk den Handlungen selbst, welche sie bezwecken, Widerstand leiste, bekehrte man sich zu einer besseren Ansicht. Die Subskription wurde einstimmig angenommen und dem Prinzen Wilhelm der tiefgefühlte Dank der Versammlung ausgesprochen.

3. Preußens Machtstellung.

In den belgischen Wirren (1830—1833) war Preußen damals die schwere Aufgabe zugefallen, gewissermaßen nach Osten und Westen zugleich Front zu machen, d. h. sich nicht von Kaiser Nikolaus ins Schlepptau nehmen zu lassen und zugleich jedem Übergriffe Frankreichs wachsam zu begegnen. Der Zar hätte es gern gesehen, wenn ein legitimistischer Kreuzzug die belgischen Revolutionsmänner niedergeworfen hätte, Frankreich aber hoffte durch Tauschhandel und Teilungen, im Notfall auch durch einen Krieg, seine Rechnung auf dem linken Rheinufer zu finden. Eine große Partei am preußischen Hofe war für den Zaren, Friedrich Wilhelm III. jedoch entschied im Sinne des Völkerfriedens und der staatlichen Versöhnung. Er war dahin gekommen, eine Konsolidation der niederländischen Verhältnisse nur noch von der selbständigen Existenz des Königreichs Belgien zu erwarten. In diesem Sinne spricht sich auch ein kurzes Schreiben des damaligen Prinzen Wilhelm von Preußen aus Fischbach vom 10. Juli 1832 aus. „Die Freuden von Hambach,“ schreibt derselbe, „waren uns nahe genug. Die Juni-Unruhen in Paris zeigen den Wankelmut eines Thrones, den Volksleichtsinn errichtete. Belgien steht gegen Holland weder gesicherter noch geschützter als vor einem Jahre. Wachsamkeit thut not. Ob man mich wieder brauchen wird, weiß Gott.“

Fast zur gleichen Zeit erklärte König Friedrich Wilhelm III. dem Prinzen Friedrich der Niederlande: „Der König von Holland müsse nachgeben“ und anderweitig: „Dem Einrücken einer französischen Armee werde man sich nach Kräften widersetzen.“ Preußen lähmte damit den französischen Einfluß. Trotz aller Vermittelungsvorschläge Englands hätte es damals leicht zum Kriege kommen können.

4. Preußens Wehrkraft.

In einem Schreiben Kaiser Wilhelms I., datiert „Koblenz 1853“, also aus einer Zeit stammend, wo er noch Prinz von Preußen war, findet sich folgende höchst bemerkenswerte Stelle: „Noch immer will die politische Welt nicht von unserm Arm Gebrauch machen; aber wir müssen das Schwert immer scharf halten, denn die Zeit, wo es schneiden muß, wird doch kommen und möchte ich es wohl gegen äußere und nicht wieder gegen innere Feinde gekehrt sehen!“

5. Schreiben an den Kaiser von Österreich. Vom 20. August 1863.

Durchlauchtigster Großmächtigster Fürst,
besonders lieber Bruder und Freund!

Ew. Majestät haben in Gemeinschaft mit Unseren erhabenen Bundesgenossen, den in Frankfurt versammelten deutschen Fürsten und freien Städten, die erneute Einladung an Mich gerichtet, welche Se. Majestät der König von Sachsen die Güte gehabt hat, Mir unter mündlichen Erläuterungen zu überbringen, und beehre Ich Mich, nach sorgfältiger und bundesfreundlicher Erwägung des Inhalts derselben, darauf in Folgendem zu erwidern.

In Meinem Schreiben vom 4. d. M. habe Ich Ew. Majestät, neben Meiner Bereitwilligkeit, zu zeitgemäßen Verbesserungen der Bundesverfassung mitzuwirken, zugleich die Überzeugung ausgesprochen, daß ein solches Werk nicht ohne eingehende Vorarbeiten mit einer Zusammenkunft der Suveräne begonnen werden könne, wenn der beabsichtigte Erfolg erreicht werden solle, und Ich habe deshalb zu Meinem Bedauern Eurer Majestät Einladung, Mich am 16. d. M. zur Versammlung nach Frankfurt zu begeben, ablehnen müssen.

So ungern Ich auch der wiederholten, in ihren Formen für Mich so ehrenvollen Einladung Mich versage, so ist doch Meine Überzeugung auch heute noch die, welche Meine Erklärung vom 4. geleitet hat, und beharre Ich bei derselben umsomehr, als Ich auch jetzt noch keine amtliche Mitteilung der der Beratung zugrundegelegten Anträge erhalten habe, dasjenige aber, was auf anderen Wegen zu Meiner Kenntnis gelangt ist, Mich nur in der Absicht bestärkt, Meine Entschließungen erst dann festzustellen, wenn durch geschäftsmäßige Bearbeitung der Angelegenheit von Seiten Meiner Räte die zu erörternden Abänderungen der Bundesverfassung, in ihrem Verhältnisse zu der berechtigten Machtstellung Preußens zu den berechtigten Interessen der Nation, eingehend geprüft sein werden. Ich bin es Meinem Lande und der Sache Deutschlands schuldig, vor einer solchen Prüfung der einschlägigen Fragen, keine Mich bindenden Erklärungen gegen Meine Bundesgenossen abzugeben; ohne solche aber würde Meine Teilnahme an den Beratungen nicht ausführbar sein.

Diese Erwägung wird Mich nicht abhalten, jede Mitteilung, welche

Meine Bundesgenossen an Mich werden gelangen lassen, mit der Bereitwilligkeit und Sorgfalt in Erwägung zu ziehen, welche Ich der Entwickelung der gemeinsamen vaterländischen Interessen jederzeit gewidmet habe. Eure Majestät und Unsere in Frankfurt versammelten erhabenen Bundesgenossen bitte Ich, den angelegentlichsten Ausdruck bundestreuer Freundschaft zu empfangen, mit der Ich verbleibe u. s. w.

Baden-Baden, den 20. August 1863.

Wilhelm.

6. Friedensliebe.

Wie sehr König Wilhelm trotz seiner militärischen Neigungen den Frieden liebte und den Krieg verabscheute (hauptsächlich wegen der ungeheuren Verantwortung, die dieser dem Staatsoberhaupte auferlegte, sowie wegen der schweren Opfer, die er forderte), geht u. a. aus nachstehenden Äußerungen hervor. So sagte er im November 1866 auf Schloß Babelsberg zum Rittmeister a. D. v. Arnstedt: „Sie glauben garnicht, wie unendlich schwer es mir geworden ist, das Wort ‚Krieg' auszusprechen. Hätte ich es als Prinz und Soldat auszusprechen gehabt, wäre ich außer mir vor Freude gewesen; aber als König war ich mir meiner ganzen Verantwortlichkeit bewußt und zögerte so lange, als es nur irgend mit der Ehre Preußens verträglich war." Ferner als man nach dem französischen Kriege von 1870/71 mit ihm über die beständigen Herausforderungen der Franzosen sprach, die alles auf die Revanchekarte zu setzen gedächten, sagte er sehr gelassen: „Die können lange warten, ehe wir anbeißen. So lange ich lebe, fange ich keinen Krieg mehr an; aber ich habe auch gesorgt, daß die Anderen es sich wohl überlegen werden, ehe sie mit mir Krieg beginnen." Er handelte also immer nach dem alten wahren Worte: „Si vis pacem, para bellum" („Willst du haben den Frieden, so sei gerüstet zum Kriege").

7. Antwort auf ein Schreiben des Papstes Pius IX. Vom 30. Juli 1870.

Sehr erhabener Papst!

Ich war nicht erstaunt, sondern tief bewegt, als Ich die von Ihrer Hand aufgezeichneten rührenden Worte las, um Mich die Stimme des Gottes des Friedens hören zu lassen. Wie könnte Mein Herz einen so mächtigen Ruf nicht hören! Gott ist Mein Zeuge, daß weder Ich noch Mein Volk den Krieg gewünscht oder hervorgerufen haben. Indem Wir den geheiligten Pflichten, welche Gott den Suveränen und den Nationen auflegt, gehorchen, ergreifen Wir das Schwert, um die Unabhängigkeit und die Ehre des Vaterlandes zu verteidigen, und Wir werden immer bereit sein, es niederzulegen, sobald diese Güter bewahrt sein können. Wenn Ew. Heiligkeit Mir von Seiten dessen, welcher den Krieg so unvermutet erklärt hat, die Versicherung aufrichtig friedlicher Gesinnungen und Bürgschaften gegen die Rückkehr eines ähnlichen Angriffs auf den

Frieden und die Ruhe Europas geben könnten, so würde Ich sicher Mich nicht weigern, sie aus den verehrungswürdigen Händen Ew. Heiligkeit zu empfangen, mit der Ich durch die Bande der christlichen Liebe und einer aufrichtigen Freundschaft verbunden bin.

8. Proklamation. Vom 31. Juli 1870.

An Mein Volk!

Indem Ich heute zur Armee gehe, um mit ihr für Deutschlands Ehre und für Erhaltung unserer höchsten Güter zu kämpfen, will Ich im Hinblick auf die einmütige Erhebung Meines Volkes eine Amnestie für politische Verbrecher und Vergehen erteilen. Ich habe das Staats-Ministerium beauftragt, Mir einen Erlaß in diesem Sinne zu unterbreiten. Mein Volk weiß mit Mir, daß Friedensbruch und Feindschaft wahrhaftig nicht auf unserer Seite war.

Aber herausgefordert, sind wir entschlossen, gleich unseren Vätern und in fester Zuversicht auf Gott den Kampf zu bestehen, zur Errettung des Vaterlandes.

9. Armeebefehl.

Mainz, den 2. August 1870.

An die Armee!

Ganz Deutschland steht einmütig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesamte Armee und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit Mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein.

10. Schmerz über die Kriegsopfer.

Die Schrecken der Schlachtopfer, namentlich in dem furchtbaren Kriege gegen Frankreich, dessen Boden getränkt worden ist von dem Blute so vieler tapferen Söhne Deutschlands, machten auf Herz und Gemüt des edlen Kaisers einen tiefen Eindruck. So oft er damals die Verlustlisten durchmusterte, prägte sich auf seinem Angesichte der Schmerz deutlich erkennbar aus und seine Stimmung war dann auf lange Zeit trübe und niedergedrückt, ja es traten sogar Augenblicke ein, in denen der Monarch Thränen im Auge hatte. Die erschütternden Eindrücke jener Zeit haben sich bis an sein Ende in ihm unabgeschwächt lebendig erhalten und bei ihm das Gelübde erzeugt, aus eigener Entschliessung nie wieder das Schwert zu ziehen.

11. Ein Urteil über Frankreich.

Im deutsch-französischen Feldzuge 1870 marschierte ein Teil der deutschen Truppen, bei welchem sich auch König Wilhelm mit seinem Stabe befand, durch die Stadt Varennes, wo bekanntlich am 22. Juni 1791 die Gefangennahme König Ludwigs XVI. erfolgte. Es wurde Halt gemacht; der König versammelte seine Offiziere um sich und hielt folgende Anrede:

„Sie wissen, wo wir uns befinden und welches Attentat hier vor circa achtzig Jahren verübt worden ist. Von hier aus ist das ganze Unglück ausgegangen, welches Frankreich in der Folge heimgesucht hat. Wenn eine Nation ihren König so behandelt, dann legt sich die Hand Gottes schwer auf sie."

12. Schreiben an den Papst Leo XIII. Vom 24. März 1878.

Guilelmus Dei Gratia Imperator et Rex Leoni XIII,
Summo Ecclesiae Romano-Catholicae Pontifici Salutem.

Ich habe das Schreiben vom 20. v. M., durch welches Ew. Heiligkeit Mich von Ihrer Erhebung auf den Päpstlichen Stuhl in Kenntnis zu setzen die Güte haben, durch Vermittelung der verbündeten Regierung Sr. Majestät des Königs von Bayern mit Dank erhalten. Ich beglückwünsche Sie aufrichtig dazu, daß die Stimmen des heiligen Kollegiums sich auf Ihre Person vereinigt haben und wünsche Ihnen von Herzen eine gesegnete Regierung der Ihrer Obhut anvertrauten Kirche.

Ew. Heiligkeit heben mit Recht hervor, daß Meine katholischen Unterthanen gleich den anderen der Obrigkeit und ihren Gesetzen die Folgsamkeit beweisen, welche den Lehren des gemeinsamen christlichen Glaubens entspricht. Ich darf in Anknüpfung an den Rückblick, den Ew. Heiligkeit auf die Vergangenheit werfen, hinzufügen, daß Jahrhunderte hindurch der christliche Sinn des deutschen Volkes den Frieden im Lande und den Gehorsam gegen dessen Obrigkeit treu bewahrt hat und für die Sicherstellung dieser wertvollen Güter auch für die Zukunft Bürgschaft leistet.

Gerne entnehme Ich den freundlichen Worten Ew. Heiligkeit die Hoffnung, daß Sie geneigt sein werden, mit dem mächtigen Einfluß, welchen die Verfassung Ihrer Kirche Ew. Heiligkeit auf alle Diener derselben gewährt, dahin zu wirken, daß auch diejenigen unter den Letzteren, welche es bisher unterließen, nunmehr dem Beispiel der ihrer geistlichen Pflege befohlenen Bevölkerung folgend, den Gesetzen des Landes, in dem sie wohnen, sich fügen werden.

Ich bitte Ew. Heiligkeit, die Versicherung Meiner größten Hochachtung genehmigen zu wollen.

Guilelmus, Imp. et Rex.

13. Ewig-denkwürdige Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881. Zur Eröffnung des Reichstages.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen u. s. w., thuen kund und fügen hiermit zu wissen:

Wir haben den im vorigen Reichstag kundgegebenen Wünschen entsprechend, dem früheren Brauche entgegen, den Reichstag noch im laufenden Jahre berufen, um seine Thätigkeit zunächst für die Feststellung des Reichshaushalts-Etats in Anspruch zu nehmen. Der Entwurf wird dem Reichstage unverzüglich zugehen. Derselbe zeigt ein erfreuliches Bild der fortschreitenden finanziellen Entwickelung des Reichs und der guten Erfolge der unter Zustimmung des Reichstags eingeschlagenen Wirtschaftspolitik. Die Steigerung der den einzelnen Bundesstaaten vom Reich zu überweisenden Beträge ist erheblich größer als die Steigerung der Matrikularbeiträge. Daß der Gesamtbetrag der letzteren im Vergleich mit dem laufenden Rechnungsjahre eine Erhöhung erfahren hat, findet seine Begründung in Einnahmeausfällen und in Bedürfnissen, welche im Interesse des Reichs nicht abzuweisen sind.

Die Einigung, welche mit der freien Stadt Hamburg über die Modalitäten ihres Einschlusses in das deutsche Zollgebiet erzielt worden ist, wird der Reichstag mit Uns als einen erfreulichen Fortschritt zu dem durch die Reichsverfassung gesteckten Ziele der Einheit Deutschlands als Zoll- und Handelsgebiet begrüßen. Die verbündeten Regierungen sind der Überzeugung, daß der Reichstag den Abschluß der deutschen Einheit nach dieser Seite hin und die Vorteile, welche dem Reiche und seiner größten Handelsstadt aus demselben erwachsen werden, durch den Kostenbeitrag des Reichs nicht zu teuer erkauft finden und dem hierauf bezüglichen Gesetzentwurfe die Zustimmung erteilen werde.

In dem Bestreben, die geschäftlichen Übelstände zu beseitigen, welche sich aus der Konkurrenz der Reichstagssessionen mit den Sitzungsperioden der Landtage ergeben, hatten die verbündeten Regierungen dem vorigen Reichstag einen Gesetzentwurf vorgelegt, der eine Verlängerung der Legislatur- und Budgetperioden des Reichs vorschlug, über den aber eine Verständigung nicht hat erreicht werden können. Die geschäftliche Notlage der Regierungen und die Notwendigkeit, den Verhandlungen der gesetzgebenden Körper des Reichs sowohl wie der Einzelstaaten die unentbehrliche Zeit und freie Bewegung zu sichern, veranlaßt die verbündeten Regierungen, der Beschlußnahme des Reichstags wiederum eine entsprechende Vorlage zu unterbreiten.

Schon im Februar dieses Jahres haben wir Unsere Überzeugung aussprechen lassen, daß die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde. Wir halten es für Unsere Kaiserliche Pflicht, dem Reichstage diese Aufgabe von Neuem ans Herz zu legen, und würden Wir

mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen. In Unseren darauf gerichteten Bestrebungen sind Wir der Zustimmung aller verbündeten Regierungen gewiß und vertrauen auf die Unterstützung des Reichstags, ohne Unterschied der Parteistellungen.

In diesem Sinne wird zunächst der von den verbündeten Regierungen in der vorigen Session vorgelegte Entwurf eines Gesetzes über die Versicherung der Arbeiter gegen Betriebsunfälle mit Rücksicht auf die im Reichstag stattgehabten Verhandlungen über denselben einer Umarbeitung unterzogen, um die erneute Beratung desselben vorzubereiten. Ergänzend wird ihm eine Vorlage zur Seite treten, welche sich eine gleichmäßige Organisation des gewerblichen Krankenkassenwesens zur Aufgabe stellt. Aber auch diejenigen, welche durch Alter oder Invalidität erwerbsunfähig werden, haben der Gesamtheit gegenüber einen begründeten Anspruch auf ein höheres Maß staatlicher Fürsorge, als ihnen bisher hat zuteil werden können.

Für diese Fürsorge die rechten Mittel und Wege zu finden, ist eine schwierige, aber auch eine der höchsten Aufgaben jedes Gemeinwesens, welches auf den sittlichen Fundamenten des christlichen Volkslebens steht. Der engere Anschluß an die realen Kräfte dieses Volkslebens und das Zusammenfassen des Letzteren in der Form korporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung werden, wie Wir hoffen, die Lösung auch von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfange nicht gewachsen sein würde. Immerhin aber wird auch auf diesem Wege das Ziel nicht ohne die Aufwendung erheblicher Mittel zu erreichen sein.

Auch die weitere Durchführung der in den letzten Jahren begonnenen Steuerreform weist auf die Eröffnung ergiebiger Einnahmequellen durch indirekte Reichssteuern hin, um die Regierungen in den Stand zu setzen, dafür drückende direkte Landessteuern abzuschaffen und die Gemeinden von Armen- und Schullasten, von Zuschlägen zu Grund- und Personalsteuern und von anderen drückenden direkten Abgaben zu entlasten. Der sicherste Weg hierzu liegt nach den in benachbarten Ländern gemachten Erfahrungen in der Einführung des Tabakmonopols, über welche Wir die Entscheidung der gesetzgebenden Körper des Reichs herbeizuführen beabsichtigen. Hierdurch und demnächst durch Wiederholung früherer Anträge auf stärkere Besteuerung der Getränke sollen nicht finanzielle Überschüsse erstrebt werden, sondern die Umwandlung der bestehenden direkten Staats- und Gemeindelasten in weniger drückende indirekte Reichssteuern. Diese Bestrebungen sind nicht nur von fiskalischen, sondern auch von reaktionären Hintergedanken frei; ihre Wirkung auf politischem Gebiete wird allein die

sein, daß wir kommenden Generationen das neuentstandene Reich gefestigt durch gemeinsame und ergiebige Finanzen hinterlassen.

Die Vorbedingung für weitere Beschlußnahmen über die erwähnten sozialen und politischen Reformen besteht in der Herstellung einer zuverlässigen Berufsstatistik der Bevölkerung des Reichs, für welche bisher genügendes und sicheres Material nicht vorliegt. So weit letzteres im Verwaltungswege beschafft werden kann, wird es in Kurzem gesammelt sein. Vollständige Unterlagen aber werden nur durch gesetzliche Anordnung, deren Entwurf dem Reichstage zugehen wird, zu gewinnen sein.

Wenn danach auf dem Gebiete der inneren Reichseinrichtungen weitgreifende und schwierige Aufgaben bevorstehen, deren Lösung in der kurzen Frist einer Session nicht zu bewältigen ist, zu deren Anregung Wir Uns aber vor Gott und Menschen, ohne Rücksicht auf den unmittelbaren Erfolg derselben, verpflichtet haben, so macht es Uns um so mehr Freude, Uns über die Lage Unserer auswärtigen Politik mit völliger Befriedigung aussprechen zu können.

Wenn es in den letzten zehn Jahren, im Widerspruch mit manchen Vorhersagungen und Befürchtungen, gelungen ist, Deutschland die Segnungen des Friedens zu erhalten, so haben Wir doch in keinem dieser Jahre mit dem gleichen Vertrauen auf die Fortdauer dieser Wohlthat in die Zukunft geblickt, wie in dem gegenwärtigen. Die Begegnungen, welche Wir in Gastein mit dem Kaiser von Österreich und König von Ungarn, in Danzig mit dem Kaiser von Rußland hatten, waren der Ausdruck der engen persönlichen und politischen Beziehungen, welche Uns mit den Uns so nahe befreundeten Monarchen und Deutschland mit den beiden mächtigen Nachbarreichen verbinden. Diese von gegenseitigem Vertrauen getragenen Beziehungen bilden eine zuverlässige Bürgschaft für die Fortdauer des Friedens, auf welche die Politik der drei Kaiserhöfe in voller Übereinstimmung gerichtet ist. Darauf, daß diese gemeinsame Friedenspolitlk eine erfolgreiche sein werde, dürfen Wir um so sicherer bauen, als auch Unsere Beziehungen zu allen anderen Mächten die freundlichsten sind. Der Glaube an die friedliebende Zuverlässigkeit der deutschen Politik hat bei allen Völkern einen Bestand gewonnen, den zu stärken und zu rechtfertigen Wir als Unsere vornehmste Pflicht gegen Gott und gegen das deutsche Vaterland betrachten.

Urkundlich unter Unserer höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedrucktem Kaiserlichen Insiegel.

14. Erlaß über die befriedigenden Ergebnisse der Reichs-Post- und Telegraphen-Verwaltung. Vom 11. August 1882.

Die Durchsicht des Mir unterm 13. v. M. eingereichten Berichts über die Ergebnisse der Reichs-Post- und Telegraphen-Verwaltung während der Jahre 1879—1881 hat Mein lebhaftes Interesse erregt. Ich habe mit voller Befriedigung die bedeutenden Fortschritte verfolgt, welche in allen Zweigen dieser umfassenden Verwaltung sowohl durch Ausdehnung

ihrer Thätigkeit im Inlande und durch erleichternde Verbindungen im Auslande, wie durch innere Vervollkommnung des Betriebes erreicht sind. Meine Aufmerksamkeit hat vornehmlich das erfolgreiche Streben erregt, dem stets wachsenden Verkehrsbedürfnisse des Publikums auf diesen Gebieten mit einer durch Erfahrung gereiften Einsicht, durch fortgehende Ergänzung der Organisation und Anwendung zweckentsprechender Mittel unter alsbaldiger Benutzung technischer Verbesserungen gerecht zu werden. Mit den sachlichen Resultaten haben die finanziellen Ergebnisse erfreulich Schritt gehalten. Eine besondere Freude hat es Mir bereitet, daß die Verwaltung auch der geistigen Ausbildung und der Förderung der wirtschaftlichen Lage des zahlreichen Personals unausgesetzte Sorge widmet. Ich kann es Mir nicht versagen, allen beteiligten Beamten, durch deren umsichtige Leitung wie treue Pflichterfüllung diese Resultate gewonnen sind, Meinen Kaiserlichen Dank auszusprechen.

b. Liebe und Dankbarkeit gegen Eltern, Bruder und Gemahlin.

1. Respekt vor dem Königlichen Vater.

Der König hatte sich auf Vorschlag des Geh. Hofrats Schneider ein Album von bildlichen Darstellungen aus seinem Leben anlegen lassen, von denen einige in Holzschnitt kopiert wurden, um einer kurzen, von Schneider verfaßten und für die Soldaten bestimmten, Lebensbeschreibung des Königs beigegeben zu werden. Die Beratungen darüber gaben nun dem Verfasser vielfach Gelegenheit, Einblick in den Charakter des Monarchen zu thun. „Zwei Dinge," schreibt jener, „gingen mir aus diesem Verkehr hervor, der seiner Natur nach vollständige Aufrichtigkeit und Mitteilsamkeit forderte. Es sind dies: die vollständige Wahrheitsliebe des Königs, welchem jede, auch die kleinste Ungenauigkeit, Verschönerung oder Verdunkelung zuwider war; und die Bescheidenheit, mit welcher er seine eigene Person oder sein unzweifelhaftes Verdienst stets dem Zwecke oder dem allgemeinen Interesse untergeordnet haben wollte. Nur wo es eine staatliche Zeremonie, eine Vertretung sowie die Geltung der überkommenen und ungeschmälert wieder zu überliefernden Königlichen Würde galt, litt er, daß er die Hauptperson und der Mittelpunkt des Bildes war. Bei allen anderen Gelegenheiten und namentlich, wo sein Vater und sein älterer Bruder bei einer abgebildeten Szene gegenwärtig gewesen, schob er sich selbst in den Entwürfen der Künstler stets auf die Seite, wo diese ihn, als den Eigentümer des Albums, sehr natürlich in den Vordergrund gestellt hatten. So z. B. auf dem Bilde, wo 1813 auf einem Balle in Breslau dem Kaiser von Rußland, Alexander I., in Gegenwart ihres Vaters die ersten beiden preußischen Freiwilligen vorgestellt werden. Der Maler hatte den jungen Prinzen Wilhelm in zu vertrauliche Nähe neben den Königlichen Vater gestellt. Als König Wilhelm den Entwurf sah,

sagte er: ‚Ich darf aber nicht so nahe bei meinem hochseligen Vater stehen. Wir Söhne hatten alle einen solchen Respekt vor ihm, daß keiner ohne seinen besonderen Befehl dies gewagt haben würde.‘

Bei der Darstellung des Momentes bei Vitry am 24. März 1814, wo der Zug auf Paris im Rücken Napoleons beschlossen wurde, hatte der Zeichner die jungen Prinzen so nahe an die Gruppe der beratenden Monarchen und Feldherren gestellt, als ob sie an dem Kriegsrate teilgenommen. Das mußte sofort geändert werden.

‚So etwas hätten wir uns einmal unterstehen sollen!‘ sagte der König. ‚Schon als wir nach beendetem Kriegsrate den Vater in sehr verzeihlicher Spannung fragten: „„Geht's nach Paris?““ hieß es: „„Naseweise Frage!““ Erst nachher erfuhren wir, was beraten worden war.‘“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Tage seines 80jährigen Militärjubiläums (1. Januar 1887) äußerte sich der Heldenkaiser zu den, ihm die herzlichsten Glück- und Segenswünsche darbingenden, Vertretern der Armee mit vor Rührung zitternder Stimme folgendermaßen: „Ich denke heute des Tages, wo Mir Mein hochseliger Vater Friedrich Wilhelm III. in Königsberg sagte: ‚Da an Deinem Geburtstage vielleicht keine Gelegenheit sein wird, Dich ordentlich einzukleiden, weil Ihr nach Memel müßt, so ernenne Ich Dich schon heute zum Offizier. Es ist eine traurige Zeit, aber hoffen wir, daß ihr wieder eine glückliche folgen werde.‘ Diese Worte, deren Ich Mich heute mehr als je erinnere, heute, wo Ich Mich inmitten der Vertreter der Armee sehe, wie herrlich hat sich diese Hoffnung erfüllt! Nachdem es Meinem hochseligen Bruder nicht vergönnt war, an der Spitze der Armee vor den Feind zu treten, wurde Mir dieses Glück zuteil. Durch Ihren Rat und Ihre Beihilfe haben Wir die siegreichen Erfolge errungen und weiter dem freiwilligen Erbieten der deutschen Fürsten verdanken Wir die Stellung, die Wir jetzt einnehmen. In der Armee ist Unsere Stärke. durch ihre Wahrung des Ehrgefühls, durch ihre Ausbildung — durch ihre Bravour. Und so nehmen Sie denn Meine letzten Dankesgrüße, die Ich Ihnen bieten werde. Vielleicht sehen Wir Uns noch einmal wieder! Aber hoffen darf man es nicht!“ Dann ging der Kaiser auf den General-Feldmarschall Grafen Moltke zu, drückte diesem die Hand, und so jedem der in den obersten Kommandostellen der Armee befindlichen Generale. Darauf traten die Kommandeure der Leib-Regimenter in einen engeren Kreis. Aus ihren Händen empfing der Kaiser die Rapporte und richtete an sie die Mahnung, in ihrem Diensteifer nicht nachzulassen, damit die Armee auf der Höhe erhalten werde, auf der sie sich befinde.

2. Urkunde über die Grundsteinlegung zum Denkmal Friedrich Wilhelms III. Am 17. März 1863.

— — Wir legen den Grundstein zu des Königs Denkmal heute am 17. März im Jahre des Heils 1863, als an dem Tage, wo Friedrich Wilhelm vor 50 Jahren Sein Volk „zum letzten entscheidenden Kampf

für sein Dasein und seine Unabhängigkeit" in die Waffen rief. Es ziemt sich dieser Tag, um in dem heimgegangenen Heldenkönig auch Sein Volk zu ehren, das, von Ihm neben dem stehenden Heer in Landwehr und Landsturm organisiert, sich wie ein Mann erhob und mit seinem Blute den Wahlspruch besiegelte: „Mit Gott für König und Vaterland!" Gott hat Unseres Königlichen Vaters und Seines Volkes Heldenkampf mit Sieg und Frieden gekrönt. Preußen und mit ihm Deutschland wurden frei von schmachvoller Abhängigkeit und auf dem festen Fundamente dieser selbsterrungenen Unabhängigkeit, getragen von der einmütigen Liebe und dem Vertrauen Seines Volkes, war Friedrich Wilhelm in den Ihm dann noch beschiedenen langen Friedensjahren ein Vater seines Landes. — — Er wußte, daß des Volkes ganzer Beruf nur auf der Grundlage wahrer Gottesfurcht und Frömmigkeit und umfassender echter Bildung erfüllt werden konnte. Friedrich Wilhelm, dessen Zeit mit Unruhe, dessen Hoffnung in Gott war, gab Gott die Ehre in Seiner Ehrfurcht und Seiner Liebe für die Kirche. Für die evangelische Kirche war Seines Herzens Wunsch Einigkeit und Liebe auf dem Grunde des Wortes Gottes und des Bekenntnisses der Väter. Die nachkommenden Geschlechter werden Ihm noch danken für den Grund, den er zur wahren Union gelegt. Die katholische Kirche Seines Landes fundierte Er fest in ihrem Bestande. Unter Seiner Regierung wurde es erstrebt und zum großen Teil erreicht, daß keinem im Volke die Gelegenheit zur notwendigsten Bildung fehlte; in der Zeit der tiefsten Not des Vaterlandes gründete Er in der Universität zu Berlin eine Pflanzstätte deutscher Wissenschaft und in den ersten Jahren des Friedens eine gleiche an der westlichen Grenze des gemeinschaftlichen Vaterlandes. Die Kunst verdankt Ihm großartige Denkmäler, reiche Sammlungen, treffliche Schulen.

Friedrich Wilhelm regierte ein wahrhaftes, treues und glückliches Volk.

Heute legen Wir in tiefem Danke für die große Vergangenheit und im festen Willen und in gewisser freudiger Zuversicht für die Zukunft Unseres Vaterlandes den ersten Stein zu dem Standbild des edlen Königs, welches, gerichtet gegen das Schloß Meiner Ahnen, dereinst umgeben von den Bildsäulen Seiner treuesten Diener, in Unserer Haupt- und Residenzstadt auf alle Zeiten dastehen soll als ein Denkmal Unserer Liebe und Verehrung, dem Volke geweiht zur Erinnerung und zur Mahnung, wie Gott Großes gethan durch Unseres in Ihm ruhenden Vaters Majestät und wie das Haus der Hohenzollern feststehen wird zu Seinem Volke, Sein Volk zu Ihm.

3. Königliche Weihnachten.

Bekanntlich weilte König Wilhelm Weihnachten 1870 in Versailles. Wie innig nahe es dem greisen Kriegsherrn ging, das liebe und freudereiche Fest nicht nach gewohnter Weise daheim im trauten Kreise der Seinen feiern zu können, sondern es mitten im Feindeslande verleben

zu müssen, davon legt ein Gespräch, welches er damals am ersten Feiertage mit dem Geh. Hofrat Louis Schneider geführt hat, ein ebenso beredtes als ergreifendes Zeugnis ab. Des Monarchen Gedanken, so erzählte dieser langjährige Vorleser Sr. Majestät, waren die eines Kindes, so rührend pietätvoll erinnerte er sich seines Vaters sowie seiner Geschwister und er schloß seine Betrachtungen, die ein Selbstgespräch geworden waren, mit dem Wunsche, das nächste Mal wieder mit allen seinen Lieben im Palais zu Berlin vereinigt zu sein. „Weihnachten," das waren des Königs eigene Worte, „ist mir ein gar liebes Fest, ich kann garnicht sagen, wie sehr, und könnte ich von hier fort, ich verlebte es gern zu Hause. Die glücklichsten Weihnachten hatte ich zu der Zeit, als Ihr ‚Der Kurmärker und die Pikarde' aufkam: da war der Vater noch frisch und gesund und mein Leutnantsdasein kannte nur Lust und Freude. Schneider, wir sind beide alt geworden; aber heute ist Weihnachten, heute bin ich wieder jung!"

Es war nicht zufällig, daß der König gerade am Weihnachtsfeste in Erinnerungen an seine Jugendzeit sich verlor, denn dieses Fest bedeutete in der Königlichen Familie von jeher viel; es hatte für die Prinzen und Prinzessinnen, wie Schneider bemerkt, einen so großen Reiz, weil das Familienleben unter Friedrich Wilhelm III. ein gar zu glückliches gewesen war.

4. Rede beim Gala-Diner am 18. Juni 1871.

Der Gedenk- und Ehrentag, welcher der Nachwelt das Erz-Standbild Meines Königlichen Vaters, der Sein Volk und Heer zu unvergänglichem Ruhme und nie gekannter Wohlfahrt führte, überliefern sollte, war bestimmt, im tiefsten Frieden begangen zu werden. Anders war es aber von der Vorsehung beschlossen. Ein zweites Mal wurde Preußen berufen, wie damals mit seinen Alliierten, so jetzt mit dem gesamten Deutschland verbunden, denselben Feind, der uns herausgefordert, zu bezwingen, von Sieg zu Sieg, in ungekannter Größe und Ausdauer; daher ziert das Zeichen in Eisen wiederum wie damals die Brust der Tapferen. In der Heimat haben alle Klassen in beiden Geschlechtern sich in Opferfreudigkeit und Nächstenliebe überboten. Volk und Heer stehen unübertroffen vor der Welt. Darum ergreife Ich das Glas zum Andenken des Heldenkönigs und zum Dank gegen Volk und Heer. — Ich weihe dieses Glas in Dankbarkeit dem Wohle des jetzt geeinten Deutschlands sowie seiner Monarchen und Fürsten, der abwesenden wie der anwesenden.

5. Rede im Lustgarten zu Berlin an die Deputationen. Am 19. Juni 1871.

Was wir im tiefsten Frieden ersonnen und vollendet, was wir hofften im tiefsten Frieden enthüllen zu können, dieses Standbild ist nun auch zum Denkmal des Schlusses eines der glorreichsten, wenn auch blutigsten Kriege geworden. Wenn der König uns sehen kann, so würde

Er mit Seinem Volke und Seinem Heere zufrieden sein. Möge der Friede, den wir mit so vielen Opfern erfochten, auch ein dauernder werden. An uns allen ist es, die Hand anzulegen, daß es also geschehe. Das walte Gott!

6. Der Totenkranz.

Kurz nachdem die edle Königin Luise, diese gefühlswarme, verständnisreiche Erzieherin, entschlafen war (19. Juli 1810), betraten die beiden Söhne, der Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinz Wilhelm, mit ihrem Vater das Sterbezimmer, knieten neben der entschlafenen Mutter nieder, küßten ihre bleichen Lippen und netzten mit ihren Thränen die kalten Hände, welche so oft segnend auf ihren Häuptern geruht hatten. Den Prinzen Wilhelm aber drängte es, seinem tiefen Schmerze um den Heimgang der zärtlich Geliebten sogleich einen sichtbaren Ausdruck zu geben. Während noch Vater und Bruder in ihrer Trauer vor der teuren Verewigten knieten und beteten, war er still in den Schloßgarten hinausgegangen, wand hier aus Eichenlaub und Rosen einen schlichten Kranz und legte ihn als erstes Zeichen kindlicher Liebe und Dankbarkeit schweigend auf das Sterbelager der Mutter nieder. Welch einen ergreifenden Blick in das tiefsinnige Gefühlsleben des 13jährigen Prinzen gewährt uns dieses Thun!

7. Im Schloß zu Hohenzieritz.

Der von der Zeit und vor seinem Einrahmen von Verehrern arg mitgenommene Kranz, welchen der damalige Prinz Wilhelm der innigst geliebten Mutter unmittelbar nach ihrem Heimgange gewunden hat (s. vorige Nummer), ist später von dem Großvater des Prinzen, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz, unter Glas und Rahmen gebracht und hängt noch heute im Sterbezimmer der Königin Luise auf Schloß Hohenzieritz. Eine kleine Schleife von schwarzem Florband, welche die gütige alte Gräfin Voß dem Königlichen Knaben gegeben haben mag, steckt daran. Unter einem uralten Birnbaum im schönen Schloßgarten saß der schmerzerfüllte Sohn an jenem traurigen Morgen und wand den Kranz aus Eichenlaub und den blaßroten Lieblingsrosen, die noch jetzt im Garten gepflegt werden. Der alte Baum schmückt sich nach jedem Frühling mit einer Decke neuer Blüten; breite eiserne Reifen halten den sicherlich Dreihundertjährigen in den weiten Ästen zusammen. Besucher von Hohenzieritz suchen den Namen des Kaisers Wilhelm leider vergeblich an einer Thür des mittleren großen Salons, die auf eine breite äußere Treppe hinausführt. Diese Thür zeigt nämlich auf ihren beiden Flügeln die Namen der vielen Fürstlichkeiten, die Hohenzieritz im Laufe dieses Jahrhunderts besucht und ihre leibliche Größe an jenen beiden Thürflügeln gemessen haben. Neben dieser leiblichen Höhe steht dann der eigenhändig verzeichnete Name. Die Fürstenhäuser von Mecklenburg, Preußen, Dänemark, England, Rußland, Anhalt, Nassau, Hessen sind am meisten ver-

treten. Der frühere Kronprinz des Deutschen Reiches Friedrich Wilhelm und der verstorbene Prinz August von Württemberg überragen alle Einzeichner in diesem sonderbaren Autographen-Album. Wie gesagt, der Name des Kaisers fehlt hier, wohin seine Erinnerung an die unvergeßliche Königin Luise ihn sicherlich oft geführt. Hat doch Hohenzieritz immer ein ganz besonderes und bleibendes Interesse für ihn gehabt. Besucht hat der Kaiser Hohenzieritz zum letzten Male im September 1860, als er zum Begräbnis seines Oheims, des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, in Neustrelitz weilte.

8. Bemerkungen betr. die Königin Luise.

Im Hohenzollern-Museum befinden sich im sogen. Luisenzimmer vier Blätter, welche der Kaiser mit Bemerkungen versehen hat und die um so größeres Interesse verdienen, als sie auf dessen Mutter, die Königin Luise, Bezug haben. Auf diesen grauen Papierblättern, die ein kleines Büchlein bilden, das dem Heldengreise 1876 zum Geburtstage geschenkt wurde, sind vier anspruchslose Erinnerungszeichen befestigt. Die erste Seite enthält ein Epheublatt mit der Unterschrift: „Beim Prinzenhause in Hannover gepflückt,“ „welches,“ so schrieb der Kaiser hinzu, „fälschlich für das Geburtshaus der Königinnen Luise und Friederike angegeben wird, da beide im Palais an der Leine geboren sind.“ Das zweite Blatt (Linde?) enthält die Unterschrift: „Vom Turme des Schlosses Broich bei Mühlheim an der Ruhr.“ Zuschrift des Kaisers: „Längere Zeit Sommer-Aufenthalt der Königin Luise als Kind.“ Unter einem andern Epheublatte steht: „Aus Pyrmont;“ dasselbe erhielt vom Kaiser den Zusatz: „woselbst die Königin Luise 1805 oder 1806 die Kur brauchte.“ „Aus dem Garten in Königsberg“ ist ein viertes (wohl wieder Linden-) Blatt, zu welchem der Kaiser bemerkte: „Die Hufen, jetzt Luisenlust genannt, woselbst König Friedrich Wilhelm III. und Königin Luise im Sommer 1808 und 1809 wohnten.“

9. Pietätvolles Schreiben betr. Feier am 10. März 1876.

Einen der schönsten Beweise seiner kindlichen Pietät gegen die selig vollendeten Eltern liefert der nachstehende, an den Oberhofprediger Dr. Koegel gerichtete, Brief, worin der Kaiser die Anordnung für die gottesdienstliche Feier zum hundertjährigen Geburtstage seiner Mutter in der Grabkapelle zu Charlottenburg getroffen hat:

„Berlin, 26. 2. 76.

Alle treuen patriotischen Herzen Preußens beeilen sich, den 10. März d. J. als den 100sten Geburtstag meiner verklärten Mutter, der Königin Luise, zu begehen.

Wir noch überlebenden Kinder und mit uns unsere Familie können diesen Tag nicht anders begehen als im Gebet am Sarge der Verklärten!

Ich fordere Sie auf, an der heiligen Stätte in Charlottenburg am

10. März eine gottesdienstliche Feier zu halten, am Altare im Mausoleum, am Fußende der Sarkophage meiner Eltern! —

Meine Familienmitglieder würden ihren Platz rechts des Altars nehmen; der Hof gegenüber, also links des Altars. Der Domchor kann nur unten an der großen Eingangsthür stehen, meiner Ansicht nach.

Ich schließe mit den Worten, die ich eben in einem Aufsatz über die letzten Tage meiner verklärten Mutter lese:

Das Andenken an die Königin ist rein geblieben, keine Zeit hat daran gerüttelt und jede neue Generation segnet ihren Namen!!

Wilhelm."

10. Die Lieblingsblume.

Daß die Kornblume, die blaue Cyane, des Kaisers Lieblingsblume war, ist allbekannt; weniger bekannt indes dürfte es sein, aus welchem Grunde das schlichte Blaublümelein diesen Vorzug genoß. Als nämlich die Königin Luise, die unvergeßliche Mutter des großen Monarchen, vor dem Eroberer Napoleon mit ihren Kindern von Königsberg nach Memel sich zurückziehen mußte (1807), brach an dem Wagen, in welchem sie mit dem 12jährigen Kronprinzen und dem 10jährigen Prinzen Wilhelm sich befand, ein Rad. Da der Unfall auf offener Landstraße, fern von einem bewohnten Orte, sich zutrug, so suchten die hohen Flüchtigen während des langen Aufenthaltes ihre trüben Gedanken sowie auch den sich einstellenden Hunger dadurch zu vertreiben, daß sie in dem nahen Roggenfelde Kornblumen pflückten, aus denen dann die holde Königin feuchten Auges einen Kranz wand. Der kleine, seine Mutter aufmerksam betrachtende, gemütvolle Prinz Wilhelm suchte dieselbe durch Liebkosungen zu trösten, wofür sie ihm, unter Thränen lächelnd, den frischen Kranz aufs Haupt setzte. Diese rührende Familienszene ist dem Kaiser Wilhelm zeitlebens unvergeßlich geblieben: jede Kornblume erinnerte ihn an die Thränen der innigstgeliebten Mutter, darum erkor er sie zu seiner Lieblingsblume.

11. Grundsteinlegung zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald (1877).

Mit den pietätvollen Worten: „Wie Mein hochseliger Vater das Denkmal auf dem Kreuzberge, so weihe Ich diesen Stein den Gefallenen zum Andenken, den Lebenden zur Anerkennung, künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung!" that Kaiser Wilhelm den ersten Hammerschlag auf den Grundstein zum Nationaldenkmal im Niederwald.

12. Dem Königlichen Bruder!

Kurz nach der Rückkehr aus dem siegreichen Feldzuge von 1866 rief der König nach beendeter Vorlesung den Hofrat Schneider nochmals zurück und sagte zu ihm mit bewegter Stimme: „Ich habe noch einen Auftrag für Sie, den ich schon seit meiner Rückkehr mit mir herumtrage, für den

ich aber nicht die rechte Form finden konnte. Es ist mir unter all dem Jubel und der Anerkennung ungemein peinlich, sowohl für die verwitwete Königin als für das Andenken meines hochseligen Bruders, daß in der jetzigen Zeit so garnicht daran gedacht wird, wie mein Bruder das alles auch schon gewollt und erstrebt hat, was gegenwärtig errungen worden ist. Wäre die rohe Hand des Aufruhrs nicht dazwischen gefahren, so wäre mir vielleicht wenig zu thun übrig geblieben. Das müssen Sie den Leuten sagen, damit sie nicht vergessen, was sie meinem Bruder schuldig sind. Schreiben Sie einen Artikel darüber in eine Zeitung, die keinen ausgesprochenen Parteistandpunkt hat, legen Sie mir aber erst vor, was Sie geschrieben haben." — Ein dementsprechender Artikel wurde, nachdem er vom König genehmigt war, in der „Spenerschen Zeitung" unter der Überschrift: „Dem Königlichen Bruder" an leitender Stelle abgedruckt (2. September 1866).

13. Des Kaisers Ringe.

Der Monarch trug nur zwei Ringe an seinen Händen, den Trauring und einen kleinen schmucklosen Haarring (wohl von dem Haare seiner teuren Mutter), doch hing an diesen beiden unscheinbaren Fingerreifen sein ganzes Herz. Seit längerer Zeit aber waren diese Ringe dem hochbetagten Herrn etwas zu weit geworden, sodaß er dieselben vorsichtshalber des Abends abzuziehen und in die Westentasche zu stecken pflegte, um sie dann am nächsten Morgen wieder aufzuziehen. Eines Tages nun vermißte der Kaiser zu großem Schrecken und unaussprechlicher Betrübnis die beiden Kleinode. Wohn- und Schlafzimmer, ja, alle Räume des Schlosses werden durchsucht, wobei der greise Herrscher selbst am eifrigsten und unermüdlichsten sich zeigte; endlich hat ein Kammerdiener das Glück, sie, die in einer Ecke auf dem Fußboden des Schlafzimmers lagen, zu entdecken. Die Freude des Kaisers war eine rührende. Um aber nicht nochmals in eine ähnliche Angstlage zu geraten, ließ er sofort den Hofjuwelier Lemke holen und gab ihm den Auftrag, die Ringe enger und passend zu machen. Lemke empfing letztere aus der Hand des Kaisers selbst, welcher dieselben in ein Stückchen Papier gewickelt hatte und es sicherlich am liebsten gesehen hätte, wenn die Reparatur sogleich im Schlosse unter seinen Augen ausgeführt worden wäre. Nach Verlauf von wenigen Stunden erfolgten die Schätze, von denen übrigens der Trauring nur noch ein ganz dünner Goldreif war, verengert zurück. Wiederholt äußerte jetzt der pietätvolle Kaiser seine große Freude darüber, die teuren Ringe nicht mehr vom Finger ziehen zu brauchen.

14. Erlaß an das Staats-Ministerium, betreffend die Stiftung des Eisernen Kreuzes. Vom 19. Juli (Todestag der Königin Luise) 1870.

Angesichts der ernsten Lage des Vaterlandes und in dankbarer Erinnerung an die Heldenthaten unserer Vorfahren in den großen Jahren

der Befreiungskriege, will Ich das von Meinem in Gott ruhenden Vater gestiftete Ordenszeichen des Eisernen Kreuzes in seiner ganzen Bedeutung wieder aufleben lassen. Das Eiserne Kreuz soll, ohne Unterschied des Ranges oder Standes, verliehen werden als eine Belohnung für das Verdienst, welches entweder im wirklichen Kampfe mit dem Feinde oder daheim, in Beziehung auf diesen Kampf für die Ehre und Selbständigkeit des teuren Vaterlandes, erworben wird.

Das Staats-Ministerium hat Mir den Entwurf einer Urkunde über die Stiftung des Eisernen Kreuzes unverzüglich vorzulegen.

15. Das Bild mit dem Kruzifix im Rahmen.

Zur silbernen Hochzeit (11. Juni 1854) schenkte die Königin Augusta ihrem hohen Gemahl ein kleines Bild mit einem Kruzifix auf dem Rahmen. Um dies sinnige Geschenk beim Einschlafen und Erwachen immer vor Augen zu haben, befestigte es der König an das Fußende seines einfachen Bettes auf Schloß Babelsberg, wo es noch heute sich befindet.

16. Wie geht es Wilhelm?

Die Kaiserin Augusta hatte jeden Morgen, sobald sie die Augen aufschlug, die Frage auf den Lippen: „Wie geht es Wilhelm?"

Die Umgebung der hohen Frau mußte deshalb stets darauf bedacht sein, den genauesten Bescheid über das Befinden des Kaisers geben zu können.

Eines Tages nun erzählte die Gräfin N. dem Letzteren von der liebenden Fürsorge seiner Gemahlin. Hierdurch sichtlich gerührt, veranlaßte der Monarch die Aufführung einer kleinen Komödie, für welche allen Beteiligten die strengste Verschwiegenheit auferlegt wurde. Als nämlich die Kaiserin am nächsten Morgen in gewohnter Weise fragte: „Wie geht es Wilhelm?" ertönte hinter den Bettgardinen die Antwort:

„Wilhelm geht es garnicht gut; seine liebe Augusta ist zur Langschläferin geworden, sie liegt im Bett, statt mit ihm das Frühstück einzunehmen."

Aufs Höchste überrascht, richtete sich die Fürstin auf und sah ihren Kaiserlichen Gemahl vor sich, der in ihr Schlafgemach eingetreten war, um die Antwort auf die übliche Frage diesmal selbst zu erteilen.

---

c. Liebe zu Kindern und Kindeskindern.

1. Wie Fritz Soldat wurde.

Es war im Neuen Palais bei Potsdam am 22. März 1839, also an einem Geburtstage des nachmaligen Kaisers. Prinz Wilhelm, wie

dieser damals noch kurzweg hieß, begab sich bald nach dem Aufstehen in das Frühstückszimmer, um, wie alltäglich, mit Gemahlin und "Fritz" das erste Frühstück einzunehmen. Das erst am 3. Dezember 1838 geborene Töchterchen Luise pflegte sonst um diese Zeit sich noch nicht zu präsentieren. Dieses Mal aber, am ersten Geburtstage des Vaters, den es erlebte, war der Amme befohlen, sich mit dem Kinde im Arme im Frühstückszimmer vor dem Erscheinen des hohen Herrn einzufinden. Die Thür öffnete sich, der Prinz trat ein, ein schneller Überblick über die frischen Blumen, Kränze und Guirlanden, das Entgegentreten der Prinzessin Augusta mit Glückwunsch und Umarmung, der freundliche Blick aus dem Auge des ihm entgegengetragenen Töchterchens, alles das verbreitete sichtbar Entzücken über das Antlitz des Prinzen Wilhelm, der an diesem Tage sein zweiundvierzigstes Jahr vollendete. „Aber wo ist Fritz?" fragte er sehr bald und mit einiger Verwunderung. In demselben Augenblick öffnete sich die Flügelthür. Herein trat ein achtjähriger Rekrut in der Uniform des Stettiner Garde-Landwehr-Regiments mit dem Landwehr-Tschako auf dem Kopfe, das Lederzeug umgehängt, mit dem neuen Gewehr, das ihm erst vor Kurzem der Großvater Friedrich Wilhelm III. geschenkt hatte. Im untadelhaften, strammsten Paradeschritt mit angefaßtem Gewehr schritt er auf den hohen Vorgesetzten zu, machte drei Schritte vor ihm Halt und meldete so sicher, wie es nur ein erwachsener Rekrut hätte ausführen können: „Rapport von der Potsdamer Thorwache. Auf Wache und Posten nichts Neues. Sie ist stark 1 Unteroffizier, 1 Spielmann und 18 Grenadiere." Das Herz des Vaters wallte beim Anblick des hübschen und kräftigen Jungen vor Freude auf, er zog ihn in die Höhe, um ihn zu küssen, was aber dem diensteifrigen Rekruten doch gar zu unmilitärisch vorkam. Er strampelte gewaltig mit den Füßen, machte sich bald wieder los, und sobald er wieder festen Boden unter sich fühlte, fiel er in die stramme militärische Haltung zurück, machte regelrecht Kehrt und mit angefaßtem Gewehr in demselben Paradeschritt, in dem er gekommen war, marschierte er wieder auf die Thür zu. Es war die Mutter, Prinzessin Augusta, welche dem erlauchten Gemahl diese Überraschung zu seinem Geburtstage bereitet hatte. Sie hatte vorher durch den Unteroffizier Bludau vom 2. Garde-Regiment, den ersten Waffenlehrer des Prinzen, alle Übungen noch einmal gründlich durchmachen lassen, sodaß am 22. März nicht blos der Rapport, sondern auch das Exerzitium, welches Bludau nach demselben vor dem prinzlichen Vater durchmachen ließ, sogar musterhaft ausfiel. Der junge Prinz hatte schon mit sieben Jahren in bester, echt preußischer Art redlich exerziert und seine kleinen Arme und Beine zur Hantierung der Waffen brauchen gelernt. Bludau sollte an jenem Geburtstage des Prinzen Wilhelm noch einen großartigen Triumph davon tragen. Denn kaum hatte der Rekrut Fritz die Flügelthür hinter sich zugeschlagen, als Prinzessin Augusta den hohen Gemahl an die Hand nahm und ihn durch dieselbe Thür in den Saal nebenan führte, wo eine Kompanie aufmarschiert stand, drei Mann hoch, Fritz als Flügel-

mann, seine Alters- und Spielgenossen, Graf Königsmark und von Zastrow neben sich, Unteroffizier Bludau vor der Front. Die Regimentsmusik wurde durch einen Tambour von kaum 6 Jahren ausgeführt. „Still gestanden!“ kommandiert Bludau, „richt't Euch! Gewehr auf, Achtung, Präsentiert's Ge—wehr!“ Der Tambour wirbelt, der Prinz schreitet die Front ab und kommandiert dem Kompanieführer Bludau: „Lassen Sie schultern.“ „Achtung, Gewehr auf Schulter.“ Der Tambour hält ein. Der Prinz: „Lassen Sie Gewehr abnehmen.“ Bludau: „Gewehr ab.“ Der Prinz: „Lassen Sie rühren.“ Bludau: „Rührt Euch.“ Es folgten jetzt die Übungen in den Griffen: „Gewehr auf, Gewehr ab, Gewehr über.“ Dann Wendungen: „Rechts um, links um, kehrt, Front“; hierauf Märsche, zuletzt der Parademarsch, bei dem der kleine Tambour wieder zu seinem Rechte kam. „Ihr habt Eure Sache gut gemacht,“ sagte der Prinz. „Abtreten, kehrt,“ kommandierte Bludau. Nunmehr fiel Prinzessin Augusta ein. „Kommandieren Sie doch,“ sagte sie zu Bludau, „die Mannschaften zum Brotempfang.“ Bludau that, wie ihm geheißen. Die Mannschaften stürmten das Frühstückszimmer. Prinzessin Augusta kam ihnen bereits mit einem Teller entgegen. Graf Königsmark langte hastig zu, v. Zastrow erfaßte ein noch größeres Stück, der Tambour desgleichen. „Nun, Fritz, nimm doch auch,“ ermunterte der Vater den Sohn. Fritz schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Das ist kein Kommisbrot!“

2. Der zärtliche Vater.

Wilhelm I., der strenge Soldat, war gegen seine Kinder, namentlich gegen Prinzessin Luise, sehr zärtlich und nachsichtig, während die „Mama“ dieselbe ungemein in Respekt hielt. Hierüber erzählt Frau Professor Borchert in ihrem Lebensbilde der Kaiserin folgendes:

„Bei dem Unterrichte der Prinzessin war die hohe Mutter meist selbst gegenwärtig. Ihrem pflichtgetreuen Auge entging nichts und das Bewußtsein davon war von so großem Einfluß auf Haltung und Aufmerksamkeit der Tochter, daß sie sich unwillkürlich emporrichtete, wenn die Mutter eintrat. Aber es gab auch Stunden, wo es wie eitel Sonnenschein über das Antlitz der jungen Prinzessin ging, wenn der Prinz von Preußen dem Unterrichte beiwohnte. Zunächst strich der hohe Herr wohl würdevoll den Bart; aber der Ernst der Arbeit floh bald vor dem gütigen Blick, dem freundlichen Lächeln des liebevollen Vaters. Nicht lange — und Prinzeßchen Luise saß mitten in der Unterrichtsstunde auf dem Schoße des glücklichen Papas oder er nahm sie in seinen Arm, ehe sich's der Lehrer versah, der sich dann seine Schülerin ehrerbietigst wieder ausbat.

Solche glückliche Unterbrechungen kamen aber zum Heil des Unterrichts nicht oft vor.“

3. Der tiefbekümmerte Vater.

Als er seinen vordem so hoffnungsvollen Sohn, den ruhmreichen und leutseligen Kronprinzen, fern von der Heimat (in Italien, wo er Heilung suchte) rettungslos dahinsiechen sah, seufzte er, wenn er nachts im Schlafgemach auf- und niederging: „Ach, mein Sohn, mein armer Sohn!"

4. „Hurra, vier Könige!"

Als der Telegraph dem Kaiser die Nachricht von der am 6. Mai 1882 erfolgten Geburt des ersten Urenkels (des jetzigen Kronprinzen Wilhelm) überbrachte, wodurch er die Thronfolge seines Stammes bis in die vierte Generation gesichert sah, da gab er der Freude seines bewegten Herzens in der kurzen, aber vielsagenden Antwort Ausdruck: „Hurra, vier Könige!" Das Vier-Königs- und Vier-Kaiserbild ist längst ein Lieblingsbild des deutschen Volkes geworden.

5. Der gute Großpapa.

Auf ihrer im Jahre 1886 nach Berchtesgaden unternommenen Erholungsreise kamen Prinz und Prinzessin Wilhelm (das jetzige Kaiserpaar) in Salzburg mit ihrem Kaiserlichen Großvater im Familienkreise zusammen. Die liebreizende Prinzessin konnte nicht genug erzählen von all den großartigen Naturschönheiten, die sie an der Seite ihres erlauchten Gatten geschaut. „So geht es Dir also recht gut?" fragte huldvoll der greise Monarch. „Ach, manchmal hab' ich doch betrübten Sinn, denn ich kann das Heimweh kaum mehr hindern und sehne mich so sehr nach meinen Kindern," gab die fürstliche Mutter schüchtern zur Antwort. Da lächelt der Kaiser mild und fragt: „Aber warum nehmt Ihr denn Eure Kleinen nicht mit? Die frische Bergluft müßte ihnen doch ausgezeichnet bekommen und sie würden dabei vortrefflich gedeihen." „Ach, Großpapa, es kostet doch zu viel!" Da nickt der Kaiser: „Ja, ja, da hast Du Recht; für so drei kleine Prinzen." Als die hohen Herrschaften nun spät beim Abendessen saßen, reicht Kaiser Wilhelm der fürstlichen Enkelin freundlich lächelnd ein Telegramm; sie schaut hinein und traut kaum ihren Augen, bis der gütige Herr bestätigend spricht:

„Ja, bald sind Deine Kinder auf dem Posten,
Sie werden kommen, doch — auf meine Kosten."

6. Großvater und Enkel in Ems.

Im Sommer 1885 genoß der Kaiserliche Großvater die sichtliche Freude, seinen ältesten Enkel, den Prinzen Wilhelm (jetzigen Kaiser) bei sich in Ems zu haben und mit ihm in der Wandelbahn sowie in den Kolonnaden sich ergehen zu können. Er war in der vortrefflichsten Laune und sprach fortdauernd mit dem Prinzen. In einem der Kunstläden hatte

der Besitzer desselben eine überraschend reichhaltige Sammlung von Bildnissen des Kaiserlichen Hauses in einer sehr geschmackvollen Gruppierung zusammengestellt. Der Kaiser blieb einige Zeit davor stehen und meinte lächelnd: „Siehst Du, Wilhelm, da ist ja die ganze Familie."

Besondere Aufmerksamkeit erregte die neueste Gruppenaufnahme des Prinzen Wilhelm, seiner Gattin und seiner drei Kinderchen. Der Prinz erklärte, daß er eigentlich gegen seinen Willen, mehr gedrängt, sich zu dieser Aufnahme entschlossen habe, während der Kaiser sich huldvoll an den Besitzer mit den Worten wandte: „Dies ist der Papa selber."

Alles machte dem greisen Herrscher, indem ihm sein Enkel zur Seite schritt, eine erhöhte Freude. Als er in der Kesselhalle angelangt war, verweilte er längere Zeit vor den prächtigen, dort aufgestellten Glasläden und schenkte dem Enkel ein pompöses Ziergefäß, ein blaufarbenes reichgeschmücktes, ungefähr 75 Zentimeter hohes Spitzglas, an dessen oberem Drittel ein Reichsadler in Emaillefarben prangte.

„Ein eben solches wasserhelles hast Du schon von mir bekommen, jetzt sollst Du noch ein blaues dazu erhalten," fügte er lächelnd hinzu und befahl, daß dasselbe sofort zugleich mit dem prachtvollen Mettlacher Bierhumpen, der für „Fritz", für „Deinen Papa", bestimmt ist, nach Berlin abgesendet werden solle. Für die Nachmittagsstunden war nun auch „unser Fritz" von seiner Aachener Reise herübergekommen,

Die Emser hatten somit einen glanzvollen Tag zu verzeichnen gehabt, von dem sie noch lange, lange erzählen werden.

7. Die Urenkel.

Die jungen Urenkel waren das ganze Entzücken Kaiser Wilhelms I.: mit freudig leuchtenden Mienen horchte er auf, wenn sie wie ausgelassene Füllen zu seinem Arbeitsgemach angestürmt kamen und einer den Andern immer überholen wollte, um zuerst dem Urgroßvater guten Tag zu bieten. Dann mußten sie sich in eine Reihe aufstellen und er fragte jeden nach seinem Namen, seinem Alter und Geburtstage; vor Lachen wollten sie sich ausschütten, wenn regelmäßig die Erkundigung folgte: „Warum habt Ihr denn Euern jüngsten Bruder nicht mitgebracht? Nicht wahr, Ihr seid ihm gewiß wieder zu schnell fortgelaufen?" — Wahrer Lachkrampf und endlich, kaum vernehmbar: „Aber, Urgroßvater, der kann ja noch nicht laufen!" — „Ja so, das hatt' ich vergessen und da wolltet Ihr wohl nicht warten, bis er's gelernt hat?" — „Nein, nein, nein, aber er kommt auch bald!" und nachdem jeder ein kleines Geschenk erhalten, trollten sie wieder von dannen; denn das litt der Urgroßvater trotz aller Liebe nicht, daß sie in seinem Zimmer spielten, mit der Ordnung wäre es dann bald vorbei gewesen!

Wie besorgt der greise Kaiserliche Herr stets und überall um seine Urenkel war, zeigte sich deutlich bei einer Frühjahrsparade über die Potsdamer Garnison. Als nämlich nach derselben in den Räumen des Potsdamer Stadtschlosses das übliche Parademahl stattfand, erhob sich

plötzlich der Kaiser von der Tafel und schritt nach einem Nebensaale, wo seine Urenkel an einem besonderen Tischchen aßen, um zu sehen, „ob für sie auch gesorgt sei.“ — „Aber Ihr habt ja nichts zu trinken!“ rief er aus, und nun fragte er jeden, was er trinken wolle, zunächst die kleine Prinzessin Feodora von Sachsen-Meiningen. „Schokolade!“ lautete prompt die Antwort. Der Kaiser sagte: „Gewiß, Du bekommst Schokolade“, dann sich zu den Söhnen seines Enkels, des Prinzen Wilhelm, wendend: „Und Ihr?“ — „Auch Schokolade“, und der Kaiser: „I freilich, Ihr bekommt auch Schokolade!“ — darauf zu den beiden ältesten Söhnen des Prinz-Regenten Albrecht von Braunschweig gerichtet: „Und Ihr? — Was wünscht Ihr Euch denn?“ und seine Frage selbst beantwortend: „Wißt Ihr, was Ihr bekommt? Ihr bekommt Champagner!“ und sofort mußte ein Diener mehrere mit dem schäumenden Trank gefüllte Gläser bringen; der Kaiser stieß selbst mit den Prinzen an und winkte mit dem Glas auch ihrem Vater zu, dessen Gesicht vor lauter Freude erstrahlte.

8. Die Zarenkinder.

Von dem Besuche, welchen die Zarenfamilie vor einigen Jahren dem Berliner Hofe abstattete, erzählte die russische Kaiserin selbst gelegentlich in ihrer Heimat folgendes: Es war dort (in Berlin) wieder alles recht freundlich, die Aufnahme liebenswürdig und das Gefühl der Sicherheit wohlthuend; aber Eines ist mir unvergeßlich geblieben: das ist die Stunde, welche meine Kleinsten auf Wunsch des Kaisers Wilhelm bei demselben zubrachten. Den treuen Augen des alten Herrn, aus denen die wahre Freude an dem Anblick der Kinder hervorleuchtete, gelang es, die sonst etwas schüchternen Kleinen so zu gewinnen, daß sie sich nicht nur gern auf den Schoß nehmen ließen, sondern sofort Vertrauen gewannen und auf das Harmloseste mit dem Kaiser plauderten, alle ihre französischen und deutschen Brocken bereitwilligst zum Besten gebend. Der Kaiser verbesserte munter scherzend alle Sprachfehler, ermahnte sie lächelnd, im Deutschen gute Fortschritte zu machen, und wußte sie längere Zeit auf das Lebhafteste zu amüsieren. Die Kaiserin setzte hinzu, daß bei dem lieblichen Bilde ihr damals die Thränen in die Augen getreten seien.

9. Der italienische Königsenkel.

Von der Reise Kaiser Wilhelms im Oktober 1875 nach Italien ist folgender hübsche Zug aufbewahrt worden, welcher sich bei der Frühstückstafel im Königlichen Schlosse zu Monza zugetragen hat. Die Herrschaften saßen bereits bei Tische, als der kaum sechsjährige Sohn des damaligen Kronprinzen Humbert, der kleine Viktor Emanuel, ein reizender blonder Knabe, welcher die feinen, zarten und lieblichen Züge seiner schönen Mutter und den nahezu strengen Blick und Ernst seines Vaters geerbt hat, durch eine Seitenthür eintrat und ernsthaft, ohne sich von der Anwesenheit der zahlreichen Gesellschaft im Geringsten stören zu lassen, auf den Kaiser zuschritt, ihm einen guten Morgen wünschte und

sich nach seinem Befinden erkundigte. Der Kaiser war von der Haltung des kleinen Prinzen entzückt, hob ihn in seine Arme, setzte ihn dann auf seine Kniee und herzte und küßte ihn, welche Liebkosungen der Prinz mit der besten Miene von der Welt und mit unverwüstlichem Ernste hinnahm. Mit derselben Gravität schritt er dann auf seinen Großvater, den König Viktor Emanuel, zu, reichte ihm seiner Gewohnheit nach seine rosige Wange und sagte ihm guten Morgen. Während dieser ganzen Szene, welcher das Kronprinzliche Paar mit sichtlicher Genugthuung folgte, bewahrte der Prinz seinen Ernst; nachdem ihn aber der König geküßt und losgelassen hatte, lief er mit strahlendem Gesichtchen auf seine Mutter zu, schlang seine Ärmchen um ihren Hals und küßte sie zärtlichst. Alle Anwesenden waren über die reizende Szene ganz entzückt und ehe der kleine Viktor Emanuel den Saal verließ, erhob sich der Kaiser, nahm ihn nochmals in seine Arme und küßte ihn.

---

d. Zartgefühl und Herzensgüte.

1. Dankesbrief an „Vater Zeller".

Im August 1809 erhielt Prinz Wilhelm an dem späteren Oberschulrat Karl August Zeller einen Lehrer, der einen höchst wohlthuenden Einfluß auf sein Gemüt ausgeübt haben muß; denn mit voller Hingebung hing der jugendliche Prinz an dem 35jährigen Erzieher, den er liebte und verehrte wie einen Vater. Von Berlin aus (28. November 1809) schrieb der Prinz an den Königsberger Lehrer folgenden warmen Dankesbrief:

„Lieber Vater Zeller!

Wie befindest Du Dich?

Ich danke Dir von ganzem Herzen für das Gute, das Du uns erwiesen hast, indem Du uns in den Bund mit Gott aufgenommen und uns mit Deiner Methode bekannt gemacht hast. Ich denke noch oft an die Tage mit Freuden zurück, die wir im Institute zugebracht haben und besonders an den letzten. Er soll mir unvergeßlich sein. Ich bitte Dich, die Herren Grieb, Funk, Schirmacher, Kolbe und das ganze Institut zu grüßen.

Lebewohl, lieber Vater.

Dein

Dich liebender Sohn

Wilhelm."

2. Keine Thränen zum Geburtstage.

Im schleswig-holsteinschen Kriege (1864) sollte nach dem Beschlusse des Kriegsrats der Sturm auf die Düppeler Schanzen gerade am 22. März, dem Geburtstage des Königs Wilhelm, unternommen werden. Als man

dieses Vorhaben dem damals in Berlin weilenden Landesherrn mitteilte, ließ dieser sofort den Gegenbefehl ergehen:

„Nein, ein Sieg selbst über Dänen
freut mich nicht an diesem Tag,
weil er meinem Volke Thränen,
viele Thränen kosten mag!

Und ich will nicht, daß für immer
mein Geburtstagsfest im März
trage einen Thränenschimmer
um Verlust und tiefen Schmerz!“

3. Rücksichtsvolle Aufmerksamkeit.

Was Kaiser Wilhelm in Babelsberg zum eigenen Genuß und zu seiner persönlichen Erholung sich geschaffen hatte, daran sollten auch andere sich mit ihm freuen; selbst die eigene Anwesenheit auf Schloß Babelsberg hinderte ihn nicht, den aus der Nähe und Ferne herbeiströmenden Fremden den Besuch desselben zu jeder Zeit zu gestatten, ja das Begegnen fremder Gäste scheute er hier nicht. Vor den unglückseligen Attentaten (11. Mai und 2. Juni 1878) standen Park und Schloß selbst während seiner Anwesenheit den Fremden zur Besichtigung offen. Eines Tages beobachtete der König von fern, wie einer der im Parke herumgehenden Aufseher einen Fremden, den er beim Rauchen betroffen, sehr hart anließ und ihm mit Verhaftung drohte. Der König trat hinzu und bedeutete dem Wächter, daß er sich nicht entsinnen könne, das Rauchen im Parke verboten zu haben. Ja die Rücksicht auf die Fremden erstreckte sich selbst bis auf das Innere des Schlosses. Beim Vorfahren pflegte er wohl zu fragen: „Sind Gäste drinnen?“ und wählte dann einen anderen Weg, der seine Gäste nicht hinderte. Bei einer Sitzung des Ministerialrates befahl er, die offenstehende Thür zu schließen, weil eben Fremde vorübergeführt wurden; ja als er einst mit dem Kriegsminister von Roon in seinem Arbeitszimmer saß, um dessen Vortrag entgegenzunehmen, erhob er sich plötzlich mit den Worten: „Ich höre, daß gerade Fremde nebenan sind, die gewiß auch mein Zimmer gern sehen wollen: lassen Sie uns so lange hinuntergehen!“ und damit führte er ihn die kleine Treppe hinab in ein Adjutantenzimmer.

4. Rücksichtsvolle Schonung des besiegten Feindes.

Auch dem besiegten Feinde gegenüber ließ der Kaiser zarte Schonung und Rücksicht niemals außeracht. Nach dem Feldzuge von 1866 hatte man in der Armee und auch vielfach im großen Publikum gewünscht und erwartet, daß die Aufstellung der den Österreichern abgenommenen Fahnen und Standarten mit großem Pomp, womöglich mit einer Nationalfeier verbunden werden würde. König Wilhelm aber dachte ganz anders. Er verband die Aufstellung mit der Feier seines 60jährigen Dienstjubiläums

am 1. Januar 1867. Ganz in der Stille hatte er die Trophäen in seinem Palais zusammenstellen und deren Transport und Aufstellung in der Garnisonkirche zu Potsdam so ausführen lassen, daß niemand etwas davon erfuhr. Einige Tage vor dem zum 1. Januar zur Feier seines Ehrentages bestimmten Gottesdienste hatte er ganz allein die Anbringung der Trophäen in der Garnisonkirche besichtigt und jedermann war nachher überrascht, die eroberten Fahnen an ihrer jetzigen Stelle zu sehen. Dem Könige war es genug, daß er seinen 60jährigen Dienst in der Armee mit einem so für alle Zeit sichtbaren Erfolg schließen konnte, wie es durch einen Gottesdienst mit solchem Schmucke geschah. Eine öffentliche und lärmende Feier wäre ihm unangenehm gewesen, schon weil sie in Österreich hätte weh thun müssen. —

Als der gefangene Kaiser Napoleon III. die Absicht ausgesprochen hatte, sich zum König Wilhelm zu begeben, entschied sich dieser dafür, um dem Kaiser den unzweifelhaft peinlichen Gang zu ersparen, demselben seinerseits einen Besuch zu machen, sobald durch die Kapitulation das Schicksal des Tages entschieden sein würde. Daß Napoleon Sedan verlassen und sich freiwillig auf ein von preußischen Truppen besetztes Gebiet begeben hatte, konnte für einen Besuch gelten, sodaß König Wilhelm nur einen Gegenbesuch machte. Das Anerbieten des französischen Kaisers, nach der Höhe über Donchéry zum Könige zu kommen, wurde daher abgelehnt. „Nach einer späteren Äußerung des Königs gegen mich zu urteilen,“ schreibt Hofrat Schneider, „geschah dies besonders deshalb, weil der Kaiser persönlich leidend war und sowohl das Reiten als das Sitzen in dem steil aufwärts fahrenden Wagen ihm hätte Schmerzen verursachen können. Da jedoch zurstelle niemand etwas von diesen Gründen erfuhr, so wurde die Aufmerksamkeit, welche König Wilhelm in so zuvorkommender Weise seinem kaiserlichen Gefangenen erwies, für zu nachsichtig und versöhnlich gehalten. Man schien einen Akt der Demütigung, der Buße für den Mann zu erwarten und zu wünschen, der so freventlich diesen Krieg heraufbeschworen, eine Art von öffentlichem kaudinischen Joche, einen möglichst theatralischen Akt für Photographen und Gelegenheitsmaler. Wie wenig kannten alle, die Derartiges erwarteten und hofften, das Gemüt und den fürstlichen Takt des Königs!“

5. Rede bei der Erbhuldigung in Lauenburg. Am 26. September 1865.

Ich freue Mich, nachdem ungewöhnliche Verhältnisse Uns zusammengeführt, Mich zum ersten Male in Ihrer Mitte zu befinden, und zwar früher, als Ich es erwarten konnte, seitdem Ihre Vertreter Mir den Wunsch darnach ausgesprochen hatten. Ich komme mit vollem Vertrauen Ihnen entgegen und freue Mich der Worte, aus denen Ich vernommen, daß auch Sie Vertrauen in Mich und Meine Regierung setzen! Das verspricht Glück für die Zukunft und es ist Mir eine gute Vorbedeutung, daß die Vereinigung Ihres schönen Landes mit Preußen in dasselbe Jah

fällt, wo vier Provinzen Mir gedankt, daß die Verheißungen, welche Meine glorreichen Vorfahren ihnen zur Zeit ihrer Vereinigung mit unserem, jetzt gemeinschaftlichen Vaterlande gegeben, so vollständig erfüllt worden sind. Die Blüte, Wohlhabenheit und Zufriedenheit dieser Provinzen läßt Mich mit um so größerer Zuversicht zu Ihnen kommen, als Ich Ihnen den besten Willen für Ihr Wohl entgegentrage. Möge dies auch eine gute Vorbedeutung für Sie sein!

6. Proklamation an die Einwohner des vormaligen Königreichs Hannover. Vom 3. Oktober 1866.

Durch das Patent, welches Ich heute vollzogen habe, vereinige Ich Euch, Einwohner der Hannoverschen Lande, mit Meinen Unterthanen, Euren Nachbarn und deutschen Brüdern.

Durch die Entscheidung des Krieges und durch die Neugestaltung des gemeinsamen deutschen Vaterlandes nunmehr von einem Fürstenhause getrennt, dem Ihr mit treuer Ergebenheit angehangen, tretet Ihr jetzt in den Verband des Nachbarlandes, dessen Bevölkerung Euch durch Stammesgemeinschaft, durch Sprache und Sitte verwandt und durch Gemeinsamkeit der Interessen befreundet ist.

Wenn Ihr Euch nicht ohne Schmerz von früheren, Euch liebgewordenen Verhältnissen lossagt, so ehre Ich diesen Schmerz und würdige denselben als eine Bürgschaft, daß Ihr und Eure Kinder auch Mir und Meinem Hause mit Treue angehören werdet. Ihr werdet die Notwendigkeit des Geschehenen erkennen. — Denn sollen die Früchte des schweren Kampfes und der blutigen Siege für Deutschland nicht verloren sein, so gebietet es ebenso die Pflicht der Selbsterhaltung als die Sorge für die Förderung der nationalen Interessen, Hannover mit Preußen fest und dauernd zu vereinigen. Und, wie schon Mein in Gott ruhender Herr Vater es ausgesprochen, nur Deutschland hat gewonnen, was Preußen erworben. —

Dieses werdet Ihr mit Ernst erwägen und so vertraue Ich Eurem deutschen und redlichen Sinn, daß Ihr Mir Eure Treue ebenso aufrichtig geloben werdet, wie Ich zu Meinem Volke Euch aufnehme.

Euren Gewerben, Eurem Handel und Eurer Schiffahrt eröffnen sich durch die Vereinigung mit Meinen Staaten reichere Quellen. Meine Vorsorge wird Eurem Fleiße wirksam entgegenkommen. —

Eine gleiche Verteilung der Staatslasten, eine zweckmäßige energische Verwaltung, sorgsam erwogene Gesetze, eine gerechte und pünktliche Justizpflege, kurz alle die Garantieen, welche Preußen zu Dem gemacht, als was es sich jetzt in harter Probe bewährt hat, werden Euch fortan gemeinsame Güter sein. —

Eure kriegstüchtige Jugend wird sich ihren Brüdern in Meinen anderen Staaten zum Schutze des Vaterlandes treu anschließen, und mit Freude wird die preußische Armee die tapferen Hannoveraner empfangen,

denen in den Jahrbüchern deutschen Ruhmes nunmehr ein neues größeres Blatt eröffnet ist. —

Die Diener der Kirchen werden auch fernerhin die Bewahrer des väterlichen Glaubens sein. —

Euren Lehranstalten, den vieljährigen Pflegerinnen Deutscher Kunst und Wissenschaft, werde Ich Meine besondere Aufmerksamkeit widmen, und wenn der Preußische Thron, je länger desto mehr, als der Hort der Freiheit und Selbständigkeit des Deutschen Vaterlandes erkannt und gewürdigt wird, dann wird auch Euer Name unter denen seiner besten Söhne verzeichnet werden, dann werdet auch Ihr den Augenblick segnen, der Euch mit einem größeren Vaterlande vereinigt hat. Das walte Gott!

(Ähnliche Proklamationen ergingen an die Einwohner des vormaligen Kurfürstentums Hessen, des vormaligen Herzogtums Nassau, der vormaligen freien Stadt Frankfurt und unterm 12. Januar 1867 an die Einwohner der Herzogtümer Schleswig und Holstein, der vormals Großherzoglich Hessischen sowie der vormals Königlich Bayerischen Landesteile.)

7. Die Siegestrophäe von 1866.

Ein edler Zug aus dem Leben Kaiser Wilhelms, der von der Zartheit Zeugnis giebt, mit welcher er als Sieger die Empfindungen der Besiegten zu schonen wußte, ist folgender.

Als Kaiser Franz Josef von Österreich besuchsweise auf Babelsberg weilte, hatte Kaiser Wilhelm dafür Sorge getragen, daß das Erinnerungskreuz von 1866 an der Siegessäule durch umhergestellte Gewächse verdeckt wurde, sodaß nur das darüber befindliche Eiserne Kreuz zu sehen war. Er wollte es vermeiden, in dem Herzen seines Gastes, den er persönlich durch den Park von Babelsberg begleitete, beim Anblick jenes Erinnerungszeichens peinliche Empfindungen wachzurufen.

8. Keinen verletzen oder betrüben.

Rührend ist es, zu erfahren, mit welch peinlicher Sorgfalt der Kaiser fremde Gefühle zu schonen wußte und wie ängstlich er auch nur den Schein vermied, jemanden persönlich verletzen zu wollen. So hatte Hofrat Schneider dem Monarchen einige Ausschnitte aus Wiener Zeitungen übersandt, die geradezu politisch Blödsinniges über den Einfluß enthielten, welchen die Königin-Witwe Elisabeth mit ihren Schwestern von Sachsen und Österreich auf die allgemeine europäische Politik ausüben sollte, und angefragt, ob die darauf bezüglichen Gerüchte in der Presse widerlegt werden sollten. Der König sandte die Ausschnitte zurück mit der darunter geschriebenen Bemerkung: „Keine Antwort auf solchen Unsinn! W." Dahinter aber standen noch einige Worte, die so flüchtig geschrieben waren, daß Schneider sie nicht entziffern konnte, und er fragte daher beim nächsten Empfang, was sie enthielten. Die Antwort war: „Das heißt die Anlage ist Unsinn! Sie hätten ja glauben können, ich hätte mit den Worten: ‚Keine Antwort auf solchen Unsinn' sagen wollen,

Ihr Brief und die Darstellung, die Sie von dem Vorgange gemacht, seien Unsinn, und das würde mir wehe gethan haben, darum fügte ich gleich hinzu: ‚Das heißt die Anlage, nämlich der Zeitungsausschnitt, ist Unsinn‘.“

9. Erste Begegnung nach dem österreichischen Kriege mit König Johann von Sachsen.

Der Krieg von 1866 war beendet und der Friede auch mit Sachsen am 21. Oktober desselbigen Jahres wieder hergestellt. Der edelmütige König Johann fühlte das Bedürfnis, durch eine Zusammenkunft mit dem siegreichen Könige Wilhelm den Beweis zu liefern, daß er sich mit der Neugestaltung der Dinge voll und ganz ausgesöhnt habe. Die Welt weiß, wie aufrichtig der hochselige sächsische Monarch dies meinte. Er hat die gelobte Bundestreue in ängstlicher Gewissenhaftigkeit gehalten, wie denn auch sein erhabener Sohn Albert dieselbe in gleicher Weise übernommen hat und zum Heile Deutschlands unbeirrt fortführt.

Im Spätherbst 1866 war's also, als König Wilhelm auf der Station Ludwigsfelde (an der Anhaltischen Bahn) eintraf, um nach geschlossenem Frieden die erste Begegnung mit dem Könige Johann herbeizuführen. Kaum hatte er den Letzteren wahrgenommen, der, sichtlich befangen und gebeugt von den letzten schweren Schicksalsschlägen, auf dem Bahnsteige des Siegers von Königgrätz harrte, als er auch ungesäumt den Eisenbahnwagen verließ und schnell auf seinen hohen Besuch zuschritt. Mit weitausgebreiteten Armen und unter dem herzlichen Ausruf: „Aber, lieber Schwager, was soll das bedeuten, warum so niedergeschlagen?“ preßte König Wilhelm den König Johann an seine Brust und — das Peinliche der Situation war mit einem Schlage beseitigt.

10. Zarteste Rücksicht.

Wie teilnehmend und zartfühlend der Kaiser war, das erfuhr unter anderen auch einmal ein kranker Badegast in Gastein. Als nämlich das Badeschloß noch nicht zum Hotel eingerichtet war, wohnten unten die Badegäste, während man die oberen Zimmer dem Kaiser eingeräumt hatte. Nun gab es wohl manchmal einen Tag, an welchem es wie mit Kannen goß, sodaß an ein Ausgehen nicht zu denken war. Und doch sollte der hohe Herr sich Bewegung machen. Da benutzte er denn die ganze Flucht von Zimmern zum Auf- und Abgehen. Als ihn einmal der Kammerdiener nicht mehr promenieren hörte, ging er hinein, etwas zu bringen. Doch wie fand er seinen Herrn! Einen Bodenteppich auf den anderen legend, im Schweiße seines Angesichts. „Aber, Majestät, was thun Sie da? Warum lassen Sie mich das nicht machen?“ Lächelnd erwiderte der Kaiser: „Ja, das hab' Ich 'mal selber gemacht. Da unten liegt ein schwerkranker Badegast, der wenig schlafen kann. Wenn Ich nun hier oben, über seinem Kopfe, herumpromeniere, da hat ja der arme Mann gar keine Ruhe. Damit er's also nicht hört, habe Ich die Teppiche alle zu-

sammengesucht und aneinander gelegt; so geht sich's doch leiser. Man macht so 'was immer am besten selbst!" Das ist der große Kaiser Wilhelm I.!

11. Verbotene Theatervorstellungen.

Während der Belagerung von Paris 1870/71 kamen deutsche Soldaten in Versailles auf den Gedanken, für die langen Abende Theatervorstellungen zu veranstalten. Als der Kaiser hiervon erfuhr, verbot er jedoch dieselben; denn „zum Vergnügen sei eine Stadt nicht angethan, in welcher noch Kriegsverwundete in den Lazaretten lägen". — Kaiser Wilhelm I., welcher sonst sehr gern das Theater besuchte, hatte sich doch niemals in einem Feldzuge irgend etwas erlaubt, was ausschließlich zum Vergnügen diente: er kannte im Felde nur Arbeit und Dienst.

12. Herzensgüte.

Nach der Schlacht bei Mars-la-Tour (16. August 1870) war ringsum alles von Toten und Verwundeten überfüllt. Mit Mühe hatte man für den König eine kleine Stube ausfindig gemacht, in der ein Bett, ein Tisch und ein Stuhl standen. Der greise Kriegsherr erkundigte sich nach dem Verbleib Moltkes und Bismarcks und befahl, beide zu benachrichtigen, daß sie mit ihm in dem Stübchen die Nacht hindurch logieren möchten. „Das Bett aber," sagte er zu seinem Adjutanten, „nehmen Sie fort, das können die Verwundeten besser gebrauchen. Sorgen Sie dagegen nur für etwas Stroh und Decken, Raum genug wird dann für uns drei hier wohl sein." So geschah es und die Herren brachten die regnerische Nacht auf dem Strohlager zu. Durch Entbehrung und Not zum Siege, das galt insonderheit auch für Kaiser Wilhelm.

13. Zarte Aufmerksamkeit.

Am 2. Mai 1825 besuchte König Friedrich Wilhelm III. während seines Aufenthaltes im Lustschlosse zu Paretz bei Potsdam mit seiner Familie auch den jungen Pfarrer Beck in Vierhäuser und die hohen Herrschaften verschmähten es nicht, bei demselben den Thee einzunehmen. Kaiser Wilhelm I. nun, der ebenfalls zu den erlauchten Gästen des Pfarrhauses gehörte, hatte jenen Tag nicht vergessen; denn bei der 50jährigen Wiederkehr desselben (2. Mai 1875) übersandte er dem genannten Geistlichen, welcher freilich längst Superintendent in Luckenwalde war, sein, die allerhöchsteigenhändige Namensunterschrift tragendes, Bildnis, unter Beifügung eines huldvollen Schreibens.

14. Ein Albumblatt.

Während des französischen Krieges besuchte der edle König häufig die Lazarette und schritt dann tröstend von Bett zu Bett; oft war es schon der bloße Anblick seines lieben freundlichen Gesichts, welches die

armen Verwundeten auf Augenblicke ihre Schmerzen vergessen ließ. So kam er eines Tages zu Versailles auch an die Lagerstätte eines jungen verwundeten Infanteristen; der war infolge eines Schlafpulvers eingeschlummert und hatte sein Album auf dem Bette offen liegen lassen. Der König trat leise, um den Schlummernden nicht zu stören, hinzu, nahm den neben dem Album liegenden Bleistift und schrieb die wenigen Worte hinein:

„Mein Sohn, gedenke Deines treuen Königs!
Wilhelm."

Der Soldat erwachte und reiche Thränen perlten ihm beim Anblick dieser Zeilen aus den Augen. Wenige Tage darauf besuchte der hohe Herr wiederum das Lazarett und ging sofort auf den schwerkranken Infanteristen zu, drückte ihm freundlich die Hand und tröstete ihn. Derselbe war jedoch schon vom Tode als sichere Beute erlesen worden: wachsbleich, mit halbgebrochenen Augen starrte er ins Leere. Kaum aber hatte er seinen König erkannt, als er sich auch mit der letzten Kraft seines Körpers emporrichtete, den geliebten Landesvater mit leuchtenden Augen anblickte und sagte: „Majestät, ich werde Ihrer ewig gedenken auch da droben!" Dann sank er ermattet zurück und ein leises Röcheln verkündete, daß er ausgelitten hatte: seine Seele ging zur ewigen Ruh' und sein König drückte die Augen ihm zu.

15. „Ich bin der Jüngere."

Bei Gelegenheit einer Kaiserparade, die 1885 in Württemberg stattfand, kam der Kaiser eben dahergefahren, als er auf einem Wagen einen Mann erblickte, der das Kreuz aus den Befreiungskriegen trug. Er ließ halten und unser Veteran wollte nun, so schnell als seine Glieder es erlaubten, aus dem Wagen steigen, um seinen Kaiser zu begrüßen. Der aber rief, da er sah, daß es dem Alten schwer wurde, auszusteigen: „Bleiben Sie sitzen. Ich bin der Jüngere und kann zu Ihnen kommen." Und er stieg aus und ging zu dem Manne. Ist dies nicht eine ergreifende Auslegung jenes beherzigenswerten Bibelwortes (3. Mos. 19, V. 32): „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren"?

16. „Beide alt geworden."

Als anfangs der 60er Jahre eine Deputation zum Kaiser kam, erblickte dieser unter den Anwesenden einen Offizier des 7. Regiments, welches der hohe Herr früher selbst kommandiert hatte. „Lieber Trauttmannsdorf, Sie sind alt geworden," sagte er zu ihm im Laufe des Gesprächs. Nachdem sich dann der Kaiser mit den anderen Herren eine Weile unterhalten, kam er, von dem Gedanken bewegt, er hätte dem alten Offizier vielleicht wehegethan, plötzlich auf denselben zu und sagte: „Lieber Trauttmannsdorff, wir sind beide alt geworden."

17. Eine taktvolle Korrektur.

Am 17. März 1863, dem 50jährigen Gedenktage der Errichtung der preußischen Landwehr (König Friedrich Wilhelm III. rief damals, 17. März 1813, sein Volk „zum letzten entscheidenden Kampf für sein Dasein und seine Unabhängigkeit" in die Waffen), sollte laut Allerhöchstem Befehle im Lustgarten zu Berlin die feierliche Grundsteinlegung zu dem ehernen Reiterstandbilde des eben genannten hochseligen Vaters Kaiser Wilhelms I. stattfinden. Die Kämpfer aus den Befreiungskriegen, mehr als 4000 an Zahl, waren zu dem Feste eingeladen und sollten im feierlichen Zuge zum Festplatz schreiten; „doch die Krüppel," so besagte das dem Monarchen zur Bestätigung vorgelegte Programm, „werden in den Königlichen Marstallequipagen dem Zuge nachgeführt." König Wilhelm greift zur Feder, streicht den Satz aus und schreibt statt dessen: „Doch die für das Vaterland ehrenvolle Wunden tragen, werden in den Equipagen aus dem Königlichen Marstall diesem Zuge nachgeführt!"

(Die Enthüllung dieses Denkmals Friedrich Wilhelms III. fand dann statt am 16. Juni 1871, dem Tage des Siegeseinzugs in Berlin.)

18. Salomonischer Spruch.

Es war im Jahre 1882 und in der Selekta einer rheinländischen höheren Töchterschule, deren bestandene Abgangsprüfung zugleich Anspruch auf Anstellung als Lehrerin gewährt, stand das entscheidende Examen bevor. In einer von der Schule veranstalteten Vorprüfung erhielt die jüngste Selektanerin das beste Zeugnis; allein für die Hauptprüfung, deren Termin bereits festgesetzt war, fehlten ihr an dem vorschriftsmäßigen Alter noch drei Tage. Gesuche um Erlaß dieser kurzen Frist wurden vom Provinzialschulkollegium sowie auch vom Kultusministerium abschlägig beschieden. Da faßte eine ältere Schwester des jungen Mädchens heimlich den Entschluß, unter Darlegung der thatsächlichen Verhältnisse sich unmittelbar an den Kaiser zu wenden. Nicht lange, so traf auch die Entscheidung des Monarchen ein: das Gesetz dürfe selbst wegen einer so vorzüglichen Schülerin keine Änderung erleiden, doch hätte Seine Majestät gnädigst zu befehlen geruht, daß jene Prüfung vier Tage später stattzufinden habe. Diesem weisen Königsspruche machte dann das hochbeglückte junge Mädchen durch ein glänzendes Examen alle Ehre.

19. Der übersehene Geburtstag.

Als der greise Herrscher gelegentlich des Elsässer Kaisermanövers (1877) in Weißenburg weilte, hatten viele Herren seines Gefolges bei Bürgern der Stadt Quartier angewiesen bekommen und einer derselben erfreute sich ganz besonders liebenswürdiger Aufnahme bei dem dortigen Gymnasialdirektor. Die Familie des Letzteren ließ sich keine Gelegenheit entgehen, ihre begeisterte Verehrung für den Kaiser kundzuthun; von früh bis spät ging man in der Sorge für den hohen Herrn auf und trachtete

vor allem darnach, ihm persönlich den Huldigungsgruß zuzujauchzen. Da fiel es dem hier einquartierten Hofbeamten einmal auf, daß der Sohn des Hauses überaus still und betrübt war, ohne den Grund dafür angeben zu wollen. Endlich jedoch gestand er, daß sein Geburtstag sei und daß die Eltern sowie die Geschwister dies ganz vergessen zu haben schienen, da sie ihm weder gratuliert noch ihn beschenkt hätten. Noch an demselben Abend erzählte der erwähnte Herr dem Kaiser das kleine Unglück, welches seinem Schützling widerfahren; sofort nahm der gütige Monarch eines seiner Bilder, schrieb eigenhändig darauf: „Zum vergessenen Geburtstage" und übersandte es dem Knaben, der darüber hocherfreut war und gewiß zeitlebens an diesen vergessenen Geburtstag denken wird.

20. Der Weihnachtsmarkt in Berlin.

Der altberühmte, volkstümliche Christmarkt im Lustgarten zu Berlin vor dem Königlichen Schlosse ist auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers beibehalten und nicht in die neuerbauten, herrlichen Markthallen verlegt worden. Die Erinnerung an die Weihnachtseinkäufe, welche ihn von Kindesbeinen an als ein liebliches Stück echt deutschen Volkslebens bis in sein Greisenalter begleitet haben, wollte er gern erhalten wissen, wenn er auch in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr, wie früher, selbst in die Menge der kaufenden Väter und Mütter sowie der fröhlichen Kinder sich mischen konnte.

21. Landesväterliche Fürsorge.

Als nach der letzten großen Hochflut des Rheins Fürst Bismarck behufs Linderung der Not der armen Uferbewohner aus dem Dispositionsfonds die Summe von 500 000 Mark dem Kaiser zur Bewilligung vorschlug, machte letzterer aus der 5 eigenhändig eine 6 und sagte dabei: „Es ist Mir ein unerträglicher Gedanke, daß, während Ich im warmen Zimmer sitze, die so schwer Heimgesuchten frieren und hungern müssen. Bin Ich auch nicht imstande, das Unglück an sich zu heben, so will Ich wenigstens Mein Möglichstes thun, die Armen vor Frost und Hunger zu schützen!" Aber wer will die Fälle alle aufzählen, in denen der herzensgütige Kaiser in innigster Gemeinschaft mit seiner hohen Gemahlin, die auch eine wahre Landesmutter war, die Not und das Elend untersucht, gelindert und gehoben hat, ob nun eine ganze Gegend von der Wut der Elemente oder von Seuchen bedrängt war, oder ob eine arme Näherin um eine Nähmaschine, ein verlassenes Kind um Obdoch, ein bedrängter Vater um Mittel zur Ausbildung seines Sohnes oder irgend ein anderer Leidender in irgendwelcher Bekümmernis bittend an sein Herz sich wandte. „Die Fürsorge für das Wohl Meiner Unterthanen," so antwortete er noch kurz vor seinem Tode auf eine Neujahrs-Glückwunschadresse der Berliner Stadtverordneten, „ist die höchste Aufgabe Meines Lebens. Ich werde in Meinen Bestrebungen, sie zu erfüllen, nicht müde werden und hege

das Vertrauen, daß unter dem Schutze des Friedens, welchen Gott der deutschen Nation erhalten möge, der Erfolg davon nicht ausbleiben werde!"

22. Der begnadigte Schmied.

Während seiner Vorüberfahrt am Brandenburger Thor in Berlin erhielt einmal der Kaiser von einem altersschwachen Manne ein Schreiben. Er las es aufmerksam durch. „Hm, hm," sagte er vor sich hin, „das ist der Schmied, den Ich einst entlassen mußte; es ist Mir schwer genug geworden. Der arme Bursche ist auf keinen grünen Zweig gekommen; ja, ja, unrecht Gut gedeiht nicht. Nun, es ist lange her; wollen's untersuchen. Hat er sich gebessert, soll Gnade für Recht ergehen." Am Rande machte er ein Zeichen. Der Angelegenheit wird nachgeforscht und wenige Tage drauf erhält der Arme ein Gnadengehalt bewilligt.

Kapitel VI.

Herablassung und Leutseligkeit.

---

a. Gegen Beamte und Diener.

1. Der Forstbestand.

Auf einer Hofjagd in Letzlingen 1886 vergnügte sich der Kaiser nach dem Jagdessen in gewohnter Weise mit dem Billardspiel. Als die Partie beendet war, begab er sich in den Nebensaal, in welchem ein Teil der Jagdgesellschaft beim Kartenspiel saß. An einem der Tische hatte mit anderen Herren auch der Staatssekretär des Reichspostamts Dr. von Stephan Platz genommen. Plötzlich fühlte dieser zwei kräftige Hände sich auf seine Schultern legen. Erstaunt sich umwendend, erblickte er den Kaiser. Im begriffe sich zu erheben, hörte er aus dessen Munde in leutseligster Weise die Worte: „Sitzen bleiben!" Gleichzeitig berührte der hohe Herr das noch immer üppige Haupthaar des General-Postmeisters, indem er, auf dasselbe anspielend, bemerkte: „Ich beabsichtige lediglich, Ihren Forstbestand zu untersuchen."

Schlagfertig entgegnete darauf der Angeredete:

„Majestät, wenn mich die Sorgen für viele Millionen Seelen derart erfüllten, wie Allerhöchstdieselben, so würde ich sicherlich keinen so starken Bestand aufzuweisen haben." Lächelnd hörte der Kaiser diese Worte und bewegte sich dann noch lange in heiterster Laune unter seinen Gästen.

2. Der Kabinettskurier.

Als Kabinettskurier verwandt zu werden, ist für einen Postbeamten ein Beweis hohen Vertrauens; aber das Amt ist auch ein sehr verantwortungsvolles. Einer unserer alten Postbeamten weiß davon ein Lied zu singen. Derselbe bekleidete im französischen Feldzuge die Stelle eines Kabinettskuriers und fuhr einmal bei bitterer Winterkälte auf einem Leiterwagen dem Königl. Hauptquartier zu; seine Kuriermappe hatte er neben sich gelegt. Doch als er im Hauptquartier eintraf, war die Mappe verschwunden. Das verursachte natürlich große Aufregung und der Feldpost-Direktor jagte mit ihm sofort den Weg zurück, indes das Verlorene wurde nicht gefunden. Nun mußte man die Sache dem Könige melden und der arme Mann glaubte fest, es gehe ihm an den Kragen. Der hohe Herr aber, welcher sich die Angst des unglücklichen Beamten vorstellte, meinte in seiner herzgewinnenden Freundlichkeit: „Die verlorenen Konzepte würden wohl aus den Akten zu ersetzen sein, die abhanden gekommenen Orden seien auch ersetzbar, und das verlorene Geld erst recht. Dem Mann soll nichts geschehen." Thränen der Rührung liefen dem alten Beamten über die Wangen, als er diese Königliche Entscheidung vernahm. Aber er war doch herzlich froh, als man ihn von der ehrenvollen Bürde eines Kabinettskuriers befreite.

3. Die zerbrochene Tasse.

Niemals entfuhr dem Kaiser im häuslichen Verkehr mit der Dienerschaft ein böses Wort; geschah einmal etwas, was wider die Ordnung verstieß und fast jeden andern Sterblichen erregt hätte, so gab sich die Mißstimmung desselben nur in den Worten zu erkennen: „Das darf nicht vorkommen, das darf nicht vorkommen.." Sprach er aber die Worte aus: „Das muß nicht vorkommen," dann zitterte alles: diese so maßvolle Äußerung war schon das Zeichen großer Erregung, sie bildete die schärfste Verurteilung.

Eines Tages war die Tasse zerbrochen, aus welcher der Kaiser wohl seit zwanzig Jahren zu trinken pflegte. Da der Hofmarschall fürchtete, daß der Verlust dieser Tasse, die ein Geschenk der Königin Viktoria von England war, den hohen Herrn schmerzen würde, so machte er dem Kammerdiener sowie dem Aufseher des Trinkgeschirrs heftige Vorwürfe über ihre Unachtsamkeit. Die beiden Diener, den Verlust ihrer Stellung befürchtend, versicherten hoch und teuer, daß sie an dem Zerschlagen der Tasse schuldlos seien; sie erhielten auch Gelegenheit, vor dem Kaiser ihre Unschuld beteuern zu können. Der Monarch, die angstvolle Erregung derselben bemerkend, sagte begütigend: „Nun, nun, es ist ja möglich — ich werde die Tasse wohl selbst zerbrochen haben . . . ja, ja, so ist es." Die beiden Diener blieben in ihrer Stellung und der alten Lieblingstasse ward seitens des Kaisers fortan nicht mehr gedacht.

4. Der rücksichtsvolle Herr.

Der Kaiser litt einst an einer starken Erkältung. Fürsorglich hatte sein Leibarzt Dr. v. Lauer außer der lindernden Medizin noch einen Thee verschrieben, welcher in der Nacht jeden Hustenreiz beschwichtigen sollte; der Kammerdiener war von ihm genau angewiesen, wieviel des Getränks dem Patienten bei jedem neuen Hustenanfall gewärmt und dann gereicht werden sollte. Als nun der Leibarzt seinen Morgenbesuch machte, berichtete ihm schon im Vorzimmer der alte treue Kammerdiener voller Freude: „Se. Majestät haben eine ruhige Nacht gehabt.“ Befriedigt trat der Arzt in das Schlafzimmer des Kaisers, aber ein Blick auf dessen müde Züge und ein zweiter auf die geleerte Theekanne brachten ihm Zweifel, ob es mit der eben gehörten Kunde auch seine Richtigkeit habe. Jedoch der Kaiser selbst beantwortete die unausgesprochene Frage, indem er sagte: „Ich habe viel gehustet und wenig geschlafen“ — und dem Blick des Arztes folgend, fügte er hinzu: „Ich habe mehrere Male den Thee genommen, aber ich mochte nicht klingeln, der alte Mann muß doch auch seine Ruhe haben, so habe ich den Trank allein auf der Spirituslampe gewärmt!“ — War je ein Herr rücksichtsvoller gegen seine Diener? Das war derselbe alte Kammerdiener, der einst sagte: „Ich bin nun vierzig Jahre bei meinem Kaiserlichen Herrn und noch soll ich den ersten Befehl, geschweige denn ein böses Wort hören; bei Sr. Majestät heißt es immer: ‚Ich bitte‘ und ‚ich danke‘ — nie anders.“

5. Der wartende Herr.

Bekanntlich pflegte der Kaiser, wenn er in Berlin weilte, fast täglich das Theater zu besuchen, meist nur in Begleitung seines Leibjägers. Eines Tages nun begab sich der Letztere, nachdem der Monarch die Kutsche verlassen hatte, in das im Theatergebäude belegene Restaurant. Mochte nun dem hohen Herrn die Vorstellung nicht behagt oder sonst ein Grund vorgelegen haben, genug, er verließ schon nach wenigen Minuten wieder die Vorstellung. Der Wagen fährt vor, aber der Jäger fehlt; der Kaiser muß warten. Ein Theaterdiener folgt schleunigst der Andeutung des Leibkutschers und holt den Säumigen herbei. Halb zu Tode geängstigt, stammelt dieser mit bebenden Lippen Entschuldigungen. Des gütigen Herrn einzige, überaus ruhige Antwort aber lautete: „Was machst Du für Aufhebens von der Sache? Du hast ja oft auf Mich warten müssen, jetzt habe Ich einmal auf Dich gewartet. Wir sind quitt. Öffne mir den Wagenschlag!“

6. Ohne Einlaßkarte.

Es war am 8. Februar 1875. Bei „Kronprinzens“ war Ball; aber nicht ein gewöhnlicher, sondern es fand jenes berühmte Florentiner Fest statt, welches allen Teilnehmern unvergeßlich geblieben ist. Equipagen fuhren an und ab und die glänzenden Festräume hatten sich bereits mit

einer buntbewegten Menge gefüllt, welche ein ungemein farbenprächtiges Bild darbot, als unten am Portale ein unscheinbarer, von maskierter Dienerschaft geleiteter Wagen hielt, dem zwei in Domino gehüllte Männergestalten entstiegen. Der Thürhüter wandte sich an den größeren Herrn im blauseidenen einfachen Domino mit der höflichen Bitte um Vorzeigung der Einlaßkarte. Der Herr stutzte, suchte in seinen Taschen — vergebens! Er flüstert seinem Begleiter etwas zu; auch dieser untersucht seine Taschen und zuckt verlegen die Achseln. Beide haben keine Karten! Ein kurzes Bedenken — endlich sagt der blaue Domino: „Wenn Sie mir versprechen, mich nicht zu verraten, dann will ich mich Ihnen zu erkennen geben.“ Der Thürhüter giebt das Versprechen. Der blaue Domino tritt mit ihm zur Seite und lüftet die Maske — — der Thürhüter macht große Augen und tritt mit tiefer Verbeugung ganz verlegen zurück: der blaue Domino war Kaiser Wilhelm! Als dann um Mitternacht die Masken fielen und man ebenso erstaunt als erfreut in dem blauen Domino den greisen Landesherrn erkannte, da erzählte dieser sehr vergnügt der Umgebung sein Abenteuer und fügte lächelnd hinzu: „Und der Mann hat wirklich Wort gehalten, er hat mich nicht verraten. Das gefällt mir.“

7. Huldvolles Kompliment.

Bei der Vorstellung gelegentlich des großen Kavallerie-Manövers in der Umgegend von Bomst (August 1876) fragte der Kaiser den Oberbürgermeister Kohleis und den Stadtverordnetenvorsteher Justizrat Pilet aus Posen: „Wie sieht es denn in Ihrer etwas unruhigen Provinz aus?“ „Nur an der Oberfläche ist diese Unruhe bemerkbar,“ lautete die Antwort. „Nun,“ so bemerkte hierauf der leutselige Monarch (und dabei machte er eine freundliche Handbewegung zum Oberpräsidenten v. Günther), „bei Ihnen ruht ja alles in guten Händen.“

8. Der Kammerdiener auf dem „Gamskogel“.

Während eines Aufenthalts in Gastein bat der Kaiserliche Kammerdiener, namens K., seinen hohen Gebieter um einen Tag Urlaub und zwar zu dem Zwecke, mit mehreren Bekannten den von Gastein aus sichtbaren „Gamskogel“ besteigen zu können. Der liebreiche Kaiser gewährte den Urlaub, fragte, wann p. K. etwa auf dem Berge sein könne und fügte hinzu, er (der Monarch) werde nach Tische aufpassen, ob er die Bergsteiger zu sehen bekäme. An dem Tage nun, da die Partie unternommen wurde, ward das Kaiserliche Mittagsmahl im „Schweizer-Häuschen“ serviert und richtig, nach Schluß der Tafel erinnerte sich der erhabene Herr seines Versprechens und befahl, ein Fernrohr herbeizubringen. Eines der aufwartenden Tyrolermädchen hatte aber mit seinen vortrefflichen Augen die Gamskogelsteiger bereits erschaut und bezeichnete genau die Stelle, an welcher dieselben sich befanden. Mit Hilfe der Ferngläser erkannte man K. sowie seine Genossen und bemerkte auch, daß sie Zeichen gaben. Sofort ermahnte nun der leutselige Monarch seine Umgebung,

sich gleichfalls bemerkbar zu machen. Mehrere der anwesenden Herren nahmen infolgedessen ihr Taschentuch und schwenkten es in der Luft hin und her, während die übrigen, unter ihnen auch der gütige Kaiser, mit Hand und Mütze Zeichen gaben.

Am darauffolgenden Tage wurde die kleine Begebenheit lebhaft besprochen und der hohe Herr drückte seinem Kammerdiener, wie einem intimen Freunde, in rührender Weise seine Freude über das Erkennen aus.

9. Der im Unfall tröstende Herr.

Auf der Fahrt von Charlottenburg nach Berlin (1863) begegnete dem König Wilhelm einmal das Unglück, daß die Wagendeichsel brach. Während nun bei einem derartigen Vorkommnis mancher Privatmann seinen Kutscher mit Scheltworten überhäuft, hatte der gütige Monarch nur Worte des Trostes für den tiefbekümmerten Leibkutscher. „Wir werden ja wohl auf eine leere Droschke stoßen; sonst ist der Weg bis nach Hause auch nicht zu weit, um ihn zu Fuß zurückzulegen,“ so lautete der tröstende Zuspruch des huldreichen Herrschers an seinen Diener. — Eine zufällig daherkommende Droschke nahm dann den König auf und brachte ihn wohlbehalten nach seinem Palais.

10. Der Kaiser als erster Gratulant eines Bürgermeisters.

Nach Beendigung des Festessens, welches Stralsund dem Kaiser Wilhelm I. gab, erwiderte der zum ersten Bürgermeister dieser Stadt ausersehene bisherige Polizeidirektor T. auf eine diesbezügliche Frage Sr. Majestät: Das Gesuch der städtischen Behörden von Stralsund liege, behufs Bestätigung der Wahl, im Kabinett des Kaisers. Hierauf befragte der hohe Herr den Oberpräsidenten der Provinz Pommern, Frh. v. M., um Auskunft. Als diese nun lautete, gegen v. T. liege nicht nur nichts vor, sondern er, der Oberpräsident, habe die Präsentation desselben sogar mit großer Freude begrüßt, da wandte sich der leutselige Monarch zu Herrn T. und sagte huldvoll: „Dann gratuliere ich Ihnen!“

---

b. Gegen Offiziere und Soldaten.

1. Der Überlebende von St. Privat.

Kaiser Wilhelm hatte bekanntlich trotz seiner hohen Jahre ein überraschendes Personengedächtnis. Als sich eines Tages im Jahre 1885 der neue Kommandeur des Garde-Schützen-Bataillons meldete, war das Zimmer voll von Generälen und anderen hohen Offizieren. Aber sofort, als der Kaiser eintrat, fiel sein Blick auf den Major von Hindenburg. Rasch trat der Monarch vor allen anderen zuerst auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Mein lieber Hindenburg, Ich freue Mich, daß Ich Sie wieder hier sehe!“

Fünfzehn Jahre waren seit St. Privat vergangen, nach welcher Schlacht Herr von Hindenburg allein von allen Offizieren des Bataillons, wenn auch schwer verwundet, übriggeblieben war. Thränen hatten die Augen des Kaisers gefüllt, als er das zusammengeschmolzene Bataillon nach jener mörderischen Schlacht wiedersah. Beim Einzuge in Berlin (16. Juni 1871) war Herr v. H. soweit genesen, daß er, wenn auch den Arm noch in der Binde, daran teilnehmen konnte.

Was hatte der Kaiser seitdem alles erlebt — aber den Überlebenden von St. Privat hatte er nicht vergessen!

2. Der hazardierende Offizier.

Im Jahre 1867 wurde die „laxe Moral", welche auch in Deutschland um sich gegriffen hatte, wenigstens insofern eingeschränkt, als man die Aufhebung der Spielhöllen von Homburg, Wiesbaden u. s. w. beschloß. Jedoch wurde den Bankpächtern „zur Abwickelung der Geschäfte" eine Galgenfrist von fünf Jahren eingeräumt. Den Offizieren aber war die Beteiligung am öffentlichen Hazardspiel strengstens untersagt. Der Umstand, daß die verbotenen Früchte stets den süßesten Geschmack besitzen, verleitete indes einmal einen hohen preußischen Offizier dazu, dieses strenge Verbot zu mißachten; er spielte in Homburg mit vielem Eifer. Fortuna lächelte ihm und als sein Einsatz durch mehrfaches Verdoppeln bereits zu einer stattlichen Summe angewachsen war, erkannte er in einem der Herren aus der Zuschauermenge zu seinem Entsetzen plötzlich den in Zivil gekleideten — König Wilhelm. Was war da zu machen? Er ließ den Einsatz stehen, als ob ihn derselbe garnichts kümmere. Er gewann. Er hoffte zuversichtlich, daß der König, den offenbar nur die Neugierde an diesen Ort geführt hatte, sich baldigst wieder entfernen werde, und ließ deshalb das ansehnliche Banknotenhäuflein liegen. Er gewann abermals. Zu den Banknoten gesellte sich bereits eine erkleckliche Anzahl von Goldfüchsen und dem Offizier begann schon der Waffenrock sehr warm zu werden. Aber da der König, den das hohe Spiel höchlich zu ergötzen schien, keine Miene machte, sich wegzubegeben, so erübrigte ihm nichts, als seinen Gewinnst unberührt liegen zu lassen. — „Messieurs, faites votre jeu!" Da winkte ihm König Wilhelm lächelnd über die Tafel zu und sagte: „Nanu, haben Sie denn noch nicht genug gewonnen? Streichen Sie doch ein!" — Der glückliche Gewinner ließ sich nicht zum zweiten Male auffordern; in einem öffentlichen Spielsaale soll er aber niemals mehr gesehen worden sein.

3. Wrangels „Memorandum."

Eine hübsche „Geschichte zu Kaisers Geburtstag" wurde s. Z. von Robert von Hagen in der „Posener Zeitung" mitgeteilt.

Der Verfasser erzählt:

Es war am 21. März 1877, also einen Tag vor Kaisers Geburtstag. Papa Wrangel saß in seinem anscheinend ebenso alten Schlafstuhle, wie

er selbst war, und brummte Unverständliches in den originellsten aller originellen Schnurrbärte.

„So,“ sagte er endlich in lautem Selbstgespräch, „so, jetzt geht die Geschichte schon bedeutend glatter, aber es scheint mich, daß es immerhin besser ist, wenn man's noch obendrein aufschreibt und dann recht oft durchliest.“

Der alte General nahm die vor ihm auf einem Tischchen stehende kleine Glocke und schellte zweimal, das Zeichen, daß er den zu ihm kommandierten Unteroffizier zu sehen wünschte. Derselbe, ein hübscher, strammer und junger Mann, stand auch einen Augenblick später wie angewurzelt vor ihm, des Befehls harrend.

„Ist der Herr Rittmeister von Rabe drüben im Büreau?“

„Nein, Ew. Exzellenz, der Herr Adjutant sind fortgegangen.“

„Hm,“ machte Wrangel. — „Hast Du eine vernünftige Handschrift, mein Sohn?“

„Zu Befehl, Exzellenz!“

„Na, dann lege Dir draußen ab und komm' wieder rein, Du sollst mich etwas schreiben. Verstanden?“

„Zu Befehl, Exzellenz!“

Als der Unteroffizier wieder ins Zimmer kam, mußte er sich an den Schreibtisch setzen und einen großen Bogen Schreibpapier vor sich legen. Die Feder in die Hand nehmend, wartete er, was ihm diktiert werden würde.

„Ich will 'mal erst sehen, ob Du genügend deutlich schreibst, daß ich es ohne Glas lesen kann. Schreib 'mal was zur Probe, aber recht groß und deutlich.“

„Was befehlen Ew. Exzellenz, das ich schreiben soll?“ fragte der junge Unteroffizier in sichtbarer Verlegenheit.

„Ganz egal,“ antwortete der Marschall. „Zum Beispiel — Du hast doch jedenfalls einen Schatz, 'ne Braut? He?“

„Zu Befehl, Ew. Exzellenz!“ erwiderte der Unteroffizier und wurde bis über die Ohren rot.

„Na siehste? Also denn schreib mal: Mein Schatz heißt — — na denn schreibste, wie se heißt, wie alt se ist — — und denn werd' ich schon sehen, ob mich Deine Schrift paßt oder nich.“

Der Unteroffizier hätte gewiß tausendmal lieber in einem Kreuzfeuer gestanden als hier, dem Befehl des Generals nachkommend, seine Herzensgeheimnisse dem Papier anvertrauen zu müssen. Aber trotzdem schrieb er mit schöner, sicherer und fester Schrift:

„Mein Schatz heißt Charlotte Ullrich, sie ist die Tochter des verstorbenen Bildhauers Ullrich, ist zweiundzwanzig Jahre alt und aus Berlin gebürtig.

Franz Neumann,
Unteroffizier im . . . ten Garde-Grenadier-Regiment.“

„Na, das ist ja brav, mein Sohn, Du schreibst ja wie ein Buchdrucker. So, jetzt wende 'mal den Bogen um — Sparsamkeit ist eine Kardinaltugend — und schreibe, was ich Dich diktiere. Rechts aber lasse einen dreifingerdicken Rand frei für den Fall, daß ich noch etwas zu ändern hätte. Und dann hälste das Maul darüber, über das, was ich Dich diktiere. — Verstanden? Es ist ein Memorandum von das, was ich morgen bei die Gratulation sagen werde. So — also nu schreibe."

Die Oberlippe und die auf derselben balanzierenden Schnurrbartspitzen zwischen jedem Satz in lebhafte Bewegung setzend, begann er zu diktieren:

„Ew. Majestät, Allergnädigster Kaiser und Herr! Wieder ist mir — halt, mein Sohn, schreibe ‚mich' — also — mich die hohe Auszeichnung zuteil geworden, als Ältester von die hier weilende Generalität — — was wackelste denn mit den Kopf? wie haste geschrieben, mein Sohn? der hier weilenden? — Schafskopp, das ist unrichtig — und da oben auch mir anstatt mich? — na, aber meinetwegen, laß et stehn — et mag auch egal sein, — jetzt also weiter: Ew. Majestät die allerunterthänigsten heißen Glückwünsche derselben zu unterbreiten. . . . ." Noch einige harte Karambolagen mit den ärgsten Feinden des Marschalls, dem „Mir" und „Mich", und der Aufsatz war fertig.

„So, mein Sohn, das hast Du recht gut gemacht, ich danke Dir. Du hast eine sehr schöne Schrift, nur übe Dir mehr in die Grammatik, denn Du scheinst mich darin nicht recht fest zu sein, und wer da nicht ganz zuhause ist — der kommt nie vorwärts."

Damit war der Unteroffizier wieder entlassen. Papa Wrangel aber las eifrig und mit lauter Stimme sein Memorandum, damit ihm „diese verflixten zwei Dinger" morgen nicht etwa einen bösen Streich spielen sollten. . . .

Die Gratulationskour war vorüber. Papa Wrangel ist vergnügter und liebevoller als je, denn so prächtig und richtig hatte er noch selten eine Division oder ein Korps plaziert, als heute die „Mir" und „Mich" in seiner wohlgepflegten Anrede an den Kaiser.

Einer der Hof-Lakaien wurde nach Beendigung der Kour beauftragt, die Mappe mit einem Teil der eingelaufenen Glückwunsch-Adressen und Telegrammen nach dem Arbeitszimmer des Kaisers zu befördern, wo derselbe sie meist noch einer eingehenden Besichtigung unterwirft. Auf dem Wege dahin, am Ausgang des Gratulationssaales, sah der Diener auf dem Parkettboden ein zusammengefaltetes Papier liegen, und in der Meinung, es sei der Mappe, welche er trug, entfallen, hob er es auf und schob es in dieselbe zurück. Dann wurde die Mappe im Kaiserlichen Arbeitszimmer auf das neben dem Schreibtische des greisen Monarchen stehende Tischchen gelegt und harrte der Allerhöchsten Revision.

Diese ließ auch nicht allzulange auf sich warten; denn so kolossal die Arbeit auch sein mag, die nach Ländern und Städten sortierten, massenhaften Zuschriften näherer Prüfung zu unterziehen, der hohe Herr be-

trachtet die hierzu aufgewandte Zeit dennoch als freudenreiche angenehme Mußestunde.

Ein ungeordnetes Schriftstück fiel dem hierüber erstaunten Kaiser zuerst in die Augen und Hände, und das Erstaunen wuchs immer mehr und mehr, als er in schöner, großer und deutlicher Handschrift auf der einen Seite des Bogens groß und breit die Worte las:

„Mein Schatz heißt Charlotte Ullrich, sie ist die Tochter des verstorbenen Bildhauers Ullrich, ist zweiundzwanzig Jahre alt und aus Berlin gebürtig.

Unteroffizier im *ten Garde=Grenadier=Regiment."

Auf den sonst so milden Zügen des Kaisers lagerten sich einen Augenblick Ernst und Strenge, um aber ebenso schnell einem Lächeln Platz zu machen. Der hohe Herr besichtigte die andere Seite des Bogens und — das Rätsel vergrößerte sich: er fand Wort für Wort, mit Ausnahme von Verbesserungen des „Mir" und „Mich", die an seine Allerhöchste Person gerichtete Ansprache seines alten treuen Dieners — Wrangel!

Noch am selbigen Tage brachte ein Flügeladjutant des Kaisers ein Handschreiben Allerhöchstdesselben an den Ältesten sämtlicher Generale des Kontingents:

„Mein lieber Feldmarschall Graf Wrangel!

Vermutend, daß Sie beifolgendes Memorandum bei Ihrer Anwesenheit im Palais verloren haben, übermittle Ich Ihnen dasselbe mit dem Bemerken, daß es Mich interessieren würde, zu erfahren, unter welchen Umständen die jenseitige, zu dem Memorandum in keinerlei Rapport stehende Mitteilung eines Unteroffiziers Meiner Garde auf denselben Bogen zu stehen kam."

Papa Wrangel erbat und erhielt darauf eine Audienz, und als der greise Heldenkaiser den ganzen Zusammenhang erfuhr, da lachte er recht herzlich und die ganze Geschichte schien erledigt zu sein. Den Namen des Unteroffiziers sowohl als dessen Schatzes hatte sich der Kaiser unbemerkt notiert.

Wie schnell ist ein Jahr herum und wie noch schneller ein Menschendasein hinweg, um so mehr, wenn letzteres, den gewöhnlichen Naturgesetzen zuwider, fast ein ganzes Jahrhundert gewährt hat.

Also wieder war ein 22. März gekommen, aber nicht mehr ein Papa Wrangel, um im Namen der Generalität des Kaisers Majestät zum Geburtstage Glück zu wünschen; diesmal mußte sich Papa Wrangel begnügen, verklärt von oben herab Kußhändchen zu werfen nach dem Palais seines geliebten Kaisers und Königs.

Und dieser, in dessen dankbarem und lauterm Herzen treue Diener noch fortlebten, nachdem sie längst heimgegangen waren, dahin, woher kein Wiederkommen, er, der greise Heldenkaiser, mochte sich an diesem Tage wohl recht lebhaft des alten Wrangels und auch der lustigen Geschichte mit dem Memorandum erinnert haben, — denn wie wäre sonst an das Kommando des *ten Garderegiments der Befehl ergangen, „Bericht zu

erstatten über die Existenz, die Führung und die Privatverhältnisse eines Unteroffiziers Franz Neumann, welcher vor einem Jahr, vom 21. auf den 22. März, bei Seiner Exzellenz dem Feldmarschall Grafen Wrangel Dienst gehabt hatte."

Der nun umgehend verfaßte und eingesandte Bericht lautete dahin, daß der betreffende Franz Neumann zum Feldwebel avanziert sei und in den Konduitenlisten mit tadelloser Führung verzeichnet stehe, — daß, seine sonstigen Verhältnisse betreffend, er den Militärdienst zu verlassen gedenke, um nach Erlangung einer Zivilversorgung sich mit seiner verlobten Braut Charlotte Ullrich, der Tochter einer anständigen, jedoch in sehr dürftigen Verhältnissen lebenden Witwe, zu verheiraten, daß er aber bei der großen Anzahl von Bewerbern noch lange keine Aussicht habe, seinen Wunsch verwirklicht zu sehen. . . .

Den Ausgang der Geschichte brauchen wir nicht ausführlich wiederzugeben, der Leser wird ihn sich ohnehin leicht denken.

Der Feldwebel Franz Neumann erhielt auf Befehl des Kaisers eine Anstellung in einem Ministerium und heiratete bald darauf seine überglückliche „Lotte".

4. „Da, Kamerad, iß auch!"

Um die in Baden und der Rheinpfalz im Jahre 1849 ausgebrochenen Aufstände niederzuwerfen, wurde der damalige Prinz von Preußen von seinem Königlichen Bruder zum Oberbefehlshaber der rheinischen Operationsarmee ernannt. Durch seine Leutseligkeit wußte er sich auch dort bald alle Herzen zu gewinnen. Als nun die Barrikaden von Durlach erstürmt waren (25. Juni), brachten die dankbaren Bewohner der umliegenden Ortschaften den Preußen Brot und Wein zur Erquickung. Der Prinz befand sich gerade bei der 2. Kompanie des 3. Infanterieregiments, als man auch ihm eine Erfrischung anbot. Ein Musketier, der noch nicht so glücklich gewesen war, eine Herzstärkung zu erlangen, schaute sehnsüchtig nach dem Feldherrn hinüber. Sofort brach dieser sein Brot durch und reichte die Hälfte dem Soldaten mit den Worten: „Da, Kamerad, iß auch!"

5. Urlaub auf Vorposten.

Ein Soldat aus Mecklenburg stand 1870 vor Paris auf Vorposten. Hier erhielt er einen langersehnten Brief aus der Heimat und beeilte sich, denselben zu erbrechen. Beim Lesen vertiefte er sich nun so, daß er kein Auge und Ohr für das hatte, was um ihn her vorging. Plötzlich hört er starkes Geräusch, sieht auf und erblickt den König sowie den Kronprinzen nebst Gefolge. Erschreckt läßt er den Brief fallen und macht die üblichen Honneurs. Der oberste Kriegsherr, welcher die Angst und Verwirrung des Soldaten bemerkte, kam freundlich auf ihn zugeritten und fragte:

„Nun, ein Brief von der Braut?"

„Nein, Majestät, von meinem Vater!“ entgegnete der Angeredete.

„Darf Ich den Brief lesen oder enthält er Geheimnisse?“ fragte der König weiter. Der Soldat übergab das Schreiben, worauf der hohe Herr sich zu seiner Umgebung wandte und unter anderem folgendes laut vorlas:

„In vierzehn Tagen hat Deine Schwester Hochzeit. Wir alle werden Dich an diesem Tage schmerzlich vermissen. Am meisten grämt sich aber Deine alte Mutter, Dich nicht zu sehen. Schadet aber nichts, haue nur tüchtig auf die Franzosen ein, damit diesen Kerls recht bald das Maul gestopft werde.“

Der König gab den Brief zurück und ritt weiter. Es währte nicht lange, so wurde der Soldat von seinem Posten abgelöst. Er erhielt vierzehn Tage Urlaub und konnte auf Kosten des Königs zur Hochzeit seiner Schwester reisen.

6. Wein vom König.

Es war in Clermont im Jahre 1870, wo einige Tage nach der blutigen Schlacht von Sedan sich das große Hauptquartier befand. Wie immer galt der Befehl, daß im Hauptquartier nicht requiriert werden dürfe. Ein bayerischer Hauptmann, der mit seinem Regiment den ganzen Tag im heftigen Regenwetter marschiert hatte und in Clermont einquartiert war, hatte dringendes Verlangen nach einer Flasche Wein und gab seinem Burschen einen Thaler und den Befehl, eine solche zu kaufen. Lange sucht der bayerische Krieger nach einer Wirtschaft, endlich entdeckt er eine solche, und freudestrahlenden Blickes tritt er in das Haus, trotz der beiden Schildwachen, welche vor demselben stehen. Er dringt im Innern vorwärts und klopft an eine Thür, die ein älterer höherer Offizier öffnet. Der Bayer trägt ihm sein Anliegen vor und verlangt eine Flasche Wein für seinen Hauptmann. Bald darauf kehrt der freundliche Offizier in Begleitung eines Leutnants zurück, der dem Soldaten eine Flasche Wein für seinen Hauptmann giebt, den angebotenen Thaler jedoch entschieden zurückweist. Als der Soldat aber darauf besteht, den Wein zu bezahlen, sagt der ältere Offizier: „Sage nur Deinem Hauptmann, den Wein schickt ihm der König von Preußen, er läßt ihm guten Appetit wünschen!“ Der Bursche trollt von dannen. Im Quartier angekommen, stellt er die Flasche Wein auf den Tisch und legt den Thaler daneben. „Kerl, habe ich Dir nicht gesagt, Du sollst nicht requirieren. Warum hast Du den Wein nicht bezahlt?“ herrscht ihn der Hauptmann an. „Der Herr, der mir den Wein gab, sagte, er sei der König von Preußen und läßt Ihnen a guat G'sundheit wünschen.“

Ob der Wein geholfen hat?!

7. „Aber rauf sind wir doch!“

An demselben 6. August (1870), an welchem der Kronprinz Friedrich Wilhelm als Führer der III. Armee die große Schlacht von Wörth gewann, erkämpfte der General von Steinmetz, Führer der

I. Armee, mit 27 preußischen Bataillonen gegen 52 französische den glorreichen Sieg bei Saarbrücken und Forbach, wobei namentlich der Sturm auf die befestigten steilen Höhen von Spichern, welche von den Franzosen für uneinnehmbar gehalten wurden, zu den glänzendsten Waffenthaten aller Zeiten gehört. Als nun König Wilhelm, der bereits am 7. August sein Hauptquartier von Mainz nach Homburg (Rheinpfalz) verlegte, seine heldenmütigen Truppen bei Spichern in leutseligster Weise begrüßte und dabei einen braven Kriegsmann fragte: „Wie nur in aller Welt habt Ihr's möglich gemacht, die Berge zu erklimmen?" da erhielt er zur Antwort: „Ja, Majestät, möglich war's freilich nicht, aber rauf sind wir doch!"

8. „Meine Leute wollen und müssen den König auch sehen!"

Als König Wilhelm am 9. August 1870 sein Hauptquartier in Saarbrücken hatte, begrüßte er auch die 200 Verwundeten im Stadthospital. Schon war er wieder in der Hausthür, da eilte eine der Kaiserswerther Diakonissen atemlos vom obersten Söller herunter mit dem flehenden Rufe: „Meine Leute wollen und müssen den König auch sehen!" Freundlich lächelnd stieg der greise Landesvater alle Treppen wieder hinauf bis obenhin, wo in niedrigen Dachstuben noch viele Verwundete auf der Erde lagen. Huldvoll beugte er sich zu jedem nieder, um das Herz der für „König und Vaterland" Verstümmelten zu erquicken.

9. Der verwundete Schlesier und das Eiserne Kreuz.

Der König besuchte nach seiner lieben Gewohnheit im französischen Kriege, zugleich mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, ein Lazarett und fragte die einzelnen Kranken in der allbekannten leutseligen Weise nach der Art ihrer Verwundungen. Da trat er auch an das Bett eines Schlesiers. Der hatte das rechte Bein verloren und außerdem einen Schuß in die rechte Schulter erhalten. Als der König den wackeren Soldaten fragte, wo er verwundet sei, antwortete derselbe: „Hier, Majestät! Ich habe das rechte Bein verloren und das ärgert mich; denn nun kann ich nicht mit nach Paris marschieren und zur Zugabe haben mich die Franzosen noch hier in die Schulter geschossen." Der Kronprinz sagte: „Nun, mein Sohn, dann sollst Du ein künstliches Bein bekommen und doch mit uns in Paris einrücken." Treuherzig entgegnete jedoch der Soldat: „Ja, Königliche Hoheit, das glaube ich, aber ich kann mir doch nicht mehr das Eiserne Kreuz verdienen." Der Kronprinz legte seine Hand auf des Braven Kopf und sagte: „Auch das, mein Sohn, sollst Du haben"; der König nickte bejahend und ging weiter, eine Thräne stand in seinem Auge. Schon nach zwei Stunden kam ein Adjutant und überreichte unserm Schlesier das Eiserne Kreuz.

10. Fürs Einhauen.

Während der Schlacht von Champigny (2. Dezember 1870), in der die Württemberger sich so brav gehalten und nur von der Übermacht zurückgedrängt wurden, war auf deutscher Seite zum Zurückgehen geblasen worden; ein todesmutiger Infanterist aber denkt: „Einpacken die Patronen all ist auch nicht angenehm und liegen lassen das liebe Gut kannst du auch nicht — also du läßt den Kerl blasen und bleibst hier und verschießt deine Patronen, dann kannst du dich immer noch auf die Hacken machen.“ Da kommt der Adjutant herangesprengt und schreit: „Kerls, zurück, habt Ihr denn keine Ohren?“ „Ach was,“ denkt unser Füsilier, „ich will nur erst die Patronen verschießen.“ Alles hat sich zurückgezogen und er ist ganz allein geblieben, während vor ihm die Franzosen immer näher heranrücken. Endlich, nachdem er seine Patronen verschossen, denkt er: „Nun aber ist's hohe Zeit, daß du dich wegmachst.“ Feindliche Kugeln sausten ihm wie ein Schwarm Mücken nach, doch keine traf; denn sie flogen alle zu hoch und immer über seinen Kopf hinweg. „Kerl, sind Deine Knochen noch alle beieinander?“ Mit diesen Worten begrüßt ihn lachend der sonst so gestrenge Oberst. „Zu Befehl, Herr Oberst!“ lautet die Soldatenantwort. „Na, Kerl, da kannst Du mehr als Brot essen!“ Die Heldenthat wird dem Könige mitgeteilt und dieser läßt den tollkühnen Soldaten gleich am darauffolgenden Tage zu sich kommen, redet ihn freundlich an und spricht: „Mein Sohn, wie war denn die Geschichte gestern mit den Patronen? Erzähle Mir einmal alles, was Du weißt, ganz genau.“ „Zu Befehl, Majestät!“ spricht er und erzählt nun, wie der Adjutant gekommen und geschrieen hätte: „Zurück, Kerls!“ wie er hierauf so vor sich hingesagt: „Ach was, ich verschieße erst meine Patronen“ und wie er dann unter dem französischen Kugelregen hindurch unversehrt zu seiner Kompanie zurückgekommen sei. Da lachte der König über das ganze Gesicht und sagte: „Das hast Du brav gemacht, Mein Sohn“; gleichzeitig aber fragte er: „Hast Du schon zu Mittag gegessen?“ „Zu Befehl, Majestät!“ lautete die Antwort, „ich bin noch mundnüchtern.“ „Du hast wohl tüchtigen Hunger?“ fragte der König weiter. „Ja — und der Durst ist auch nicht schlecht,“ erwiderte der Füsilier. Da hieß ihn der überaus leutselige Monarch an seiner Tafel mitessen. So saß er denn an Königs Tisch, zugleich mit all' den hohen Herren und Generälen. Nachdem die Suppe genossen war, fragte der mächtige Gastgeber ihn, der am unteren Ende der Tafel saß: „Möchtest Du noch etwas Suppe haben, Mein Sohn?“ „Zu Befehl, Euer Majestät! Wenn noch ein bißchen da ist.“ Ähnlich ging's mit dem Wein sowie namentlich mit dem Kalbsbraten, von dem er sogar zum dritten Male begehrte, worauf der heitere Kriegsherr unter dem Jubel der Mitspeisenden sagte: „Nein, es ist gut für heute, Mein Sohn, jetzt soll ein anderes Gericht kommen.“ Und was kam? Ein Offizier schmückte im Namen des Königs den Braven mit dem Eisernen Kreuz. — Gewiß, „wenn's aufs Essen blos

ankäme oder gar aufs Trinken," so mag wohl mancher denken, „da hätte der König viele Kreuze zu verteilen gehabt"; daß aber der Füsilier mehr als Brot essen konnte, hatte ihm sein Oberst schon gesagt: er wollte eben das „liebe Gut nicht liegen lassen" weder auf dem Schlachtfelde noch an seines Königs Tafel.

11. Der französische Korporal.

Aus den „Straßburger Tagen" von 1879 ist folgendes Geschichtchen zu erzählen. Unweit Wolfisheim bemerkte der Kaiser während des Manövers einen alten Stelzfuß in der ländlich blauen Bluse mit echt militärischem Anstande, mächtigem weißen Schnurr- und Knebelbarte und martialischem Gesichtsausdruck. Der graubärtige Krieger, dessen Brust mit dem Kreuz der Ehrenlegion und mehreren Tapferkeitsmedaillen geschmückt war, verfolgte mit lebhafter Aufmerksamkeit die Truppenbewegungen und begleitete dieselben mit sehr ausdrucksvollen Zeichen der Befriedigung. Der Kaiser, welchem dies auffiel, ritt an ihn heran und fragte französisch: „Mon brave, wo haben Sie gedient, wo Ihren Fuß verloren und die Ehrenlegion gewonnen?" Sich straff aufrichtend und militärisch salutierend, antwortete der Alte: „Mon Empereur, ich diente vierunddreißig Jahre beim zweiten Husarenregiment als Korporal, machte vierzehn Kampagnen in Algier, in der Krim, in Italien und in Mexiko mit, erhielt die Ehrenlegion vor Sebastopol und verlor den Fuß bei Sedan!" „Da haben Sie viel mitgemacht, mein Braver!" — „Ich danke, Sire, es geht, es ist echtes Soldatenblut in unserer Familie; mein Vater diente über dreißig Jahre dem großen Kaiser, ich diente dem Könige Louis Philipp und dem Kaiser Louis Napoleon — und so Gott will, soll mein ältester Junge, der jetzt bei den Gardeschützen in Berlin steht, lange Jahre dem Empereur Guillaume treu und tapfer dienen . . ." Sichtlich erfreut über diese Antwort, fragte der leutselige Kaiser: „Es würde Mir Freude machen, Ihnen irgendwie dienen zu können." „Merci, Sire! Ich habe meine Invalidenpension, mein Häuschen mit Garten, flechte Körbe und schnitze Holzschuhe — das genügt für mich und meine Alte!" — Freundlich nickend sagte der Kaiser beim Abschiede: „Gott erhalte Ihnen Ihre Gesundheit und Zufriedenheit noch lange. Ich habe Mich gefreut, einen so braven Soldaten kennen gelernt zu haben!" — „Adieu, mon Empereur, das Vergnügen war ganz auf meiner Seite!"

12. Die beiden Veteranen von Gastein.

Einst wandelte Kaiser Wilhelm ganz allein in den Bergen von Gastein, wo er ja in seinem späteren Leben Jahr für Jahr als Kurgast einige Wochen zuzubringen pflegte. Da kam ihm ein Bäuerlein, das eine schwere Holzlast auf dem Rücken trug, des Weges entgegen; um sich ein wenig zu verschnaufen, legte es dieselbe ab und wandte sich vertraulich an den freundlichen Herrn:

„Grüß Di Gott! — I möcht halt frag'n,
Ob des wahr is, was se sag'n,
Daß do unt'n im Gaschtêi
Soll der deutsche Kaiser' sêi,
Der so sakrisch die Franzos'n,
Die verflixten roten Hos'n,
Hat verhau'n — nêi, des Pläsir,
Wie sie des erzählt ham hier.
Hab ja selber, drauf und drâ
Anno dreizehn mitgethâ.
Des Kanonenkreuz hängt jo
An mein Sonntagsjoppen no,
In der Haxen mit Verdruß
G'spür i no oft den welschen Schuß.
Und da machet' i halt gern
Mei Reverenz dem gnädigen Herrn.
Is er, wie's die Leut jetzt sag'n,
Wirkli drunt, thät ich's halt wag'n."

„Ja!" erwidert der leutselige Monarch und reicht dem Bäuerlein die Hand,

„Ja, der Kaiser wohnt im Bad.
Doch, vom alten Kriegskam'rad
Braucht's nicht Reverenz, das thut
Auch ein Handschlag g'rad so gut.
Hand her, Alter! Bin der Kaiser!
Habe auch aus jener Zeit
Mein Kanonenkreuz noch heut!"*)

13. Die engen Husarenstiefel.

Als der Kaiser behufs Abhaltung eines großen Kavallerie-Manövers auf dem Bahnhofe zu Bomst ankam (18. August 1876), äußerte er scherzend zum Kommandeur des 2. Leib-Husaren-Regiments Nr. 2: „Ich will schon heute um Entschuldigung bitten, wenn Ich morgen nicht ganz vorschriftsmäßig in der Uniform Ihres Regiments erscheine. Ich kann die engen und neuen Husarenstiefel nicht mehr tragen und werde daher andere bequemere Stiefel wählen." Dennoch aber erschien der oberste Kriegsherr am nächsten Tage in den vorschriftsmäßigen Husarenstiefeln und sagte in leutseliger Weise zu dem Oberst Detmering: „Ich habe Mich eine halbe Stunde mit dem Anziehen dieser Stiefel abgemüht, um vor Ihnen im vorschriftsmäßigen Anzuge erscheinen zu können."

---

*) Vergl. „Kornblumen und Lorbeerblätter" von A. v. Freydorf. Leipzig und Berlin. Verlag und Druck von Otto Spamer.

14. „Behalten Sie doch Ihre Kopfbedeckung auf."

„Mein lieber Graf! Behalten Sie doch Ihre Kopfbedeckung auf; spüren Sie denn nicht, wie rauh heute die Luft ist?" so redete der Kaiser einen ihm bekannten Herrn an, der beim Herannahen des promenierenden Monarchen Front gemacht und ehrerbietigst den Hut gezogen hatte.

15. „Ich kenne Sie, Hauptmann v. B.!"

Bei einem Feste im Kronprinzlichen Palais zu Berlin (1875) hatten zwei Offiziere, ein persönlicher Adjutant des Kronprinzen und ein Hauptmann v. Bl., den Auftrag erhalten, von der Thür des ersten Saales aus die eintretenden Gäste zurechtzuweisen.

Plötzlich tritt eine hohe maskierte Gestalt heran und sagt zu dem einen der beiden Herren mit großem Nachdruck: „Ich kenne Sie, Hauptmann v. B.!" Dieser aber, etwas verdrießlich, erwidert der weiterschreitenden Maske sehr vernehmlich und in echtem Berliner Jargon: „Heller Kopp!" Der so Bezeichnete wandte sich um, lüftete die Maske und zeigte dem verblüfften Offizier ein freundlich lächelndes Gesicht: es war Kaiser Wilhelm, der herablassend nickte und dann weiterschritt.

16. „Das will gemacht sein!"

Als der Kaiser im Jahre 1875 bei einem Prämienschießen der Offiziere des 1. Garde-Regiments den Meisterschuß gethan hatte, bemerkte Allerhöchstderselbe scherzend: „Dazu nutzt der Kaiser nichts; das will gemacht sein!"

17. Soll Ich Hilfstruppen schicken, Herr Feldmarschall?"

Am 4. Februar 1873 schaute Papa Wrangel dem Schlittschuhlaufen an der Rousseauinsel in Berlin zu. Wie überall, so erging es dem greisen Feldmarschall auch hier: er ward bald erkannt und von der männlichen Jugend mit lautem Jubel begrüßt. „Kommen Sie, Vater Wrangel, wir wollen mal 'ne Reise zusammen machen," so redete ein kleiner rotbäckiger Schlingel den alten lieben Herrn an und suchte ihn auf die Eisbahn zu ziehen. Im selbigen Augenblicke klopfte aber der Kaiser, welcher im offenen Wagen unbemerkt herbeigekommen war und sich in seiner leutseligen Art mitten ins Gedränge gemischt hatte, dem Grafen auf die Schulter und fragte scherzend: „Soll Ich Hilfstruppen schicken, Herr Feldmarschall?" „Danke, Majestät!" erwiderte der sichtlich überraschte General, „ich werde retirieren!"

18. Der Kaiser und der Bierwagenfahrer.

Als der Kaiser im Frühjahr 1877 zu Potsdam ein zur Übung eingezogenes Garde-Landwehr-Bataillon besichtigte, haftete sein Blick mit Wohlgefallen auf einem überaus großen und wohlgestalteten Landwehr-

mann. „Wo haben Sie sich das Kreuz verdient?“ fragte der Kriegsherr. „Bei Mars la Tour, Ew. Majestät!“ lautete die Antwort. „Ich muß Sie doch schon einmal gesehen haben,“ bemerkte hierauf der Kaiser. „Zu Befehl, Majestät!“ entgegnete jener, „ich fahre in Berlin einen Bierwagen!“

19. Auf den Schlachtfeldern von Metz.

Als der Kaiser im Jahre 1879 die Schlachtfelder von Metz wieder besuchte, trat die Erinnerung an jene heißen Kämpfe sowie namentlich an die großen schmerzlichen Opfer derselben sehr lebhaft vor seine Seele, sodaß er länger, als es wohl im Programm vorgesehen sein mochte, sich an einigen Stellen aufhielt. Infolgedessen traten mehrfache Verzögerungen ein und die Vermutung lag nahe, daß das Reiseprogramm nicht eingehalten d. h. die auf Donnerstag den 25. September festgesetzte Abfahrt nach Baden-Baden nicht zur Ausführung würde gelangen können. Deshalb erlaubte sich der Hofmarschall Graf Perponcher, seinen hohen Gebieter darauf aufmerksam zu machen, daß, dem Reiseprogramm gemäß, der Aufenthalt bei den einzelnen Denkmälern abgekürzt werden müßte. Doch der greise Kriegsherr, dessen Erinnerung voll und ganz bei seinen treuen, für König und Vaterland gefallenen Helden weilte, erwiderte ruhig: „Ja, dann wollen wir lieber erst morgen früh fahren!“ So geschah's denn auch und die bereits getroffenen Reisedispositionen mußten völlig geändert werden.

20. Eine Siegessäule als Andenken.

Der Kaiser betrat, um Weihnachtseinkäufe zu machen, im Jahre 1874 den Laden des Uhrmachers Konrad Felsing in Berlin, als er von einem dort anwesenden Offizier begrüßt wurde. Während der leutseligen Unterhaltung mit demselben (Leutnant und Adjutant Grunau im 4. Magdeburg. Infanterie-Regiment Nr. 67) erfuhr er, daß jener nach Berlin gekommen sei, um einer Beerdigung beizuwohnen. Voll aufrichtiger Teilnahme erwiderte der gütige Monarch: „Ich bedaure lebhaft, daß Sie aus so trauriger Veranlassung sich hier aufhalten! Nehmen Sie dies Andenken von Mir mit nach Hause.“ Und dabei ergriff Kaiser Wilhelm eine der im Laden aufgestellten Siegessäulen und übergab sie dem hochbeglückten Offizier.

21. Der Kadett auf dem Schrippenfeste.

Es war nach dem deutsch-französischen Kriege, als Kaiser Wilhelm das sogen. Schrippenfest zu Potsdam in altgewohnter Weise durch seine Gegenwart verherrlichte. Während nun der erhabene Monarch sich an den Frühstückstisch unter der Kolonnade begab, bemerkte er am Eingange zu derselben mehrere Kadetten. Er ging auf diese zu, fragte einen nach dessen Namen und erhielt zur Antwort, daß er Blume heiße. (Es

war der Sohn des Kommandeurs des 36. Regiments.) „Haben Sie Hunger?" „Zu Befehl, Ew. Majestät!" „Na, dann sollen Sie erst recht nichts kriegen," lautete die Erwiderung des leutseligen Kaisers, der nach dem Frühstückstisch ging, um dort Bescheid zu thun. Nach einer Weile kam er zurück mit einem Teller voll Schmorbraten, welcher von ihm eigenhändig in kleine Stücke geschnitten war; hierzu hatte er Milchreis gethan. Der greise Herrscher reichte dem Kadetten den gefüllten Teller mit dem Wunsche, sich's wohlschmecken zu lassen, dann aber wahrnehmend, daß er die Gabel vergessen, eilte er zum Frühstückstisch zurück und holte auch die noch. „Was wollen Sie werden?" fragte er den Zögling des Mars. „Offizier, Ew. Majestät." „Sagen Sie," raunte der hohe Herr ihm zu (mit Hinweis auf den danebenstehenden Feldmarschall Grafen Moltke), „sagen Sie ‚Feldmarschall'". „Nun, dann Feldmarschall, Ew. Majestät!" „Haben Sie gehört, Graf Moltke, der will auch Feldmarschall werden." Der große Stratege lächelte und bemerkte nur, daß der angehende Krieger ja noch keinen Tornister hätte, um vorläufig den Marschallsstab darin bergen zu können, worauf der gütige Kaiser dem Kadetten ein halbgeleertes Glas zum Trinken reichte.

22. „Schwarzes Brot schmeckt auch gut."

Als der greise Monarch während der Kaisermanöver in den Reichslanden (1886) in Metz Truppenschau hielt, fand er zu seiner besonderen Freude dort etwa 1100 lothringische Reservisten aufgestellt, welche sich zu seiner Begrüßung eingefunden hatten. Einen dieser Reservisten (er trug die preußische Rettungsmedaille) fragte der Kaiser: „Wo hast Du Dir denn dieses schöne Ehrenzeichen verdient, mein Sohn?" — „Hab ich geholt ein klein Kind bei Potsdam aus dem Wasser," antwortete der Lothringer in seinem gebrochenen Deutsch. „Bei welchem Regiment dientest Du in Potsdam?" fragte der leutselige Kriegsherr weiter. „Bei die Husaren von la garde, zweite Eskadron, Eure Majestät," lautete die Antwort. „Meine Garde ist doch immer brav, im Kriege wie im Frieden," äußerte wohlgefällig der Monarch, worauf der Gefragte entgegnete: „C'est la vérité, Majestät." „Nun, hat es Dir bei den Garde-Husaren gut gefallen, mein Sohn?" fuhr der Kaiser, dem der frische Bursche sehr zu gefallen schien, fort. „Cela va, Majestät! Uniform schön, Pferd gut, Rittmeister gut, aber schwarzes Kommisbrot sehr schlecht, können wir Soldaten aus die Lorraine nicht essen," lautete die freimütige Erwiderung. „Ja, ja, mein Sohn! Das läßt sich nun einmal nicht ändern; schwarzes Brot schmeckt auch gut," meinte lächelnd der Kaiser und schritt dann die Reihe der Reservisten weiter ab.

c. Gegen Leute aus dem Volke.

1. Am Eckfenster.

(„Es steht im Bädeker".)

Als Generalarzt von Lauer eines Morgens dem Kaiser einen Besuch machte, stand dieser wie zerstreut am Fenster, ohne, wie sonst, dessen Gruß zu erwidern. Erstaunt wartete der Doktor auf eine Erklärung, als sich plötzlich der Monarch umwendete und, v. Lauer an sich heranwinkend, freundlich sagte: „Entschuldigen Sie Meine anscheinende Zerstreutheit, aber Ich bemerkte beim Hinaussehen einen Bauern, der gewiß weit hergekommen war, den Kaiser zu sehen, und sein Söhnchen dazu mitgebracht hatte, das er hoch emporhielt. Da mußte Ich doch länger am Fenster stehen bleiben, um den guten Leuten nicht die Freude zu verderben."

Ein andermal, als dem Kaiser gegenüber davon gesprochen wurde, wie huldvoll es sei, daß er sich täglich der Mühe unterzöge, sich am Fenster zu zeigen, erwiderte er: „Das ist Meine Pflicht, es steht sogar im Bädeker, daß Ich beim Aufziehen der Wache am Fenster zu sehen bin."

In den letzten Lebensjahren des hehren Herrschers waren aus den Tausenden wohl Zehntausende und mehr geworden.

Als am Neujahrsmorgen 1887 das Staatsministerium zur Beglückwünschung im Palais versammelt war, sagte der Kaiser, auf die um das Friedrichsdenkmal gedrängte und den ganzen weiten Platz bis zum Opernhause hin füllende Menschenmenge hinweisend: „Sehen Sie, Meine Herren, das geht nun alle Tage so. In den ersten Jahren Meiner Regierung war kein Mensch hier zu sehen. Dann machten eines Tages 5 bis 6 den Anfang, beim Vorüberziehen der Wache hier stehen zu bleiben; bald wurden es 10, 20, 30 und so hat es sich von Jahr zu Jahr gesteigert. Es ist aber doch besser so, als wenn's umgekehrt wäre." Eine besondere Freude war es den zahllos Versammelten, wenn gelegentlich auch der älteste Urenkel des Kaisers, von dem Urgroßvater gehalten, mit am Fenster erschien und die Klänge der vorüberziehenden Musik mit seinem Trommeln an die Fensterscheiben begleitete. Da wollte der losbrechende Jubel kein Ende nehmen. Und wie groß war derselbe erst, als am Sonntag den 26. Februar (1888), wo der hochselige Landesvater zum letzten Male am Fenster erschienen ist, vor ihm die drei munteren Urenkel standen und daneben die glückliche Mutter, die Prinzessin Wilhelm (jetzige Kaiserin), den vierten auf dem Arme haltend! Das war eine Szene, bei der ergrauten Männern die Thränen der Rührung die Wangen hinabrollten. —

Das Eckzimmer des Kaiserlichen Palastes zu Berlin mit seinem historisch gewordenen „Eckfenster" ist aber gerade auch die Stätte einer vieljährigen treuen Arbeit gewesen, die Stätte, von wo der unvergeßliche

Kaiser 17 Jahre hindurch seinem Volke und der Welt den schönen Frieden erhalten hat, die Stätte, von der die Pflege des einen deutschen Rechts, die Schöpfung des einigen Verkehrs unter großartiger Leitung ausgegangen ist. Hier ist der stille Platz, von welchem aus für die Frage der Unterstützung des Arbeiterstandes die friedliche und glückliche Lösung begonnen wurde, indem das Deutsche Kaiserreich angefangen hat, für seine bedrängten Kinder schirmend und hebend einzutreten aufgrund der ewig denkwürdigen Botschaft Wilhelms I. vom 17. November 1881. Hier ist der weltgeschichtlich bedeutsame Ort, von dem die Fäden der Friedens- und Freundschaftspolitik in die weite Welt hinausgingen, hier beruhigend, dort versöhnend und wiederum an anderer Stelle, wenn's erforderlich war, schreckend. —

2. „Die Matrosen wollen ihren Kaiser auch sehen!"

Als Wilhelm I. nach der Grundsteinlegung zum Bau des Nordostseekanals (3. Juni 1877) sich an Bord der „Pommerania" begeben hatte, um an der im Festschmuck prangenden deutschen Flotte vorüberzufahren, bat ihn seine Umgebung, wegen der frischen Brise die Kajüte aufzusuchen. Er wählte jedoch statt deren die Kommandobrücke, indem er sagte: „Das wäre noch besser, die Matrosen wollen doch ihren Kaiser, den sie sowieso nur selten zu Gesicht bekommen, nicht in der Kajüte, sondern auf dem Verdeck sehen; da hätte Ich ja lieber mit dem Wagen zurückfahren können. Wenn Ich einmal auf dem Schiffe bin, dann bleibe Ich auch oben!" So fuhr der Kaiser trotz des heftigen Windes an seiner Flotte vorüber. —

3. „Die Berliner lassen ihren König durch."

Bei einem Besuche auf der Rennbahn zu Charlottenburg fand der Kaiser an dem neuen Etablissement sowie an dem bewegten, heiteren Treiben um ihn her so viel Vergnügen, daß er die Rückkehr nach Berlin von Viertelstunde zu Viertelstunde aufschob, trotz der Andeutungen seiner Umgebung, daß das Diner seiner warte, Andeutungen, die der hohe Herr immer wieder mit neuen Scherzworten abwies. Schließlich gab man ihm zu bedenken, daß mit anbrechendem Abend die Wagenreihe eine so dichte sein würde, daß der Kaiserliche Wagen dann wohl auf Hindernisse stoßen möchte. Darauf gab Se. Majestät zur Antwort:

„Ach wo! Das weiß Ich besser, die Berliner lassen ihren König durch."

Und so geschah es auch; trotz der vorhandenen ungeheuren Wagenmenge machte man doch dem Gefährt des Kaisers ehrerbietigst Platz, sodaß letzterer ohne besondere Hindernisse in seinem Palais anlangte.

4. „Aber trinken Sie doch!"

Auf der Rückreise nach Berlin von dem Triumphzuge durch Elsaß-Lothringen kam der Kaiser durch Bingerbrück (am 9. Mai 1877), jenem reizend am Einfluß der Nahe in den Rhein, gegenüber dem Niederwald,

gelegenen Eisenbahn-Knotenpunkte. Der Zug hielt einige Minuten. Eine Schar weißgekleideter Ehrenjungfrauen begrüßte den Monarchen und eine von ihnen trat auf das Trittbrett des Salonwagens und präsentierte dem hohen Herrn einen Pokal voll vom schönsten Rheinwein. Auf demselben aber stand eingraviert: „Aus diesem Pokale trank Kaiser Wilhelm I. auf der Rückkehr aus dem siegreichen Feldzuge gegen Frankreich im März 1871.“ Was für Gedanken mögen da dem Heldengreise aufgestiegen sein! Er setzte den Becher an, trank — aber nicht aus, sondern reichte denselben dem Kronprinzen und dieser wiederum gab ihn weiter an zwei im Wagen befindliche Herren vom Gefolge, die ihn dann geleert der jungen Dame zurückreichten. Schnell wird er wieder gefüllt und dem Kaiser nochmals präsentiert. „Nein, Meine Damen, wir können unmöglich mehr trinken,“ wies Se. Majestät ab, „aber trinken **Sie** doch!“ Da machte denn der Pokal die Runde und jede der Schönen nippte ein wenig; unter donnernden Hochs und Hurrarufen verließ hierauf der Zug den Bahnhof. —

5. In Ems.

Wenn der Kaiser in seinem geliebten Ems weilte, dann lenkte er wohl gern seine Schritte zu den Goldschmieden in den Kolonnaden, wo er bedeutende Einkäufe zu machen pflegte. Er scherzte dann über die Höhe der Preise und sagte auf die Bemerkung, daß infolge der Markrechnung die Zahl dreimal höher als früher sei: „Ja, da haben Sie recht, da haben Sie recht!“ — „Eine wundervolle Arbeit, Majestät, dieser Schmuck!“ „Wird auch wohl wundervoll teuer sein!“ Weiter: „Nun, wenn Sie zu diesem Stück einen Käufer finden, gratuliere Ich Ihnen!“ „O, ich wüßte schon einen Käufer!“ „Wen denn?“ „Eure Majestät selbst!“ „Ist nicht.“ — Und noch einen Beweis von des Kaisers Gedächtnis.

Der hehre Monarch kaufte gern Petschafte, von denen er eine wertvolle Sammlung besaß. „Was kostet dieses Petschaft?“ fragte er in einem Emser Geschäfte den Besitzer. „Tausend Mark, Majestät!“ „Das ist aber zu teuer!“ „Majestät wollen sich gnädigst erinnern, daß das im Jahre 1882 gekaufte fünfzehnhundert Mark kostete.“ Sofort wußte der Kaiser, um was es sich handelte, denn er erwiderte: „Ja, das ist ganz richtig, aber da ist die Klaue viel größer!“ —

Auf der Brunnenpromenade bemerkte er unter den Zuschauern einen Kadetten. Er winkte und fragte: „Was willst Du mal werden, Mein Sohn?“ „General-Feldmarschall, Majestät!“ Der Kaiser lachte und sagte zu den Herren seiner Umgebung: „Der hat's gelernt!“ So hatte der erlauchte Herr noch für viele Personen ein freundliches Wort; wie ein ehrwürdiger, greiser Vater wandelte er inmitten der Söhne seines Volkes dahin, nach allen Seiten liebevoll dankend, freundlich schauend, Freude bereitend. Am Eingange seiner Wohnung hatten einmal auf seinen Wunsch die zur Kur in Ems weilenden Offiziere und Soldaten Aufstellung genommen, es waren deren ungefähr dreißig. Der Kaiser erschien

in ihrer Mitte. Aus dem Reichtume seines gütigen Herzens heraus beglückte er jeden einzelnen seiner Krieger mit einigen Worten, erkundigte sich nach ihren Verhältnissen, den Ursachen ihres Dortseins und gab ihnen als Kranken den Wunsch baldiger Genesung mit auf den Weg.

6. Die Monarchen und der Bauer.

Kaiser Wilhelm I., der bekanntlich das edle Weidwerk sehr liebte und eifrig betrieb, befand sich einmal „im Revier Hubertusstock" auf der Jagd, an der auch viele andere Fürsten teilnahmen. Als er etwas müde geworden, beschloß er, stillschweigend sich nach Hause zu begeben. Doch zwei der hohen Herren, die alsbald seine Absicht merkten, gaben ihm das Geleit. Man war ein Stückchen des Weges gewandert, als ein Bauerwagen sie überholte, der mit ihnen gleiche Richtung hatte. Einer der Herren wandte sich daher an den ländlichen Rosselenker mit der Bitte, sie für angemessene Belohnung eine Strecke mitzunehmen. Gern willigte derselbe ein; die Monarchen stiegen auf und fort ging's auf dem harten Leiterwagen. Da wendet sich der neugierige Bauer an Einen mit der Frage: „Wer sind Sie denn?" „Ich bin," lautete die Antwort, „der Großherzog von Mecklenburg." „Daß Dich!" . . . . rief der Landmann lachend; „und," so wandte er sich an den Zweiten, „wer sind denn Sie?" „Ich bin," erwiderte dieser, „der König von Sachsen!" „Ei, das kommt ja immer besser!" rief der Bauer sehr belustigt. Schließlich wendet er sich an den dritten Jäger: „Und wer sind denn Sie?" „Ich bin Wilhelm, Kaiser von Deutschland!" „Na, nu hört doch alles auf!" ruft der Fuhrmann, halb erheitert, halb empört, und peitscht die Pferde; „ja, ich hätte wirklich nicht gedacht," fährt er schmollend fort, „daß solche alten würd'gen Herren noch Gefallen daran finden könnten, unsereinen zu foppen!

Doch damit Sie nun auch wissen,
wer Sie fährt und wer ich bin,
so will ich es Ihnen sagen:
Ich, ich bin — der Schah von Persien!"

Laut auflachten da die Herren;
Kaiser Wilhelm aber lachte
sich an diesem Spaß gesund.*)

7. „Bekanntschaft machen."

Auf seiner berühmten Reise ins Reichsland (1877), wo er überall mit dem herzlichsten Jubel begrüßt wurde, kam der Kaiser auch durch das Städtchen Sulz. Alles drängte sich um die hohen Herrschaften, Liebe

---

*) Vergl. „Kornblumen und Lorbeerblätter" von A. v. Freydorf. Leipzig und Berlin. Verlag und Druck von Otto Spamer.

und Verehrung zu bezeigen. Da hörte der leutselige Monarch hinter sich wiederholt die eifrige Frage eines Elsässer Landmannes: „Wes isch 'n de Kronprinz?" Sogleich rief er seinen Sohn herbei mit den Worten: „Fritz, komm einmal her, der Herr hier wünscht Deine Bekanntschaft zu machen."

8. Unterhaltung mit einem Jagdtreiber.

Während der Badekur des Kaisers in Gastein 1872 begegnete diesem ein von der Jagd heimkehrender Treiber. Der Kaiser, im schlichten Zivilanzuge, frug denselben nach der Höhe, auf welcher geschossen wurde, nach dem Jagdglück u. s. w. Der stolze Jagdhelfer, ein echtes Gebirgskind, rückte nicht den Hut und sprach mit dem Kaiser in gewöhnlich derber Einfachheit; ja, als es zum Erklären der Standorte und anderer Einzelheiten kam, da griff er sogar an des Kaisers Arm, klopfte darauf und ward im Eifer des Erklärens und Erzählens, wie man so sagt, „recht gemütlich".

Der Kaiser, welcher sich unerkannt wußte, freute sich sichtlich über dieses Zwiegespräch und die beiden Männer schieden nach der sachkennerischen Unterhaltung als gute Freunde. — Später erst erfuhr der Treiber, mit wem er gesprochen, freute und ärgerte sich zugleich „sakrisch" über sein ungeniertes Benehmen.

9. Die Kaiserschanze.

Dicht hinter dem Steuerhause auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin war für den hochseligen Kaiser eine Einrichtung getroffen, die ihm bei Truppenbesichtigungen und Paraden das bequeme Besteigen des Pferdes ermöglichte. Diese Vorrichtung, im Munde des Volkes „die Kaiserschanze" genannt, ist bei solchen Gelegenheiten stets von einem vor dem Halleschen Thor allgemein unter dem Namen „der alte Lehmann" bekannten Herrn mit Reisig und Laub geschmückt worden. Dem greisen Monarchen wurde diese Thatsache auf irgend einem Wege bekannt; er ließ daher bei einer Frühjahrsparade (etwa 1883) den „alten Lehmann", der stets in unmittelbarer Nähe jenes Platzes schon früh Posto gefaßt hatte, zu sich heranbescheiden und dankte ihm für die erwiesene Aufmerksamkeit. Nun wollte es der Zufall, daß jener Herr sich eine Zeitlang auf einer Besitzung in Rußland aufhalten und die Ausschmückung des denkwürdigen Platzes unterlassen mußte. Mit um so größerem Eifer aber suchte er im nächsten Frühjahr das Versäumte nachzuholen, was dem hochseligen Monarchen sofort auffiel, als er die Schanze betrat. Freundlich lächelnd rief er dem Flügeladjutanten mit ziemlich lauter Stimme zu: „Nun, der alte Lehmann ist wohl wieder auferstanden?" und blickte nach der Richtung hin, wo derselbe immer zu stehen pflegte. Kaum hatte der Kaiser ihn erblickt, als er ihm, auf die Dekoration zeigend, freundlich zunickte. Der alte Lehmann meinte, er würde diesen Augenblick nie vergessen. Tief ergriffen über den Tod des allverehrten Landesherrn, wanderte er am

selbigen Tage (9. März 1888) hinaus auf das Tempelhofer Feld und pflanzte thränenfeuchten Auges mit Mühe in das harte Erdreich der Schanze einen Mast mit einer Trauerfahne!

10. „Die weißen Rosen für Mich."

Bei der Abfahrt vom Bahnhofe in Bomst (August 1876) überreichte dem Kaiser eine der festlich geschmückten Ehrenjungfrauen einen prachtvollen Blumenstrauß. Der gütige Monarch nahm, huldvoll dankend, denselben an und übergab ihn dem Kronprinzen, indem er, zur Spenderin gewendet, meinte: „Die roten Rosen in dem Blumenstrauß für Meinen Sohn, die weißen (wobei er freundlich lächelnd auf seinen Bart wies) für Mich."

11. Der gütige Schloßherr von Babelsberg.

Wie außerordentlich zart und rücksichtsvoll der hochselige Kaiser gegen Besucher des Schlosses Babelsberg jederzeit war, das ist ja weltbekannt. Hier sei zum Beweis für die rührende Herzensgüte des verewigten Monarchen nur ein Fall mitgeteilt.

Am 30. Mai 1876 hatte sich ein von Bremen nach Berlin übergesiedelter Kaufmann mit seiner Frau und einer zum Besuch bei ihm weilenden Familie nach dem vielgepriesenen Babelsberg begeben, um diesen Lieblingssitz des sieg- und ruhmgekrönten Herrschers kennen zu lernen. Man bewunderte die Zimmer des Schlosses und eine der Damen rief, als dabei von der Freundlichkeit und Einfachheit des erhabenen Herrn gesprochen wurde, voll Begeisterung aus: „Ich wäre die Glücklichste aller Sterblichen, wenn ich nur einmal den Rockzipfel des Kaisers ergreifen und küssen könnte." Kaum waren diese Worte gesprochen, als eine Thür sich von innen öffnete und der Kaiser erschien, welcher eben von einer Parade auf dem Bornstedter Felde zurückkehrte. „Hast Du Fremde da?" fragte der Monarch den Führer. „Zu Befehl, Majestät," lautete die Antwort. „Nun, so führe sie ruhig weiter," meinte der leutselige Schloßherr. Als nun die Besucher, welche den Kaiser selbst nicht gesehen, sondern nur dessen Stimme vernommen hatten, die den einen Flügel des Schlosses mit den anderen verbindende Gallerie zu passieren im Begriffe waren, stand plötzlich der erhabene Herr im einfachen Interimsrock vor ihnen. Da eilte eine der Damen auf den Allverehrten zu und küßte ihm, trotz seines Sträubens gegen eine solche Ehrfurchtsbezeugung, im überwallenden Gefühl der Freude die Hand; ihr fünfjähriges Töchterchen folgte dem Beispiel der Mutter. Als aber auch die andere Dame sich nahte, um in gleicher Weise ihre Huldigung darzubringen, wehrte der demütige Kaiser dies entschieden ab und wandte sich an den Begleiter der Damen mit der Frage, woher er sei. „Aus Bremen!" erwiderte der Angeredete; „Ah, Bremen!" gab der Kaiser zurück. Sodann erkundigte er sich nach dem Stande des Mannes und fragte, „ob die Herrschaften alle zusammengehörten"; auf die gegebene Auskunft: „Ja, das sind meine Geschwister

aus Liegnitz, die sich hier zum Besuch befinden," äußerte schließlich der überaus leutselige Monarch im Fortgehen: „Sehr weit auseinander, bedaure, daß die Herrschaften kein günstigeres Wetter getroffen haben und wünsche noch viel Vergnügen für den Rest des Tages!"

12. „Da muß Mein Sohn auch etwas haben."

Bei den Empfangsfeierlichkeiten des Kaisers in Saarbrücken (15. März 1871) brachten junge Damen ihre Huldigung durch Überreichung prachtvoller Blumenbouquets dar, wobei der ruhmgekrönte Siegesheld jedem der Fräuleins mit einem freundlichen Worte des Dankes die Hand reichte. Zu der schönen Sprecherin (Maria Sarry) aber, welche in der graziösesten und ungezwungensten Weise ihre Aufgabe löste, sagte er: „Sie haben viel hier in Saarbrücken gelitten, Ich weiß es", worauf die junge Dame ehrerbietigst erwiderte: „Ja, Kaiserliche Majestät, aber diese Stunde wiegt bei uns allen die Vergangenheit auf." Als dann schließlich dem hohen Herrn der Blumen fast zu viel wurden, sagte er lächelnd: „Das geht nicht, da muß Mein Sohn auch etwas haben" und schnell, ehe noch ein Adjutant es zur Übermittelung in Empfang nehmen konnte, war auch schon ein Bouquet dem Kronprinzen überreicht, der es freundlich entgegennahm und sich nun mit den jungen Damen gleichfalls auf das Leutseligste unterhielt.

13. Auf der Kasseler Industrie-Ausstellung.

Als König Wilhelm auf der Kasseler Industrie-Ausstellung (1870) bei Besichtigung der Kunstmöbel von Max aus Berlin auch seine Büste dort aufgestellt fand, fragte er den Aussteller: „Haben Sie den auch gemacht?" „Nein, Majestät," lautete die Antwort, „aber ich liebe ihn." Der Monarch, welcher schon den Rücken gewandt hatte, drehte sich wieder um und grüßte, an den Helm fassend, den schlagfertigen Berliner in der leutseligsten Weise.

14. Worte des Kaisers an die Deputation der Deutschen in Mailand.

Als der Kaiser, um den König Amadeo von Italien zu besuchen, in Mailand weilte (Herbst 1875), äußerte er sich zu der Deputation, welche die Adresse der Deutschen überbrachte, folgendermaßen: „Ich vermag keine Worte zu finden, um Ihnen Meine Freude über den Empfang auszudrücken, der Mir von Ihrer Seite zuteil geworden ist. Ich habe Sie, Meine Herren, bei Meiner Ankunft eher gehört als gesehen, Ich bedauere, daß der Wagen nicht an der deutschen Tribüne gehalten. Es ist nur einem Mißverständnis des Kutschers zuzuschreiben, daß Fräulein Ohly, welche das Bouquet überreichte, dem Wagen einige Schritte nacheilen mußte. (Der Kaiser faßte schnell nach dem Bouquet und nahm in der Eile das Taschentuch mit.) Ich wünsche noch die persönliche Bekannt-

schaft der Dame zu machen, um ihr Mein Bedauern mündlich auszusprechen. Nun, Meine Herren, Ich kann Mir wohl denken, daß Sie nicht zu Ihrem Vergnügen hier sind. Wie gehen denn die Geschäfte? Sie (dabei wandte sich der gütige Monarch an Herrn Mylius, den ersten Bankier Mailands), brauche Ich wohl nicht erst darnach zu fragen?"

15. Vom Kaiserfest in Hamburg (15. September 1881).

Bei Besichtigung der neuen Kaiserlich-Hamburgischen Seewarte unterhielt sich der Kaiser in seiner allbekannten leutseligen Weise auch mit Herrn H. Dahlström, der seiner Begeisterung für das Nord-Ostseekanalprojekt unverhohlenen Ausdruck gab. „Na ja," sagte der Monarch, „die Sache ist bis jetzt nur Projekt." „Ich hoffe, es wird im nächsten Jahre Thatsache," lautete Dahlströms ehrerbietige Erwiderung. Da wandte sich der Kaiser lächelnd an den danebenstehenden Finanzminister und verließ mit den Worten: „Da müssen Sie wohl wieder tief in die Tasche greifen, denn das Projekt wird gewiß viel Geld kosten," die maritime Ausstellung der neuen Seewarte.

Inzwischen hatten sich die Kampfgenossen und Kriegervereine aus den Schwesterstädten Hamburg und Altona, in Stärke von 4000 Mann, auf dem großen Heiligengeistfelde eingefunden. Nach der durch dieselben erfolgten begeisterungsvollen Begrüßung des obersten Kriegsherrn begab sich dieser in die prachtvolle Gartenausstellung. Als hier ein Kranz reizender Damen dem erhabenen Herrscher durch Überreichen von Bouquets ihre Huldigung darbrachten, ernteten dieselben aus dem Allerhöchsten Munde das artige Kompliment: „So hübsche Damen machen Hamburg alle Ehre!"

Die schönsten Eindrücke aber dürfte der greise Landesherr wohl von der, gleichsam durch eine langgestreckte Blumenausstellung mit Triumphbögen u. dgl. sich bewegende, Fahrt um die Außen-Alster gewonnen haben. Besonders fiel eine Gruppe von festlich kostümierten Kindern auf, die in Weiß, mit Kornblumen im Haar, Spalier bildeten, ebenso Gruppen von Knaben und Mädchen in Fischer-, Schiffer- und landesüblichen Bauerntrachten. Nach dem Passieren der Schiffsbrücke zeigte sich bei Bellevue ein fesselndes Bild, nämlich die von Fräulein Ebbinghaus dargestellte Germania, umgeben von einer Schar weißrot gekleideter Kinder. „Sieh nur, Viky, eine Germania!" rief der freudig überraschte Monarch, welcher den Zug auf einige Minuten halten ließ, der Kronprinzessin Viktoria zu. Die Kinder umringten nun den Kaiserlichen Wagen und brachten unter Jubelrufen Blumenspenden, Lorbeerkränze und Sterne dar, mit denen dann auch noch namentlich der Wagen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm und des Prinzen Wilhelm (unseres jetzigen Kaisers) aufs Reichste geschmückt wurde. Tiefgerührt von all den Liebesbeweisen, dankte der gütige Monarch: „Aber Kinder, was habt Ihr Euch für Mühe gemacht. Ich

wollte ja Hamburg nur ‚Guten Tag‘ sagen und Ihr macht ein Fest daraus!“

Hier seien gleich noch die beiden Tischreden mitgeteilt, welche bei dem nun folgenden, in dem prächtigen Palais Jenisch hergerichteten, Kaiser-Bankett der Stadt Hamburg gehalten wurden. Bürgermeister (Senator) Dr. Kirchenpaur sprach, während die Tischgesellschaft stand, folgendes: „Seine Majestät gestatteten mir das Wort zu nehmen. Ich thue es nicht blos im Namen des Senats und der Bürgerschaft, sondern auch im Sinne der ganzen Bevölkerung, um wärmsten Dank entgegenzubringen für die hohe Ehre, die uns durch den Besuch Sr. Majestät am heutigen Tage zuteil geworden ist, der ein Ehrentag ist, wie wir ihn in der Geschichte unserer Stadt, die bis zur Zeit der ersten deutschen Kaiser hinaufreicht, vergeblich suchen. Diese Geschichte aber bezeugt, daß Hamburg den deutschen Kaisern stets in unwandelbarer Treue ergeben war. Die Treue ist fest begründet in der Liebe zum großen Vaterlande, sie ist es auch, die uns heute beseelt, heute, wo es uns vergönnt ist, diese Treue zu Sr. Majestät und dem Kaiserhaus im Ausdruck der Verehrung und Dankbarkeit persönlich darbringen zu können. Diese Gefühle sind es auch, welche heute die ganze Stadt in freudige Bewegung setzen und die wir zusammenfassen in dem Rufe: Seine Majestät der Deutsche Kaiser, König Wilhelm von Preußen, lebe hoch!“

Unverweilt erwiderte der hochbejahrte Herrscher mit weithin tönender Stimme: „Die Worte, welche Sie soeben gesprochen haben, sind nur die Wiederholung dessen, was Ich heute und gestern überall hier gefunden: treue Anhänglichkeit an Kaiser und Reich. Ich hoffe, daß diese Gesinnungen stets dieselben bleiben mögen von Generation zu Generation, im Anblick der Würde, in der Ich Mich befinde. Dreimal bin Ich immer wieder mit Vergnügen nach Hamburg gekommen, das Mir auch heute aufs Neue einen so freundlichen Empfang bereitet hat. Ich spreche dafür Meinen innigen Dank aus sowie für die herzlichen Gesinnungen, welche Ich gefunden und denen die Bürgerschaft einen so überraschend schönen Ausdruck zu geben verstanden hat. Deshalb trinke Ich auf das Wohl der freien und Hansestadt Hamburg und rufe: Die Stadt Hamburg lebe hoch!“

Den biederen Bewohnern Hamburgs wird jener Kaisertag (15. September 1881) gewiß unvergessen bleiben.

16. Die beiden ältesten Soldaten.

Große Freude bereitete es dem Kaiser, daß zu der Parade, welche er über das 10. Armeekorps in Hannover abhielt, etwa 5000 alte Krieger, zumteil aus den entferntesten Gegenden des Landes, herbeigeeilt waren, um ihn zu sehen, ihm ihre Ergebenheit und Treue auszudrücken. Zu einem 94jährigen Veteranen, einem pensionierten Wachtmeister und

gleichzeitigen Chausseegelderheber, der bereits 1812 in Dienst getreten, bei Waterloo sich einen Orden verdient hatte und nun aus der Gegend von Hameln herbeigekommen war, sagte der Kaiser, indem er ihm vom Pferde herab freundlich die Hand reichte: „Wir beide sind gewiß die ältesten Soldaten hier auf dem ganzen Platze! Nun, lange wird es wohl nicht mehr dauern, bis uns der oberste Herr aller Heerscharen zum letzten Appell zu sich ruft.“

17. Das Trommel- und Querpfeifen-Konzert.

Als Kaiser Wilhelm im Jahre 1878 für die Zeit der rheinländischen Manöver auf dem Schlosse Benrath bei Düsseldorf seinen Aufenthalt genommen hatte, war alles eifrig bemüht, dem innigst geliebten Landesherrn sowie dessen erlauchter Gemahlin eine Freude zu bereiten. So faßte auch ein Bürger aus Krefeld den kühnen Entschluß, dem hohen Herrscherpaare eine eigenartige Huldigung darzubringen. Derselbe hatte nämlich vier Söhne (der jüngste zählte 4 Jahre), welche gleich ihm teils in der Kunst des Trommelns teils in der des Piccolo-Flöteblasens ausgebildet waren. Mit diesem Orchester begab sich nun der glückliche Vater-Dirigent nach Benrath und ließ um die hohe Gnade bitten, den Majestäten ein Trommel- und Querpfeifen-Konzert bringen zu dürfen. In huldvollster Weise wurde hierzu die Genehmigung erteilt und die sonderbare Aufführung nahm ihren Anfang. Der gütige Monarch spendete den Tonkünstlern hohes Lob, erkundigte sich nach dem Alter sowie der Heimat derselben und fragte dann auch nach der Bestimmung eines Blumenstraußes, den die miterschienene Schwester der Kunstjünger in Händen hielt. Die Antwort lautete: „Wir sind aus Krefeld und haben das Konzert veranstaltet, um unserm lieben Kaiser eine Freude zu machen; der Blumenstrauß ist für die Kaiserin bestimmt.“ Der leutselige Monarch holte nun seine hohe Gemahlin herbei, welche den Strauß huldvoll aus der Hand des Mädchens entgegennahm. Mit freundlichem Danke entlassen, kehrte die kleine Familien-Kapelle hochbeglückt heim.

---

d. Gegen Frauen und Kinder.

1. „Mutter Anna“ vom Ottilienberge.

Kaiser Wilhelm kam, als er im Mai 1877 die Reichslande besuchte, auch nach dem Ottilienberge bei Barr im Elsaß. Auf der Höhe desselben liegt das berühmte Kloster St. Odile, welches zum Bistum Straßburg gehört und in dem eine Gastwirtschaft für Rechnung des Episkopats betrieben wird. Die Oberin des Klosters war die hochwürdigste Mutter Anna, eine reiche Gutsbesitzerstochter aus der Umgegend. Der greise Kaiser unterhielt sich lange mit der ehrwürdigen Dame, deren Jovialität

im ganzen Kreise bekannt war. Im Laufe des Gesprächs betonte der leutselige Herr sein hohes Alter: „Ach, das macht nichts, Majestät," meinte die Äbtissin, „ich bin just auf den Tag vier Wochen älter und ‚krexele' den Berg noch wöchentlich ganz lustig zu Fuß herauf und herunter. So wette ich auch, wir werden uns noch einmal wiedersehen." — „Ich will's hoffen, Frau Mutter," antwortete der Kaiser, „sei es auch nur, um zu hören, daß ich nicht der Einzige meines Alters bin." — Zwei Jahre darauf war der Kaiser Wilhelm abermals im Elsaß und sah auch die „Mutter Anna" auf dem Ottilienberge wieder. „Schauen's Majestät, wie ich recht gehabt habe, wir sehen uns alleweile noch einmal!" Beim letzten Besuche jedoch, den der nun verewigte Kaiser den Reichslanden abstattete, war die Oberin unwohl und konnte nicht nach Straßburg kommen; dem Monarchen aber war die Zeit zu knapp bemessen, um einen Besuch im Kloster zu machen. „Mutter Anna" schickte ihm ein Fäßchen alten Klosterweins und einen Brief, in dem sie schrieb, daß sie hoffe, das nächste Mal mit dem Kaiser Gesundheit trinken zu können. Sie würden sich bestimmt noch einmal sehen, denn sie habe das Gefühl, daß der Kaiser so alt werden und so rüstig bleiben werde, wie sie. — Am 9. Februar 1888 starb Mutter Anna; genau 4 Wochen später folgte ihr der deutsche Kaiser in die Ewigkeit. Nun haben sie sich wiedergesehen, wenn auch nicht in dieser Welt!

2. Pauline Lucca.

Wie die hochgefeierte Sängerin Pauline Lucca, welche ihre Stellung am Kgl. Opernhause in Berlin unter Bruch des Kontraktes plötzlich verlassen hatte, später den Kaiser Wilhelm versöhnte, sodaß sie in Berlin wieder auftreten durfte, sei in Nachstehendem erzählt. Es war im Jahre 1881; der sieg- und ruhmgekrönte Herrscher hielt sich in Ischl auf. In der Gala-Vorstellung wirkte Pauline Lucca mit und zwar als Nandl im „Versprechen hinterm Herd". Die Gelegenheit. einen Sturm auf des gütigen Kaisers Herz zu wagen, war zu günstig, als daß sich die Diva dieselbe hätte entgehen lassen sollen. Als sie nun in der Rolle der Almerin „Nandl" frisch und fröhlich, einen Tragkorb mit Gras auf dem Rücken, die Sichel in der Hand und Holzschuhe an den zierlichen, kleinen Füßen, die Bühne betrat und im echten, unverfälschten Dialekt zu plaudern begann, da nahm sie plötzlich aus ihrem Tragkorbe Kornblumen und indem sie einen Strauß davon band, erzählte sie (immer im oberösterreichischen Dialekt), der deutsche Kaiser sei unten im Thal eingezogen und ihm wolle sie den „Buschen von seinen Lieblingsbleameln bringen, damit er halt nit mehr bös sei und ihr verzeihen möcht', denn sie habe sich einst ‚herb'' an ihm vergangen. Aber da nach Regen wieder die Sonn' folgen müsse, so hoffe sie, daß auch der Sonnenschein der Gnade wieder für sie leuchten werde!" — Sie war bei den letzten Worten, wie zufällig, neben ihrem Korb auf die Kniee gesunken und richtete die Augen bittend nach der Loge, wo der greise Kaiser saß, der vergebens seine Rührung

zu verbergen suchte. Es war nur ein Augenblick, nur den Eingeweihten verständlich, aber die Lucca hatte gesiegt. Nach der Vorstellung ließ sich der Kaiser den Kornblumenstrauß ausbitten und der Sängerin die Hoffnung aussprechen, sie „recht bald in Berlin zu sehen". Am 22. März 1882 erschien denn auch Pauline Lucca nach zehnjähriger Abwesenheit wieder als „Carmen" auf der Bühne des Königlichen Opernhauses.

3. Die Realschüler von Barmen.

Als der Kaiser im Juni 1877 wieder in seinem lieben Ems weilte, wurde ihm hier eine angenehme Überraschung von einer Barmer Realschule bereitet, deren obere Klassen, geführt von ihren Lehrern, bewehrt mit Fähnlein und gleichmäßig gekleidet, vor ihm aufmarschierten. Die frischen Jungen gefielen dem hohen Herrn, er hat freundlich mit ihnen geredet und sie kaiserlich bewirten lassen. Einer der Schüler sollte seine Futtertasche öffnen, doch er zögerte verlegen; als er es endlich auf Zureden doch that, zeigte sich ein so respektables Schinkenbutterbrot, daß der Kaiser lächelnd meinte: „Nun, damit kannst Du es schon aushalten."

4. Ein zwölfjähriger Gratulant.

Die herablassende Freundlichkeit des Kaisers, namentlich auch gegen Kinder, sowie die Art und Weise, wie er diese berücksichtigte, war einer der schönen Züge seines reichen Gemütes. Die nachstehende Geschichte legt hiervon ein beredtes Zeugnis ab.

Am 22. März 1887 wagte sich ein kleiner unerschrockener, etwa 12 Jahre alter, Knabe aus Rixdorf bei Berlin, dessen sehnlichster Wunsch es schon seit Jahren gewesen war, seinem Kaiser einmal persönlich zum Geburtstage zu gratulieren, in das Palais, um seinen Vorsatz auszuführen. Natürlich wurde er hier von der Dienerschaft zurückgehalten und ihm gesagt, daß er an einem solchen Tage, wo die Zeit des Kaisers in so hohem Maße in Anspruch genommen sei, nicht vorgelassen werden könne, er möge aber des anderen Tags wiederkommen. Die Diener glaubten, der kleine Gratulant würde sich durch diese gerechtfertigte Abweisung entmutigen lassen; allein dem war nicht so. Am andern Tage, einem Sonntage, erschien er wirklich wieder und erneuerte seine Bitte, welche dem Kaiser sofort mitgeteilt wurde. Nach längerem Warten erhielt er die Erlaubnis, vor Sr. Majestät zu erscheinen. Freundlich nahm der 90jährige Landesvater die kindlichen Glückwünsche entgegen und fragte den Knaben, wie er heiße. „Karl B.", lautete die Antwort. „Hast Du auch Geschwister?" „Jawohl, noch fünf." Darauf erkundigte sich der Kaiser, weshalb er einen Flor trage. „Das geschieht aus Trauer über den Tod meines Vaters," erwiderte der unbefangene Knabe. Nun bat letzterer um die Erlaubnis, ein Lied vorsingen zu dürfen. „Warum nicht, mein Kind, wenn Du gut singen kannst," versetzte der hohe Herr.

Der Knabe sang das Kornblumen-Lied:

Unser Kaiser liebt die Blumen,
denn er hat ein sanft Gemüt;
doch vor allen liebt er eine,
die in keinem Garten blüht.

Nicht nach Rosen steht sein Sehnen,
draußen pflückt er sie im Feld —
eine kleine blaue Blume,
die er für die schönste hält.

Unvergeßlich bleibt Luise,
Preußens Stolz und lichter Stern:
Sie trug einst die blaue Blume
als den schönsten Schmuck so gern.

Darum hat der Sohn der Eltern
sie als Liebling sich gewählt,
weil die Liebe zu der Mutter
Wunderbar sein Herz beseelt.

Der Kaiser reichte dem kleinen Patrioten die Hand und entließ ihn mit den Worten: „Es ist brav von Dir, Mein Sohn, Ich danke Dir, grüße Deine Mutter von Mir recht herzlich."

5. Das Mägdlein mit dem Blumenstrauß.

Während seines Aufenthalts in Straßburg (Mai 1877) sah der Kaiser eines Tages ein kleines Mädchen, das einen Strauß von Frühlingsblumen in der Hand hielt, am Wege stehen. Es hätte die Blümlein so gerne dem verehrten Landesherrn überreicht, das war auf seinem Gesichtchen zu lesen. Dies merkte auch bald der Kaiser und nahm dem Töchterchen den Blumenstrauß aus der Hand mit den Worten: „Nun, gieb es nur her, Mein Kind!"

6. Des Kaisers Küchenwagen.

Wie wohlwollend und gütig Kaiser Wilhelm Kindern gegenüber war, das zeigt u. a. auch nachfolgende Geschichte. Der geliebte Landesvater nahm einmal wahr, daß auf der von Schloß Babelsberg nach Potsdam führenden alleeartigen Straße die Kinder unter der Sonnenglut den weiten Weg nach der Stadt zur Schule gingen und wie sich einige von ihnen ermattet hinsetzten, um etwas auszuruhen. Da kam ihm ein liebenswürdiger Gedanke, der ihm selbst viel Vergnügen machte. Er wies nämlich die Kutscher der flachen Küchenwagen, die täglich von Babelsberg nach Potsdam fuhren, um den Bedarf an Früchten, Gemüsen u. dergl. für den Schloßhaushalt herbeizuschaffen, sogleich an, jedesmal soviel Schüler mitzunehmen, als auf den Wagen irgend Platz hätten.

Hei, welche Freude, welche Lust,
so flott zur Schule hinzufahren!
Die Kleinen wurd'n sich wohl bewußt,
wem sie dafür verpflichtet waren
und jauchzten sich die Kehlen heiser:
„Es lebe unser guter Kaiser!"

7. Eine Patenstelle.

Noch kurz vor seinem Tode hat Kaiser Wilhelm, wie so oft in seinem Leben, die Annahme einer Patenstelle zugesagt. Dem Tischler Peter Tichy in Ellguth-Hultschin, vormals Unteroffizier im 1. Oberschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 22, wurde nämlich am 2. Februar 1888 der achte Knabe geboren und Tichy hatte deshalb an Se. Majestät die Bitte um Übernahme einer Patenstelle gerichtet. Darauf ging ihm nachstehender Bescheid zu: „Berlin, 8. März 1888. Seine Majestät der Kaiser und König wollen die erbetene Patenstelle bei Ihrem am 2. v. M. geborenen achten lebenden Sohne annehmen und gestatten, daß Allerhöchstihr Name in dem Standesamts-Register genannt und in dem Kirchenbuche aufgeführt werde. — Die beifolgenden 30 Mark sind zum Ankaufe eines Geschenkes für den Täufling bestimmt. Auf Allerhöchsten Befehl: Bork, Geheimer Hofrat."

8. Die kühne Frau.

Von einer Parade zurückgekehrt, vernahm der Kaiser von seinem Arbeitszimmer aus, das er eben betreten, ganz in seiner Nähe laute Stimmen. Er öffnete die Thür seines Gemachs und sah, wie Schutzleute und Diener damit beschäftigt waren, eine Frau zu entfernen, die sich unbemerkt in das Palais eingeschlichen hatte und bereits bis ins Vorzimmer des Kaiserlichen Kabinetts gelangt war. Nachdem der Monarch die Ursache der Störung sowie die Absicht der Frau, ein Gnadengesuch zu überreichen, erfahren hatte, verzieh er ihr gnädig die bewiesene Unziemlichkeit und sagte begütigend zu den, die Hilfeflehende festhaltenden, Männern: „Laßt die Frau nur los; da sie einmal so weit gekommen ist, will Ich ihr auch gleich Gehör schenken, sie soll den Weg nicht vergeblich gemacht haben!"

9. Die fußfällig bittende Frau.

Auf dem Bahnhofe zu Fürstenwalde, wo der Kaiser auf einer Reise zur Jagd nach Oberschlesien (Herbst 1874) einen kurzen Halt machte, warf sich eine plötzlich herbeieilende Frau dem Landesvater, welcher ausgestiegen war, um die Begrüßungen der Behörden entgegenzunehmen, zu Füßen. „Stehen Sie auf, liebe Frau!" sagte der Monarch mit sanftem Tone, „Ich liebe das nicht, daß man vor Mir auf die Kniee fällt. Was ist Ihr Anliegen?" „Majestät! Mein Mann soll ins Gefängnis und ist doch ganz unschuldig!" u. s. w., jammerte die Gefragte.

Der Kaiser nahm ihr den in der Hand haltenden Brief ab, gab diesen dem Flügel-Adjutanten und sagte tröstend: „Ich werde, liebe Frau, die Angelegenheit Ihres Mannes genau prüfen und demselben, wenn es irgend thunlich ist, Meine Gnade nicht vorenthalten.“

10. Eine Begnadigung.

Schon mehrmals hatte die Frau eines niederen hessen-naussauischen Beamten, der sich wegen einer als Versicherungsagent begangenen Unterschlagung zu Koblenz in Haft befand, ein Gnadengesuch an den Kaiser eingereicht, ohne damit etwas erzielt zu haben. Da versuchte sie es noch einmal, dem im Bade Ems weilenden Landesvater (1876) ihr Gesuch persönlich zu überreichen. Sie verstand es, die Aufmerksamkeit des Monarchen auf sich zu ziehen und erhielt nach Überreichung der Bittschrift die Versicherung der Allerhöchsten Teilnahme. Schon nach wenigen Tagen lief bei der Arresthaus-Direktion zu Koblenz auf telegraphischem Wege der Befehl des Justizministers ein, jenen Beamten sofort zu entlassen, da derselbe vom Kaiser begnadigt sei. Die unerschütterliche Treue der Gattin hatte das Herz des gerechten, aber auch gnadenreichen Kaisers gerührt und überwunden.

11. Ein Gnadengeschenk zur militärischen Ausstattung.

Ein Berliner Junge wußte keinen besseren Ausweg, um in den Besitz der längst und sehnlichst gewünschten militärischen Ausrüstungsgegenstände (Helm, Gewehr, Tornister u. s. w.) zu gelangen, als die Gnade des leutseligen Kaisers anzurufen. Er that das denn auch unter dem feierlichen Versprechen, „wenn er groß und stark genug geworden sein würde, seinem ‚lieben Herrn Kaiser‘ als ein tapferer und treuer Soldat dienen zu wollen.“ Der gütige Monarch hatte Gefallen an dem dreisten Burschen und bewilligte ihm ein Gnadengeschenk, welches hinreichte, auch die kühnsten Wünsche desselben zu befriedigen.

12. Der Brief eines Waisenknaben.

Ein 13jähriger Knabe des Armen- und Waisenhauses zu Hüls, der große Lust hatte, Soldat zu werden, richtete an den Kaiser folgendes Schreiben: „Geehrter Herr König. Ich muß eine Bitte an Sie stellen, welche Sie mir gewiß wohl nicht abschlagen werden. Ich bin jetzt 13 Jahre alt und die Lust, Soldat zu sein, hat mich zum Schreiben geführt. Ich bitte Sie daher, wollen Sie die Güte haben und mich schon jetzt bei den Soldaten aufnehmen. Ich bitte Sie, mir sobald wie möglich zu schreiben. Hiermit verbleibe ich Ihr ergebener Unterthan H..... P..... Wollen Sie die Güte haben und mir die Adresse schreiben an H..... P..... im Armen- und Waisenhause zu Hüls.“ —

Selbst dieser Brief wurde nicht unbeachtet gelassen und der kühne

Knabe erhielt auf Befehl des gütigen Monarchen durch das Kriegs-Ministerium den Bescheid, „daß er noch zu jung sei, seine Bitte deshalb zur Zeit nicht erfüllt werden könne."

13. „Trinken Sie doch ja Ihr Bier."

Als der Kaiser auf einem seiner Spaziergänge in Ems einem Verkaufsgeschäft sich näherte, entging es ihm nicht, daß die demselben vorstehende junge Dame eine Flasche Bier nebst Glas eiligst beiseite stellte und die Befriedigung des Durstes sich versagte, um in gebührender Haltung den vorübergehenden geliebten Landesherrn anschauen zu können. „Trinken Sie doch ja Ihr Bier, mein Fräulein!" so redete der gütige Monarch die junge Dame an, „und lassen Sie sich durch Mich nicht stören! Es ist heute sehr heiß, da mundet ein kühler Trunk doppelt gut."

14. Rührende Höflichkeit.

„Sie waren eher hier als Ich, liebe Frau! Trinken Sie also auch zuerst!" sagte der leutselige Kaiser zu einer schlichten Frau aus Leipzig, die, am Kesselbrunnen in Ems ihres Frühtrunks harrend, ehrerbietig Platz machte, als der erhabene Monarch zu gleichem Zwecke an die Heilquelle herantrat.

15. Der kleine Wilhelm.

In Ems ging (1869) eine Mutter mit ihrem kleinen Wilhelm an demselben Orte spazieren, wo der König Wilhelm lustwandelte. Als man dem erhabenen Landesherrn sich näherte, sagte sie zu dem Söhnchen: „Nun, Wilhelm, sei still! Dort kommt unser lieber König Wilhelm!" Das Bürschlein hatte gedacht, ein König müsse immer eine goldene Krone auf dem Haupte und ein Zepter in der Hand haben; er sah nun aber, daß der vielgepriesene Herrscher nichts Derartiges an sich trug, vielmehr gekleidet war wie andere Menschen auch. Darum glaubte der kleine Kerl nicht, daß der vornehme Herr dort der König sei; er sagte: „Ich sehe ja gar keine Krone und kein Zepter; das ist gewiß nicht der König Wilhelm." „Ja, lieber Sohn," erwiderte die Mutter, „das ist der König Wilhelm." — Mittlerweile war man ganz in die Nähe Sr. Majestät gekommen. Da faßt sich denn mit einem Male das Büblein ein Herz, läuft von der Mutter fort und hin zum Könige, umspannt dessen Kniee und ruft: „Bist Du wirklich der König Wilhelm?" „Ja, ich denke, kleiner Mann," antwortete der gütige Monarch; „wie heißt denn Du und was willst Du werden?" „Ich heiße auch Wilhelm," ruft freudestrahlend der muntere Knabe aus, „und Soldat will ich werden; aber weißt Du, König Wilhelm, ein solcher Soldat, die rote Aufschläge und weiße Federbüsche haben, denn ich habe auch schon eine solche Uniform." „Gott segne Dich, Mein Junge," erwiderte der König, „und wenn Du einmal groß wirst, dann

sage meinem Sohne Fritz, Du wolltest unter die Soldaten mit den roten Aufschlägen und weißen Federbüschen, der alte König Wilhelm habe es Dir erlaubt!" Überglücklich springt der Kleine davon, um der Mutter zu erzählen, was der König Wilhelm ihm gesagt hat. — Aus dem kleinen Wilhelm ist, wenn er am Leben geblieben, jetzt ein großer Wilhelm, aus dem Knaben ein Mann geworden; ob dieser aber als Offizier den Ehrenrock seines Königs und Kaisers trägt, ich weiß es nicht.

16. „Ja, ja! Das ist Dein lieber Kaiser!"

In den Rhein-Anlagen zu Koblenz (1875) hörte der Kaiser, inmitten des zahlreich versammelten Publikums und ganz in seiner Nähe, das Gespräch eines Erwachsenen mit einem Kinde. „Welcher ist der Kaiser, lieber Papa?" „Der dort in der schönen Husaren-Uniform, mein liebes Kind!" lautete die Antwort. Kaum hatte der greise Monarch die also Redenden (einen Offizier und dessen etwa fünfjähriges Söhnchen) erspäht, als er auch schon den eben in die Worte: „Also das ist unser lieber Kaiser!" ausbrechenden Knaben in seine Arme schloß und mit dem Ausruf: „Ja, ja! Das ist Dein lieber Kaiser!" herzte und küßte.

Kapitel VII.

Erkenntlichkeit und Dankbarkeit.

a. Öffentliche und private Danksagungen, Ansprachen, Erlasse und dergl.

1. An die Waffenbrüder des badischen Feldzuges.

Der siegreiche badische Feldzug (Juni und Juli 1849), welcher für den Kaiser persönlich wie für die Geschichte in hohem Grade denkwürdig und bedeutungsvoll gewesen ist, brachte dem damaligen „Prinzen von Preußen" ehrenvolle militärische Auszeichnungen ein, die für ihn hohen Wert hatten; ihn schmückten fortan vor allem der Orden pour le mérite sowie das Großkreuz des badischen Militär-Karl-Friedrich-Verdienstordens. Die Tapferkeit, welche sein Heer in diesem Feldzuge bewiesen, erkannte der ruhmgekrönte Prinz durch folgenden Armeebefehl dankbar an:

„Kameraden! Mit bewegtem Herzen rufe ich Euch ein Lebewohl zu, indem ich Euch aus dem bisherigen Dienstverbande entlasse. Der Ruf des Königs, unseres Kriegsherrn, hatte uns auf dem Felde der Ehre zusammengeführt; wir haben schöne und siegreiche Tage gemeinschaftlich bestanden, die ich Eurer Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer verdanke.

Wir haben Gott, der den Sieg an unsere Fahnen fesselte, unsern demütigen Dank dargebracht und seinen Frieden über die gefallenen Brüder erfleht.

Nochmals aber muß ich den Herren Generalen, den Offizieren und allen Soldaten meinen herzlichen Dank aussprechen für die Umsicht, mit welcher erstere meine Anordnungen ausführten, für das rühmliche Beispiel, das die Offiziere bei allen Gelegenheiten gaben, wo es die Durchführung des Kriegszweckes galt, für die Ausdauer, welche von den Soldaten bei Ertragung unvermeidlicher Anstrengungen und Entbehrungen bewiesen wurde, für die Tapferkeit endlich, die alle auf dem Schlachtfelde bewiesen haben. Das lohnende Gefühl treuester Pflichterfüllung begleite einen jeden beim Eintritt in seine nun veränderten Verhältnisse.

Soldaten der Landwehr! Euch besonders liegt es ob, den guten Namen, den Ihr in Euren Bataillonen erworben habt, nun auch bis zum Augenblick der Entlassung rein zu erhalten durch eine militärische Haltung. Das Gefühl, Eure Pflicht erfüllt zu haben, dem Könige, dem Vaterlande und Eurem Eide unwandelbar treu geblieben zu sein, müßt Ihr in der Heimat nicht nur bewähren und pflegen, sondern diesen Gesinnungen auch nach allen Richtungen hin und unter allen Umständen Geltung verschaffen. Kameraden! Niemand von uns lasse sich den Ruhm entreißen, den Preußens Heer sich um Deutschland erworben hat. Und braucht das Vaterland von neuem unsern Arm, so möge der Ruf unseres Königs uns wieder zusammenführen! Er weiß, daß er uns vertrauen kann und daß wir bereit sind, unser Leben einzusetzen, wenn es Preußens Ehre gilt."

2. Erlaß des „Prinzen von Preußen" bei Übernahme des Protektorats der „Allgemeinen Landesstiftung als Nationaldank zur Unterstützung der vaterländischen Veteranen und invaliden Krieger in Preußen" (Juni 1854).

„Der Dank meines in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät und Kriegsherrn an sein siegreiches Heer von Paris, 3. Juni 1814, weist ausdrücklich darauf hin, daß ‚mit Dank und Liebe das Vaterland' seine würdigen und tapferen Kämpfer mit Gott für König und Vaterland empfangen werde. Dieser Dank und diese Liebe des Vaterlandes hat sich in einzelnen Fällen auch vielfach bewährt; es fehlte bisher jedoch an einem geeigneten Mittelpunkte zur allgemeinen nationalen Fürsorge für die Erleichterung der sorgenvollen Lebensabende der noch lebenden hilfsbedürftigen vaterländischen Veteranen, deren es noch viele Tausende giebt; ja es giebt zurück bis in die Zeit unseres Königlichen Helden Friedrichs des Großen Majestät noch einzelne dergleichen Krieger. Dieser Mittelpunkt ist nunmehr in der seit dem 15. Oktober 1851 ins Leben getretenen ‚Allgemeinen Landesstiftung als Nationaldank' gefunden worden. Der Gedanke zur Begründung dieser Stiftung ist vom Kuratorium derselben in verdienstvoller Weise bis auf den jetzigen segensvollen Standpunkt zur That gebracht worden und es haben hierdurch die obigen

Königlichen Verheißungen zum Wohl der Armee und deren invaliden Krieger wie zu Ehren des Vaterlandes ihre volle Erfüllung erhalten."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Es wird mir," heißt es sodann am Schlusse des Erlasses, „ein wohlthuendes Gefühl sein, die Verdienste um das Gedeihen dieser Stiftung und die Fürsorge für die hilfsbedürftigen invaliden Krieger dankbar anzuerkennen und auch Sr. Majestät dem Könige zur Allergnädigsten Berücksichtigung zu empfehlen. Mögen mir hierzu, wie bisher, so auch fernerhin viele Veranlassungen gegeben werden, da dieser Stiftung meine ganz besondere Aufmerksamkeit und Fürsorge stets zugewendet bleiben wird und ich in derselben den schönsten Ausdruck der preußischen Nationaldankbarkeit für die rühmliche Hingebung und Treue der preußischen Armee an König und Vaterland erkenne. Es werden vielleicht früher, als wir es glauben, Zeiten eintreten, wo das Heer auf den Ruf seines Königs und Kriegsherrn zu den Waffen greifen muß. Dann wird die Absicht der allgemeinen Landesstiftung klar in das Bewußtsein eines jeden Vaterlandsfreundes treten und der Soldat freudig in den Kampf gehen, wissend, daß König und Volk seiner auch in den spätesten Tagen eingedenk sein wird."

3. An das Kuratorium der Stiftung „Nationaldank" (11. Juni 1854).

„Die Stiftung des ‚Nationaldank' hat bereits reichliche und schöne Früchte getragen; daß aber gerade im ganzen preußischen Vaterlande die Feier unserer silbernen Hochzeit hauptsächlich benutzt worden ist, um durch Geschenke und Stiftungen das Los unserer alten würdigen und hilfsbedürftigen Vaterlandsverteidiger zu mildern, hat auf unbeschreibliche Weise unser Dankgefühl erhöht, daß die Vorsehung uns dies schöne Fest erleben ließ. Doppelt dankbar muß ich es anerkennen, daß ich zum Protektor dieser wichtigen Stiftung erwählt ward, weil dadurch der 11. Juni 1854 ein so segensreicher für die alten preußischen Krieger wurde. Freudiger als ich konnte wohl niemand dieses Protektorat übernehmen, da ich selbst erst vor kurzem von unserm Könige und Kriegsherrn berufen war, einen Teil seiner Armee gegen den Feind zu führen, und Zeuge sein mußte, wie viele Verstümmelte einem schmerzlichen und daher sorgenvollen Leben entgegengeführt wurden. Auch für diese dereinst reichlichere Fürsorge getroffen zu sehen, ist für mich ein beruhigendes Gefühl der Dankbarkeit."

4. Depesche an den Prinzen Friedrich Karl (nach Erstürmung der Düppeler Schanzen am 18. April 1864).

Nächst dem Herrn der Heerscharen verdanke Ich Meiner herrlichen Armee und Deiner Führung den glorreichen Sieg des heutigen Tages. Sprich den Truppen Meine höchste Anerkennung aus und Meinen Königlichen Dank für ihre Leistungen.

5. Ansprache an die Offiziere und dekorierten Unteroffiziere bei der Parade in Sundewitt (22. April 1864).

Meine Herren! Ich bin hierher gekommen, um der tapferen Armee persönlich Meinen herzlichen Dank auszusprechen für die außerordentlichen Leistungen, für die bewundernswerte Ausdauer bei den gehabten unendlich großen Strapazen, für die umsichtige, vorzügliche Führung der Truppen, für den großen herrlichen Sieg. Gern, Meine Herren, wäre Ich in diesem Feldzuge mitten unter Ihnen gewesen, leider aber gestattet dies zur Zeit die Stellung, die Ich jetzt einzunehmen berufen bin, nicht; andere Verhältnisse bedingen Meine Abwesenheit von dem im Felde stehenden Truppen und dies, versichere Ich Ihnen, thut Meinem Soldatenherzen wehe. Sie haben die Augen von ganz Europa auf sich gezogen und überall, wo man hinhört, das größte Lob eingeerntet. Das, Meine Herren, ist die Frucht des guten Geistes, der, wie allbekannt, die ganze preußische Armee beseelt und gewiß nie in derselben erlöschen wird. Ich sage Ihnen allen nochmals Meinen tiefgefühltesten Dank. Den Sturm-Kolonnen werde Ich für die in höchstem Maße bewiesene Bravour und Unerschrockenheit, mit welcher sie den großartigen Sieg herbeiführten, ein ganz besonderes Denkzeichen verleihen. Adieu, Meine Herren! Teilen Sie allen Mannschaften Meine Allerhöchste Anerkennung mit und sagen Sie ihnen Meinen Königlichen Dank.

6. Ansprache an die Dekorierten bei dem Siegeseinzug der Truppen in Berlin vor dem Denkmal Friedrichs des Großen (7. Dezember 1864).

Es ist ein erhebender Augenblick für Mich, in welchem Ich einen Teil Meiner Armee, die Ich zum Kriege aufbieten mußte, mit Ruhm und Ehren gekrönt, in die Heimat zurückkehren und in Meine Residenz einziehen sehe. Alle haben mit Hingebung und heldenmütiger Tapferkeit gefochten; viele sehe Ich hier um Mich versammelt, die Ich auszeichnen konnte als Anerkenntnis hervorragender Thaten. Uns zur Seite haben die Truppen Meines hohen Alliierten, des Kaisers von Österreich, in Tapferkeit gewetteifert. Den blutigen Kämpfen ist stets der Sieg gefolgt und ein ehrenvoller Friede ist der Lohn so großer Anstrengungen. Der Vorsehung, die Ihr in mancher entscheidenden Stunde angerufen, gebührt unser Dank, daß sie unser gerechtes Unternehmen sichtlich gesegnet hat. Euch allen aber wiederhole und erneuere Ich Meinen Königlichen Dank, den Ich in den unvergeßlichen Stunden bei Düppel aussprach und den heute das Vaterland vereint mit Mir Euch darbringt, daß Ihr Preußens Ruhm, Ansehen und Macht erhöht und befestigt habt. Wenn der König Euch wieder ruft, so erinnert Euch des Spruchs, den Ihr alle tragt, und vererbt ihn auf Kind und Kindeskinder: Mit Gott für König und Vaterland!

7. Der mit dem Degen salutierende König.

Der blutige Tag von Skalitz (28. Juni 1866) hatte den Königs-Grenadieren, dessen Chef der Monarch bereits seit Juni 1817 war, in dem erbitterten Ringen gegen die österreichische Übermacht nicht weniger als 22 Offiziere und 463 Mann gekostet. Der König ehrte nun sein heldenmütiges Regiment dadurch, daß er bei der, nach Abschluß des Waffenstillstandes, auf dem Schlachtfelde von Austerlitz abgehaltenen Parade vor den tapferen Grenadieren den Degen zog und zu dem Kommandeur sagte: „Ich will das Regiment dadurch ehren, daß Ich Meinen Degen ziehe und salutiere. Meinen Dank könnt Ihr in Meinen Augen lesen.“ Später führte sogar der erhabene Chef das Regiment persönlich an dem Kronprinzen und dem General Steinmetz vorüber mit den Worten: „Der König Seinen kommandierenden Generälen!“

8. Armeebefehl (29. Juni 1866).

Soldaten Meiner Armee!

Ich begebe Mich heute zu Euch, Meinen im Felde stehenden braven Truppen, und biete Euch Meinen Königlichen Gruß. In wenigen Tagen sind durch Eure Tapferkeit und Hingebung Resultate erfochten worden, welche sich würdig anreihen an die Großthaten unserer Väter. Mit Stolz blicke ich auf sämtliche Abteilungen Meines treuen Heeres und sehe den nächsten Kriegsereignissen mit freudiger Zuversicht entgegen. Soldaten! Zahlreiche Feinde stehen gegen uns im Kampf. Laßt uns indes auf Gott den Herrn, den Lenker aller Schlachten, und auf unsere gerechte Sache bauen: Er wird durch Eure Tapferkeit und Ausdauer die sieggewohnten preußischen Fahnen zu neuen Siegen führen!

9. Ansprache an die Generäle bei der Heerschau auf dem Marchfelde vor Wien (30. Juli 1866).

Es ist Gottes Werk, welches wir heute vor uns sehen — Gott allein die Ehre! Wir aber sind Gottes Werkzeuge gewesen. Der unvergleichlichen Bravour Meiner herrlichen Armee und Ihrer ausgezeichneten Führung verdanke Ich, verdankt das Vaterland diesen glänzenden, so schnell beendeten, mit so ruhmreichen Ergebnissen gekrönten Feldzug. Ich danke heute namentlich der 7. und 8. Division, die Stand gehalten haben, als es den höchsten Preis galt; ihre Verluste sind schwer und schmerzlich, aber sie waren nötig und sind nicht vergeblich. Noch einmal also: Meine vollste Anerkennung und Meinen Königlichen Dank! Leben Sie wohl, Meine Herren! Auf Wiedersehen im Vaterlande!

10. Hoch des Königs auf Volk und Heer bei dem Festmahl im Schlosse gelegentlich des 60jährigen Militärjubiläums (1. Januar 1867).

„Mit Ihnen allen begrüße Ich den neuen Zeitabschnitt, der uns von einem Jahre trennt, das in Preußens Geschichte hinfort einen denkwürdigen Platz einnimmt. Das neue Jahr und die ihm folgenden müssen die Früchte der blutigen Saat bringen, die ausgestreut ward. Alle Kräfte im Vaterlande müssen dazu angespornt werden; dann wird der Segen von oben nicht fehlen, der uns so über alles Erwarten im abgelaufenen Jahre sichtlich zuteil ward.

Nochmals sehe Ich Mich am heutigen Tage umgeben von einem Teile der Männer Meiner herrlichen Armee, die Ich versammelte, um Zeugen eines hohen Aktes an feierlicher Stätte zu sein, — einer Armee, in die Ich heute vor 60 Jahren eintrat durch die Gnade Meines in Gott ruhenden Königs und Vaters. Seinen Wegen folgend, ist es Mir beschieden worden, das von Ihm und Meinem Königlichen Bruder gepflegte Heer zu Siegen zu führen, die Sie, Meine Kameraden, mit Hingabe von Gut und Blut durchgefochten haben.

Ihnen allen nochmals Meinen Königlichen Dank!

Und nun erheben Sie mit Mir das Glas auf das Wohl Meines Volkes, aus dem ein solches Heer hervorging!“

11. Worte des Königs beim Empfange der Mitglieder der Konferenz für die Pflege verwundeter Krieger (22. April 1869).

„Ich habe Mir die Freude nicht versagen können, Sie hier bei Mir zu versammeln, um Ihnen Meine Anerkennung über den Zweck Ihres Zusammentretens auszusprechen. Hervorgegangen aus den früher staatlich abgeschlossenen internationalen Verträgen für Neutralisierung der Sanitätspflege im Kriege, begrüße Ich freudig in Ihnen auch das Hinzutreten der Freiwilligkeit. Ihre jetzigen Beratungen sind Mir eine Bürgschaft für vollständigere Regelung dieser hochwichtigen Angelegenheiten, als dies bis jetzt möglich war. Ich kann nur wünschen, daß der Fall Ihrer Wirksamkeit sowohl in einem Kriege als bei Landesnotständen im Frieden noch recht lange, lange nicht eintreten möge; käme aber eine solche Heimsuchung, so hoffe Ich Ihre Bemühungen von verdientem Erfolge belohnt zu sehen.“

12. Worte des Königs auf die Ansprache des Kriegs- und Marineministers von Roon bei der Einweihung von Wilhelmshaven (17. Juni 1869).

„Vergessen wir über den durch Ausdauer glücklich errungenen Erfolg nicht der Zeit, wo dieser Hafen eigentlich gegründet wurde; denn Mein in Gott ruhender hochseliger Bruder war es, der zuerst den Gedanken gefaßt, aber die Verhältnisse Deutschlands gestatteten damals noch nicht,

einen Kriegshafen auf deutschem Boden zu erbauen. Jetzt haben wir es erreicht und zwar durch das Entgegenkommen Meines Bundesgenossen, des Großherzogs von Oldenburg, für dieses große Unternehmen. Ohne dieses Entgegenkommen in deutschem Sinne wären wir wirklich nicht dahin gelangt. Hoffen wir, daß die Wünsche, welche der Marine-Minister soeben ausgesprochen hat, in Erfüllung gehen mögen. Was Mein hochseliger Bruder nun im Sinne gehabt, das hat die Vorsehung Mir auszuführen vergönnt und so sehe Ich mit freudiger Zuversicht der weiteren Entwickelung und Zukunft unserer jungen deutschen Marine entgegen. Ich freue Mich, daß Ich den heutigen Tag erlebt habe. Dir (zum Großherzog von Mecklenburg gewandt) sage Ich Meinen Dank, daß Du Mir 1866 so treulich geholfen hast. Dir (zum Admiral Prinzen Adalbert) habe Ich schon öfters gedankt, daß Du dieses große nationale Unternehmen so unendlich gefördert. So ruhe denn der Segen Gottes auf diesem Werke!"

13. Armeebefehl. Vom 28. Oktober 1870.

Soldaten der verbündeten Deutschen Armeeen! Als wir vor drei Monaten ins Feld rückten, gegen einen Feind, der uns zum Kampfe herausgefordert hatte, sprach Ich Euch die Zuversicht aus, daß Gott mit unserer gerechten Sache sein würde. — Diese Zuversicht hat sich erfüllt.

Seit dem Tage von Weißenburg, wo Ihr zum ersten Male dem Feinde entgegentratet, bis heute, wo Ich die Meldung der Kapitulation von Metz erhalte, sind zahlreiche Namen von Schlachten und Gefechten in die Kriegsgeschichte unvergänglich eingetragen worden. Ich erinnere an die Tage von Wörth und Saarbrücken, an die blutigen Schlachten um Metz, an die Kämpfe bei Sedan, Beaumont, bei Straßburg und Paris u. s. w.; jeder ist für uns ein Sieg gewesen. — Wir dürfen mit dem stolzen Bewußtsein auf diese Zeit zurückblicken, daß noch nie ein ruhmreicherer Krieg geführt worden ist, und Ich spreche es Euch gerne aus, daß Ihr Eures Ruhmes würdig seid. Ihr habt alle die Tugenden bewährt, die den Soldaten besonders zieren: den höchsten Mut im Gefecht, Gehorsam, Ausdauer, Selbstverleugnung bei Krankheit und Entbehrung.

Mit der Kapitulation von Metz ist nunmehr die letzte der feindlichen Armeeen, welche uns beim Beginn des Feldzuges entgegentraten, vernichtet worden. Diesen Augenblick benutze Ich, um Euch allen und jedem Einzelnen, vom General bis zum Soldaten, Meinen Dank und Meine Anerkennung auszusprechen. Ich wünsche Euch alle auszuzeichnen und zu ehren, indem Ich heute Meinen Sohn, den Kronprinzen von Preußen, und den General der Kavallerie, Prinzen Friedrich Karl von Preußen, die in dieser Zeit Euch wiederholt zum Siege geführt haben, zu General-Feldmarschällen befördere.

Was auch die Zukunft bringen möge, — Ich sehe dem ruhig entgegen, denn Ich weiß, daß mit solchen Truppen der Sieg nicht fehlen kann, und daß wir Unsere bis hierher so ruhmreich geführte Sache auch ebenso zu Ende führen werden.

14. Armeebefehl. Vom 6. Dezember 1870.

Soldaten der verbündeten Deutschen Armeeen! Wir stehen abermals an einem Abschnitt des Krieges.

Als Ich zuletzt zu Euch sprach, war mit der Kapitulation von Metz die letzte der feindlichen Armeeen vernichtet worden, welche uns beim Beginn des Feldzuges gegenüberstanden. — Seitdem hat der Feind durch die außerordentlichsten Anstrengungen uns neu gebildete Truppen entgegengestellt, ein großer Teil der Bewohner Frankreichs hat seine friedlichen, von uns nicht gehinderten Gewerbe verlassen, um die Waffen in die Hand zu nehmen. — Der Feind war uns an Zahl oft überlegen, aber dennoch habt Ihr ihn wiederum geschlagen; denn Tapferkeit und Mannszucht und das Vertrauen auf eine gerechte Sache sind mehr wert als die Überzahl. —

Alle Versuche des Feindes, die Zernierungslinie von Paris zu durchbrechen, sind mit Entschiedenheit zurückgewiesen worden, oft zwar mit vielen blutigen Opfern — wie bei Champigny und bei Le Bourget — aber auch mit einem Heldenmut, wie Ihr ihn überall beweiset. Die Armeeen des Feindes, welche zum Entsatz von Paris von allen Seiten heranrückten, sind sämtlich geschlagen.

Unsere Truppen, die zum Teil noch vor wenigen Wochen vor Metz und Straßburg standen, sind heute schon über Rouen, Orleans und Dijon hinaus, und neben vielen kleinen siegreichen Gefechten sind zwei neue große Ehrentage — Amiens und die mehrtägige Schlacht von Orleans — den früheren hinzugetreten. Mehrere Festungen sind erobert und vieles Kriegsmaterial ist genommen worden; somit habe Ich nur Anlaß zur größten Zufriedenheit und es ist Mir eine Freude und ein Bedürfnis, Euch dies auszusprechen.

Ich danke Euch allen, vom General bis zum gemeinen Soldaten. —

Beharrt der Feind bei einer weiteren Fortsetzung des Krieges, so weiß Ich, daß Ihr fortfahren werdet, dieselbe Anspannung aller Kräfte zu bethätigen, welcher wir unsere bisherigen großen Erfolge verdanken, bis wir einen ehrenvollen Frieden erringen, der würdig ist der großen Opfer, die an Blut und Leben gebracht worden sind.

15. Trinkspruch bei dem Festmahl im Schlosse zu Versailles (1. Januar 1871).

Ich erhebe Mein Glas, um das neue Jahr zu begrüßen. Auf das vergangene blicken wir mit Dank, auf das beginnende mit Hoffnungen. Der Dank gebührt dem Heere, das von Sieg zu Sieg gezogen; Mein

Dank aber den anwesenden deutschen Fürsten, die teils Führer in diesem Heere gewesen sind, teils sich ihm angeschlossen hatten. Die Hoffnungen richten sich auf die Krönung des Werkes — einen ehrenvollen Frieden.

16. Ansprache an die Generalität beim Neujahrsempfange im Schlosse zu Versailles (1. Januar 1871).

Große Ereignisse haben geschehen müssen, um uns an diesem Orte und an diesem Tage zu vereinigen und Ihrem Heldenmute, Ihrer Ausdauer sowie der Tapferkeit der von Ihnen geführten Truppen habe Ich es zu verdanken, daß es bis zu diesen Erfolgen gekommen ist. Aber noch sind wir nicht am Ziele, noch liegen große Aufgaben vor uns, ehe wir zu einem ehrenvollen und dauerhaften Frieden gelangen können. Ein solcher Friede ist uns gewiß, wenn Sie gleiche Thaten, wie sie uns bis zu diesem Punkte geführt haben, auch weiter vollbringen. So können wir getrost in die Zukunft schauen und erwarten, was Gott nach seinem gnädigen Willen über uns entscheidet.

17. Ansprache an die in der Galerie des Glaces des Schlosses in Versailles zur Kaiserproklamation versammelten deutschen Fürsten (18. Januar 1871).

Durchlauchtigste Fürsten und Bundesgenossen!

In Gemeinschaft mit der Gesamtheit der deutschen Fürsten und freien Städte haben Sie sich der, von des Königs von Bayern Majestät an Mich gerichteten Aufforderung angeschlossen, mit Wiederherstellung des Deutschen Reichs die deutsche Kaiserkrone für Mich und Meine Nachfolger an der Krone Preußens zu übernehmen. Ich habe Ihnen, Durchlauchtigste Fürsten, und Meinen anderen hohen Bundesgenossen bereits schriftlich Meinen Dank für das Mir kundgegebene Vertrauen und Meinen Entschluß ausgesprochen, Ihrer Aufforderung Folge zu leisten. Diesen Entschluß habe Ich gefaßt in der Hoffnung, daß es Mir, unter Gottes Beistande, gelingen werde, die mit der Kaiserlichen Würde verbundenen Pflichten zum Segen Deutschlands zu erfüllen. Dem deutschen Volke gebe Ich Meinen Entschluß durch eine heute von Mir erlassene Proklamation kund, zu deren Verlesung Ich Meinen Kanzler auffordere.

Proklamation an das deutsche Volk (18. Januar 1871).

Nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden Wir hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußens fortan

den Kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegen zu führen. Wir übernehmen die Kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermütigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

18. Dank an die Kaiserin Augusta und an das Zentral-Komitee der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger.

Nancy den 14. März 1871.

Indem Ich von Meinen tapferen und siegreichen Truppen, welche noch auf fremdem Boden zurückbleiben, Abschied nehme, drängt es Mich, Eurer Majestät auszusprechen, wie tief und freudig Mein Herz die liebreiche Fürsorge und Unterstützung bewegt hat, welche der Armee unter dem Vorgange und dem Schutze Eurer Majestät aus der Heimat, aus dem ganzen deutschen Vaterlande während des ganzen Feldzuges zuteil geworden ist. Die deutsche Einheit ist durch das Zentral-Komitee der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger auf dem Gebiete der Humanität vollzogen, als die politische Einheit unseres Vaterlandes sich noch im Kreise der Wünsche bewegte. Dasselbe hat sich bei Beginn der Feindseligkeiten zu einem fest organisierten Körper gestaltet, in welchem die Landesvereine sämtlicher deutschen Staaten vertreten sind und dem selbst über den Ozean herüber die Hilfsvereine Amerikas die Hand gereicht haben. Mit Freude habe Ich erkannt, wie gerade durch diese Opferwilligkeit und von der hingebenden und unermüdlichen Thätigkeit der Männer, welche der schwierigen Leitung dieses Werkes ihre Kraft und Zeit widmeten, Leistungen möglich geworden sind, die jede Erwartung überstiegen und wesentlich dazu beigetragen haben, der Armee, unter den schweren Mühsalen des Krieges, Freudigkeit und Kraft zu erhalten. Die dankbare Erinnerung daran wird in der Armee und der Nation unauslöschlich fortleben; Meinen Dank und Meine Anerkennung kann Ich nicht besser bezeugen, als indem Ich Eure Majestät selbst bitte, sie dem Zentral-Komitee der Vereine in Meinem Namen auszudrücken.

19. Erwiderung auf die von den Deputationen der Städte Berlin, Breslau, Charlottenburg überreichten Adressen und Glückwünsche (20. März 1871).

Sie können sich vorstellen, Meine Herren, mit welchen Empfindungen Ich Ihnen heute gegenüberstehe, besonders Ihnen, den Vertretern Meiner Haupt- und Residenzstadt, an derselben Stelle, wo Ich vor fast acht Monaten von Ihnen tiefbewegten Herzens Abschied nahm. Wer damals die Ereignisse, wie sie nun eingetreten sind, hätte vorhersagen wollen, der wäre wohl der Vermessenheit gescholten worden. Es war der Wille der Vorsehung, daß diese großen Thaten durch uns sollten vollbracht werden. Wir waren nur die Werkzeuge in des Allmächtigen Hand.

Was die Armee geleistet hat, das steht so groß da, daß es der Anerkennung mit Worten nicht bedarf. Aber Ich fühle Mich gedrungen, hier Meine dankbare Anerkennung für alles das auszusprechen, was das Volk daheim für das Heer gethan hat. Der Krieger fühlte sich gehoben und gestärkt, da er wußte, wie in der Heimat für die Seinen gesorgt sei, da er vertrauen durfte, daß den zurückkehrenden Kampfunfähigen die liebende Fürsorge nicht fehlen werde.

Was die Gestaltung Deutschlands und Meine persönliche Stellung zu derselben betrifft, so habe Ich für Mich nichts gesucht und kaum erwartet, daß wir gegenwärtig schon diesen Abschluß erreichen würden. In der kurzen Spanne Zeit, die Mir noch gegeben ist, wird es Mir nur vergönnt sein, die Grundlagen zu legen, Meine Nachfolger werden den jungen Baum weiter wachsen und grünen sehen. — Lange lag dieser Ausgang in den Herzen. Jetzt ist es an das Licht gebracht; sorgen Wir, daß es Tag bleibt.

20. An den Oberbürgermeister von Köln (21. März 1871).

Ich habe durch langjährige eigene Erfahrung inmitten der rheinischen Gauen die warme, unerschütterliche Liebe ihrer Bewohner zum teuren deutschen Vaterlande wahrgenommen, welche die Provinz in dem glücklich vollendeten Kampfe von Neuem im Wetteifer mit allen Teilen Deutschlands opferfreudig bethätigt und mit dem Blute ihrer heldenmütigen Söhne besiegelt hat. Mit Gottes Hilfe ist durch die Tapferkeit der von Mir geführten Heere der Ausspruch, daß der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze sei, gegen die bedrohliche Anfechtung thatkräftig gesichert und diese Wahrheit hoffentlich nunmehr für ewige Zeiten unter dem Schutze des Deutschen Reiches jedem Streite enthoben. Im Hinblick auf diesen ruhmwürdigen, wiewohl mit schmerzlichen Opfern errungenen Erfolg habe Ich, als nach dem Verlassen des Kriegsschauplatzes Mein Fuß zuerst wieder den heimischen Boden betrat, den herzlichen Gruß ungemein wohlthuend empfunden, mit welchem die Vertreter der Städte und Gemeinden Meiner Rheinprovinz in alt-

bewährter Treue und Anhänglichkeit Mich empfangen haben. Es ist Mir Bedürfnis, Meinen innigen Dank öffentlich auszusprechen, und Ich veranlasse Sie, denselben zur Kenntnis des Rheinlandes zu bringen.

21. Allerhöchster Erlaß gelegentlich der 88. Geburtstagsfeier (1885).

Die Feier Meines Geburtstages am 22. März hat Mich wieder recht lebhaft empfinden lassen, wie unerschütterlich treu die Liebe ist, welche Mir vom deutschen Volke entgegengetragen wird. Aus allen Teilen des Reiches sind Mir von Gemeinden und Korporationen, von Vereinen und Anstalten, von Festversammlungen und einzelnen Personen ohne Unterschied von Rang und Stand, ohne Rücksicht auf religiöses Bekenntnis und politische Meinung, selbst vom Auslande her freudige Glückwünsche dargebracht worden. Ihre Zahl ist eine so beträchtliche, ihre Form eine so mannigfaltige, ihr Ausdruck ein so herzgewinnender, daß Ich von all diesen Beweisen warmer und inniger Teilnahme tief gerührt bin. Eine solche einmütige, erhebende Kundgebung an Meinem Geburtsfeste, an welchem Ich auf 88 Jahre eines wechselvollen, von Gott reich gesegneten Lebens zurückblicke, hat Mir die Freude verdoppelt und hoch beglückt fühle Ich Mich in dem Gedanken, daß das ganze deutsche Volk sich mit Mir und Meinem Hause zu einer gemeinschaftlichen Feier des Tages vereinigt hat. Es ist Mir daher ein wahres Herzensbedürfnis, allen, welche Mir bei diesem Anlaß durch Adressen und Telegramme, durch poetische Ansprachen und musikalische Kompositionen, durch Blumenspenden und sonstige Zuwendungen sinniger Art so liebevolle Aufmerksamkeiten erwiesen, allen, welche Meiner in Wort und Schrift gedacht haben, Meinen aufrichtigen Dank dafür auszusprechen. In der allgemeinen, durch das ganze Land gehenden Bewegung giebt sich das wohlthuende Vertrauen kund, mit dem die Nation Meine ernsten Bestrebungen um des Volkes Wohl begleitet. Gestützt auf diese ermutigende Erfahrung, werde Ich nicht müde werden, bis Gott meinem Wollen und Können ein Ziel setzt, der Fürsorge für Mein geliebtes Vaterland Meine ganze Kraft zu weihen. Dazu gebe Gott seinen Segen! Möge unter seinem Schutz und Beistand Deutschland zu allen Zeiten in friedlicher Entwickelung blühen und gedeihen!

Ich beauftrage Sie, diesen Erlaß zur öffentlichen Kenntnis zu bringen.

Berlin den 24. März 1885. Wilhelm.

An den Reichskanzler.

22. Antwort auf die Anrede beim Truppeneinzug in Berlin (17. Juni 1871).

Ich spreche Ihnen zunächst Meinen Dank aus für das, was Sie Mir gesagt haben im Allgemeinen und im Speziellen für Mich und für die Armee, die heute mit ihren Repräsentanten einzieht. Wir haben so Großes erlebt, daß wir wissen, wem wir es verdanken; — aber daß der Himmel

uns allen die Kraft und die Ausdauer gegeben hat, alle die Wohlthaten als Ausbeute des Erlebten zu benutzen, das verdanken wir allein der Treue sowohl der Truppen im Felde als auch des Volkes in der Heimat. Die wohlthätige Gesinnung, die das ganze Volk belebt und beseelt hat, alle die Schätze und Güter, die wir ja jetzt erst haben recht kennen gelernt, die wollen wir nicht verscherzen, sondern als teures Gut für alle Zukunft uns bewahren.

Ich muß aber der Stadt Berlin jetzt schon Meinen Dank aussprechen für den unbegreiflichen, wunderschönen, festlichen Empfang und die Gefühle, die Mir entgegengetragen sind, natürlich für Mich sowohl wie für Mein Heer. Ich danke Ihnen, Meine Herren, und werde Ihnen Meinen Dank noch schriftlich aussprechen.

23. Schreiben an den Reichskanzler Fürsten Bismarck bei Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens (1. Januar 1873).

Sie wissen, mit wie schwerem Herzen Ich Ihren Wunsch erfüllt habe, indem Ich Sie von dem Vorsitz Meines Staatsministeriums entband. Aber Ich weiß, welche geistige und körperliche Anstrengung die zehn Jahre dieser Stellung von Ihnen verlangten und will deshalb nicht länger anstehen, Ihnen eine Erleichterung zu bewilligen.

Zehn inhaltsschwere Jahre liegen hinter uns, seit Sie Meiner Berufung, an die Spitze der preußischen Verwaltung zu treten, Folge leisteten. Schritt für Schritt hat Ihr Rat und Ihre That Mich in den Stand gesetzt, Preußens Kraft zu entwickeln und Deutschland zur Einigung zu führen. Ihr Name steht unauslöschlich in der Geschichte Preußens und Deutschlands verzeichnet und die höchste Anerkennung ist Ihnen von allen Seiten gerecht zuteil geworden. Wenn Ich genehmige, daß Sie die mit so sicherer und fester Hand geführte Verwaltung Preußens niederlegen, so werden Sie mit derselben doch, unter Fortführung der politischen Aufgaben Preußens in Verbindung mit denen der deutschen Reichskanzler-Stellung, in engstem Zusammenhange bleiben.

Durch Verleihung der brillantnen Insignien Meines hohen Ordens vom Schwarzen Adler will ich Ihnen bei diesem Anlaß einen erneuten Beweis Meiner höchsten Anerkennung und nie erlöschenden Dankbarkeit geben!

Mögen die Ihnen gewährten geschäftlichen Erleichterungen die Kräftigung Ihrer Gesundheit sichern, die Sie erhoffen und Ich wünsche, damit Sie lange noch dem engeren wie dem weiteren Vaterlande und Mir Ihre bewährten Dienste widmen können.

Ihr

treuergebener dankbarer König.

24. Erlaß bei Überführung der eroberten französischen Fahnen in die Garnisonkirche zu Potsdam und die Ansprache des Kaisers (19. Januar 1873).

Soldaten Meiner Armee!

Ich habe den heutigen Tag (durch das letzte rühmliche Gefecht vor Paris und durch die Schlacht bei St. Quentin einer der neuen Ehrentage der Armee) gewählt, um die Siegeszeichen des letzten Krieges denen hinzuzufügen, welche aus früheren glorreichen Kriegen in der Garnisonkirche zu Potsdam aufgestellt sind. Gott war mit uns und hat Großes an uns gethan. Die Vertreter der ganzen Armee, welche der heutigen Feier beiwohnten, werden, wie Ich, vor allem das Gefühl des tiefsten Dankes gegen den Allmächtigen empfunden haben.

Nächst diesem Danke aber gedenke Ich mit Stolz und Rührung Meiner Armee, ihrer Tapferkeit, ihrer ausdauernden Hingebung und tiefbewegt ihrer Opfer. Die dankende Erinnerung an alles, was die Armee in diesem Feldzuge geleistet, wird in Meinem Herzen bis zu seinem letzten Schlage fortleben, der Nachwelt aber werden die Siegeszeichen, welche wir heute aufstellen, ein redendes Zeugnis hierfür bleiben.

Mögen die kommenden Generationen das Erbe unserer Väter, den alten Ruhm und die Waffenehre der Armee, ebenso treu hüten, wie Ihr es gethan habt.

Ansprache.

Ich habe die Vertreter Meiner ganzen Armee um Mich versammelt, damit sie Zeugen sein möchten, wie die durch den Heldenmut aller ihrer Truppenteile eroberten Fahnen unseres Feindes an heiliger Stätte zu dauerndem Gedächtnis aufgestellt werden. Daß es gerade an dieser Stätte geschieht, beweist, daß wir Gott die Ehre geben, der uns auserwählt, so Großes vollbringen zu sollen. Allen hier Versammelten aber spreche Ich wiederholt Meinen tiefgefühlten Königlichen Dank aus für den Heldenmut, die Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer ohnegleichen, mit welcher Meine Armee in Verbindung mit Meinen Verbündeten Siege erkämpft, die von Erfolgen gekrönt wurden, welche für ewige Zeiten auf den Tafeln der Geschichte verzeichnet bleiben werden.

25. Enthüllung des Siegesdenkmals in Berlin und Tafelrede des Kaisers (2. September 1873).

a) Ansprache an die Feldmarschälle und kommandierenden Generäle.

Es ist ein erhebendes Gefühl für Mich, bei Beginn dieser bedeutungsvollen Feier, welche die Reihe der Dankes- und Ehrenbezeugungen schließen wird, Sie, Meine Herren, hier ebenso um Mich versammelt zu sehen, wie in allen Schlachten und Gefechten, wo Sie an der Spitze Ihrer Truppen Sich in so hohem Grade ausgezeichnet haben.

b) Ansprache an die Deputationen der Armee.

Ich freue Mich, die Vertreter Meiner Armee an dem heutigen Tage um Mich versammelt zu sehen (einem der schönsten Tage Meines ganzen Lebens), an dem Ich diese Siegessäule als Zeugnis der Thaten der Armee im höchsten Dankgefühle der Mit- und Nachwelt überliefere. Ich beauftrage Sie, diese Meine Gefühle den Truppen bei Ihrer Rückkehr in die Heimat mitzuteilen.

c) Tafelrede.

Am Denkmal auf dem Kreuzberge treten uns die Worte entgegen: „Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung.“ Kriege werden nicht geführt, Siege nicht errungen ohne große Opfer. Die letzten Kriege haben deren nur zu schwere und schmerzliche gefordert. Den Gefallenen im Stillen unser erster Trunk! — Während des segensreichen Friedens eines halben Jahrhunderts ist in Preußen die Anerkennung der ruhmreichen Thaten der Befreiungskriege nie erloschen. Diese Erinnerung hat in den Herzen der jungen Generation widergetönt und sie gehoben, als es galt, von Neuem zu den Waffen zu greifen. Sie hat die Armee gestählt zu neuen Siegen. Sie hat die Opferfreudigkeit des Volkes belebt und geschlagene Wunden sorglich und liebend gepflegt. So ist jene Mahnung zur Nacheiferung in erhebendster Art in Erfüllung gegangen. Die Siegessäule verkündet der Mit- und Nachwelt, was Hingebung und Ausdauer vermögen. In Verbindung mit unseren treuen Verbündeten im letzten glorreichen Kriege schritten wir von Siegen zu Siegen, welche Gottes gnadenreicher Wille uns bescheiden wollte, bis zur Einigung Deutschlands im neuen Kaiserreiche. So leere Ich denn Mein Glas zum Danke dem opferwilligen Volke, zum Danke Meinen hohen Verbündeten und zum Danke für unsere ruhmreiche Armee.

26. Erlaß infolge des Hödelschen Attentates (11. Mai). Vom 14. Mai 1878.

Die That eines auf Irrwege geratenen Menschen, welcher anscheinend nach Meinem von Gottes gnädiger Fügung so lange beschützten Leben trachtete, hat zu ungemein zahlreichen Kundgebungen der Treue und Anhänglichkeit an Mich Veranlassung gegeben, die Mich tief gerührt und innig erfreut haben. Nicht allein aus dem ganzen Deutschland, sondern auch vielfach aus dem Auslande — von Behörden, Korporationen, Vereinen — von Privatpersonen aller Lebenskreise und aller Lebensalter ist Mir bestätigt worden, daß das Herz des Volkes bei seinem Kaiser und Könige ist und daß es Gutes und Trauriges treu mit Ihm empfindet. Dasselbe Gefühl habe Ich insbesondere auch hier in jedem Auge gelesen, in welches Ich nach diesem Vorfall gesehen, und Ich bin in der That tief und warm von der würdigen und erhebenden Art berührt worden, in welcher die Bevölkerung Berlins Mir ihr Mitgefühl gezeigt hat. Ich wünsche,

daß jeder, der Mir seine Teilnahme bethätigte, auch wissen möge, daß er damit Meinem Herzen wohlgethan hat, und beauftrage Ich Sie zu diesem Zwecke, das Vorstehende bekannt zu machen.

Wilhelm.

An den Reichskanzler.

27. Rede bei der Enthüllung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald (28. September 1883).

Wenn die Vorsehung ihren Willen zu mächtigen Ereignissen auf Erden kundgeben will, so wählt sie dazu die Zeit, die Länder und die Werkzeuge, um diesen Willen zu vollbringen. Die Jahre 1870 und 71 waren eine Zeit, in welcher ein solcher Wille geahnt wurde. Das bedrohte Deutschland erhob sich wie ein Mann und das Werkzeug war das deutsche Volk in Waffen; seine Fürsten an der Spitze. Der Allmächtige führte diese Waffen nach blutigen Kämpfen von Sieg zu Sieg und Deutschland steht in Einheit in der Weltgeschichte da. Millionen Herzen haben ihre Gebete zu Gott erhoben und Ihm für diese Gnade ihren demütigen Dank dargebracht und Ihn gepriesen, daß Er uns für würdig befand, Seinen Willen zu vollziehen. Aber für die spätesten Zeiten will Deutschland diesem Dank einen bleibenden Ausdruck geben. In diesem Sinne ist das vor uns stehende Denkmal geschaffen, das nun enthüllt werden soll. Und mit den Worten, die Ich hier bei der Grundsteinlegung sprach, welche nach den Befreiungskriegen 1813/15 in eiserner Schrift der Nachwelt Mein Vater, weiland König Friedrich Wilhelm III., hinterließ, weihe Ich dieses Denkmal: „Den Gefallenen zum Gedächtnis, den Lebenden zur Anerkennung, den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung.“ Das walte Gott!

28. Dankschreiben an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Vom 5. Dezember 1878.

Mein freundlich geliebter Sohn!

Als im Laufe des Jahres die verbrecherische That eines zu argem Entschlusse gelangten Verirrten Mir die Notwendigkeit auferlegte, einstweilen auf die Ausübung Meines fürstlichen Berufes zu verzichten, übertrug Ich Ew. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit mit Hinblick auf die Bereitwilligkeit, welche Ich bei Ihnen kenne, wenn es gilt, dem Vaterlande zu dienen, an Meiner Statt die Leitung der Regierungsgeschäfte. Es ist Mir ein Herzensbedürfnis, Ihnen für die mit voller Hingebung und mit sorgsamer Beachtung Meiner Grundsätze erfolgreich geführte Vertretung Meinen innigen Dank auszusprechen. Die Gewißheit, daß die schwierigen Aufgaben der Regierung in dieser tiefbewegten Zeit von Eurer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit mit fester Hand zum Heile des Volkes wahrgenommen werden würden, hat Mich nicht getäuscht; denn es war Mir vergönnt, mit wachsender Befriedigung den Gang der Regierungsgeschäfte während dieser Zeit zu beobachten. Der Mir dadurch gewordenen

Ruhe und Zuversicht verdanke Ich es wesentlich, daß Meine Genesung so rasch vorgeschritten ist. Jetzt, wo Ich mit demütigem Danke gegen die göttliche Vorsehung es preise, durch deren Gnade es Mir vergönnt ist, wieder mit eigener Kraft und Hand die Pflichten Meines fürstlichen Berufes zu erfüllen, wiederhole Ich Ihnen Meinen Väterlichen Dank und verbinde damit als Kaiser und König Meine vollste Anerkennung für Ihre treu geübte Wirksamkeit in dem Bewußtsein, daß das Deutsche und Preußische Volk von gleicher Gesinnung der Erkenntlichkeit für Sie durchdrungen sein wird.

Ich verbleibe mit aufrichtiger Freundschaft u. s. w.

Wilhelm.

29. Armeebefehl gelegentlich des 10jährigen Gedenktages der Schlacht von Sedan (1880).

Soldaten des deutschen Heeres!

Es ist Mir heute ein tief empfundenes Bedürfnis, Mich mit Euch in der Feier des Tages zu vereinigen, an welchem vor zehn Jahren des allmächtigen Gottes Gnade den deutschen Waffen einen der glorreichsten Siege der Weltgeschichte verliehen hat. Ich rufe denen, welche in jener Zeit schon der Armee angehörten, die ernsten Empfindungen in die Erinnerung zurück, mit denen wir in diesen Krieg gegen eine uns in ihren ausgezeichneten Eigenschaften bekannte Armee gingen, ebenso aber auch die allgemeine Begeisterung und das erhebende Gefühl, daß alle deutschen Fürsten und Völker eng verbunden für die Ehre des deutschen Vaterlandes eintraten. Ich erinnere an die ersten Tage banger Erwartung, an die bald folgenden ersten Siegesnachrichten, an Weißenburg, Wörth, Spichern, an die Tage vor Metz, an Beaumont und wie endlich dann bei Sedan die Entscheidung in einer unsere kühnsten Hoffnungen und größten Erwartungen weit übertreffenden Weise fiel. Ich erinnere auch mit wärmstem Dankgefühl an die hochverdienten Männer, welche Euch in jener Ruhmeszeit geführt haben, und Ich erinnere endlich an die schweren, schmerzlich betrauerten Opfer, mit denen wir unsere Siege erkämpften. Es war eine große Zeit, die wir vor zehn Jahren durchlebt haben; die Erinnerung an sie läßt unser aller Herzen bis zum letzten Atemzuge hoch schlagen und sie wird noch unsere späteren Nachkommen mit Stolz auf die Thaten ihrer Vorfahren erfüllen. Wie in Mir die Gefühle des tiefsten Dankes für des gütigen Gottes Gnade und der höchsten Anerkennung — insbesondere für alle, die in dieser Zeit mit Rat und That hervorgetreten sind — leben, das habe Ich oft ausgesprochen und Ihr kennt das Herz Eures Kaisers genug, um zu wissen, daß diese Gefühle in Mir dieselben bleiben werden, so lange Gott Mir das Leben läßt, und daß Mein letzter Gedanke noch ein Segenswunsch für die Armee sein wird. Möge die Armee aber in dem Bewußtsein des Dankes und der warmen Liebe ihres Kaisers, wie in ihrem gerechten Stolz auf ihre großen Erfolge vor zehn Jahren auch immer dessen eingedenk sein, daß sie nur dann große Erfolge erringen

kann, wenn sie ein Musterbild für die Erfüllung aller Anforderungen der Ehre und der Pflicht ist, wenn sie unter allen Umständen sich die strengste Disziplin erhält, wenn der Fleiß in der Vorbildung für den Krieg nie ermüdet und wenn auch das Geringste nicht mißachtet wird, um der Ausbildung ein festes und sicheres Fundament zu geben. Mögen diese Meine Worte jederzeit volle Beherzigung finden — auch wenn Ich nicht mehr sein werde — dann wird das deutsche Heer in künftigen Zeiten schweren Ernstes, die Gott noch lange von uns fern halten möge, jederzeit so wie vor zehn Jahren der feste Hort des Vaterlandes sein.

Schloß Babelsberg, 1. September 1880.

gez. Wilhelm.

30. Rede des Kaisers bei Vollendung des Kölner Dombaues. Am 15. Oktober 1880.

Wer gedenkt in dieser Stunde nicht des Tages, an welchem weiland König Friedrich Wilhelm IV. der Welt geschenkt wurde. Wer gedenkt nicht jenes 4. September 1842, an welchem Mein in Gott ruhender Königlicher Bruder an dieser Stelle öffentlich und feierlich es verkündete, daß er beschlossen habe, den seit Jahrhunderten seiner Vollendung harrenden Kölner Dom dieser Vollendung entgegenzuführen! Dem geschichtlich gewordenen Krahne fügte der Königliche Bauherr zum Gedächtnis seines großartigen Unternehmens den ersten Baustein hinzu, der uns heute umkränzt dort oben entgegentritt. Die allmächtige Vorsehung hat es nicht gewollt, daß der unvergeßliche König sein eben so großes wie kühnes Unternehmen, das er mit Vorliebe und Kraft förderte, vollendet sehen sollte. Aber die Königlichen Worte, die derselbe bei der Feier vor 38 Jahren hier sprach, zündeten nicht nur in preußischen, sondern in allen deutschen Landen. Die Regierenden an deren Spitze gaben das Zeichen, den großen Gedanken erfaßt zu haben, und somit wurde dieser ein nationales Gemeingut.

Schon Friedrich Wilhelm III., glorreichen Andenkens, hatte seit dem Jahre 1825 durch kräftiges Einschreiten den damals allein bestehenden Chor vor dem Untergange gerettet. So steht nun heute der vollendete Kölner Dom, eines der größten Bauwerke aller Zeiten, als ein Denkmal frommen Sinnes, menschlicher Einsicht und Umsicht, einheitlicher Arbeit, ausdauernder Thatkraft und Opferfreudigkeit vor uns.

Mögen die zum Himmel emporstrebenden Türme daran erinnern, daß ohne den gnadenvollen Beistand Gottes nichts auf Erden gelingt.

So gebührt also vor allem dem Allmächtigen unser Dank, der dieses kühne und gefahrvolle Unternehmen sichtlich schützte und vollenden ließ. Demnächst steigt unser Dank zu dem Königlichen Bauherrn empor, dessen erhabenem, schöpferischem Geiste wir dieses Werk verdanken, welches von Jahrhundert zu Jahrhundert seinen Namen deshalb dankbar preisen wird. Eine andere erhebende, Meinem Herzen wohlthuende Pflicht der Dankbarkeit erfülle Ich an dieser Stelle, indem Ich den

Allerhöchsten und Höchsten Regierenden und Freien Städten im neu geeinten deutschen Vaterlande den tiefgefühlten Dank ausspreche für Wort und That, durch welche dieselben an der Spitze Ihrer Staaten diesen mächtigen Bau durchführen halfen. Jede einzelne Gabe, weit über Deutschlands Grenzen hinaus, finde hier wärmsten Dank. Meinem engeren Vaterlande Preußen und dieser ehrwürdigen Stadt mit ihrem Zentral-Dombau-Verein und dessen Abzweigungen gebührt Meine Dankbarkeit für das Bestreben aller Schichten der Bevölkerung, das Riesenwerk ihres Königs gefördert zu haben. Schließlich gedenken wir in höchster Anerkennung der Männer, welche an der Hand der Wissenschaft und Kunst diesen Bau schufen und in der Dombauhütte Kräfte erzogen und leiteten, die mit Ausdauer so Großes darstellten.

So begrüßen wir alle dieses herrliche Denkmal und bleibe es durch des Allmächtigen Gnade, Friede verheißend auf allen Gebieten, Gott zur Ehre, uns zum Segen!

31. Allerhöchster Erlaß gelegentlich der 85. Geburtstagsfeier (1882).

„Wiederum hat Gottes Gnade Mich am 22. d. Mts. ein Jahr Meines Lebens vollenden lassen und wiederum hat sich an Meinem Geburtstage die freudigste Teilnahme für Mich kundgegeben. Aus allen Teilen des Landes, aus allen Schichten der Bevölkerung, von Gemeinden, Korporationen, Vereinen und Festversammlungen, wie von einzelnen Personen sind Mir die wärmsten Segenswünsche dargebracht worden. In Adressen und Telegrammen, in musikalischen und poetischen Ergüssen, in Festgeschenken eigener Arbeit und Blumenspenden jeglicher Art, welche Mir von nah und fern, selbst vom Auslande her, in großer Anzahl zugegangen sind, hat die Anhänglichkeit ihren Ausdruck zu finden gesucht. Diese reiche Fülle von liebevollen Aufmerksamkeiten, mit denen Ich überschüttet worden bin, hat Mich hoch beglückt.

Indem Ich zugleich zu Meiner Freude beobachte, wie der Geburtstag in Kirche und Schule von Alt und Jung feierlich begangen, wie er aller Orten durch festliche Veranstaltungen verherrlicht wird, so fühlt sich Mein Herz doppelt gehoben in dem Gedanken, daß die ganze Nation diesen Tag mit Mir feiert und ihn aus innerstem Herzensdrange zu einem allgemeinen, wahrhaft nationalen Festtage gestaltet. Aus solchen von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Huldigungen gewinne Ich, nachdem Ich nun in das 86. Lebensjahr getreten bin, von neuem Mut und Vertrauen, die Pflichten Meines verantwortungsvollen Berufes auch ferner auf Mich zu nehmen und, so lange Gott Mir die Kraft dazu verleiht, Meine Fürsorge unausgesetzt der Wohlfahrt und dem Gedeihen Meines Volkes zu widmen. In diesem Bewußtsein drängt es Mich, für alle die rührenden Beweise von Liebe und Treue der Gesamtheit wie jedem Einzelnen Meinen innigsten und aufrichtigsten Dank auszusprechen. Ich wünsche, daß dieser Dank allen bekannt werde, welche sich an der Feier

Meines Geburtstages beteiligt und dazu beigetragen haben, Mir die Freude an diesem Tage zu erhöhen; daher beauftrage Ich Sie, den gegenwärtigen Erlaß alsbald zur öffentlichen Kenntnis zu bringen.

Berlin, den 24. März 1882.

Wilhelm.

An den Reichskanzler.

32. Urkunde für den Grundstein des Reichstagsgebäudes. (9. Juni 1884.)

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden deutscher Kaiser, König von Preußen, thun kund und fügen zu wissen, daß Wir beschlossen haben, im Namen der Fürsten und Freien Städte des Reiches und in Gemeinschaft mit den verfassungsmäßigen Vertretern des Deutschen Volkes den Grundstein zu einem Hause zu legen, in welchem der gemeinsamen Arbeit der gesetzgebenden Körper eine würdige Stätte bereitet werden soll. Unter den glorreichen Waffenerfolgen der vereinten deutschen Stämme ist durch Gottes Fügung das Deutsche Reich zu ungeahnter Macht und Herrlichkeit erstanden. Aus der Begeisterung des Volkes und aus dem gegenseitigen Vertrauen der Bundesregierungen ist für Deutschland die Kraft erwachsen, seine Verfassung und seine nationale Entwickelung aus eigener Macht zu schützen und die Pflege seiner Wohlfahrt in die eigene Hand zu nehmen. Diesem Schutze und dieser Wohlfahrt soll die Arbeit in dem Hause dienen, dessen Grundstein Wir legen. Wir blicken, dankbar gegen Gott, auf das zurück, was die Verbündeten Regierungen, in gemeinsamer Thätigkeit mit dem Reichstage, während der verflossenen Jahre Unseres Kaiserlichen Waltens für Deutschland geschaffen haben, und sehen der Zukunft mit der Hoffnung entgegen, daß unter Uns wie unter Unseren Nachfolgern die gemeinsame Arbeit für das Vaterland von Einigkeit getragen und von Segen begleitet sein werde. Der Ordnung, der Freiheit, der Gerechtigkeit, der gleichen Liebe für alle Kreise Unseres Volkes sei unverbrüchlich diese Arbeit gewidmet. Möge Friede nach außen und im Innern den Bau dieses Hauses beschirmen! Auf immerdar sei das Haus ein Wahrzeichen der unauflöslichen Bande, welche in großen und herrlichen Tagen die deutschen Länder und Stämme zu dem Deutschen Reiche vereinigt haben! Dazu erflehen wir den Segen Gottes. Gegenwärtige Urkunde haben Wir in zwei Ausfertigungen mit Unserer Allerhöchst eigenhändigen Namensunterschrift vollzogen und mit Unserem größeren Kaiserlichen Insiegel versehen lassen. Wir befehlen, die eine Ausfertigung mit den dazu bestimmten Schriften und Münzen in den Grundstein des Hauses niederzulegen, die andere in Unserem Archiv aufzubewahren. Gegeben in Unserer Haupt- und Residenzstadt Berlin am neunten Juni des Jahres Ein Tausend Acht Hundert vier und achtzig.

33. Handschreiben an den Fürsten Bismarck bei dessen 70. Geburtstag (1. April 1885).

Mein lieber Fürst!

Wenn sich in dem deutschen Lande und Volke das warme Verlangen zeigt, Ihnen bei der Feier Ihres 70. Geburtstages zu bethätigen, daß die Erinnerung an alles, was Sie für die Größe des Vaterlandes gethan haben, in so vielen Dankbaren lebt, so ist es Mir ein tiefgefühltes Bedürfnis, Ihnen heute auszusprechen, wie hoch es Mich erfreut, daß solcher Zug des Dankes und der Verehrung für Sie durch die Nation geht. Es freut Mich das für Sie als wahrlich im höchsten Maße verdiente Anerkennung und es erwärmt Mir das Herz, daß solche Gesinnungen sich in so großer Verbreitung kundthun; denn es ziert die Nation in der Gegenwart und es stärkt die Hoffnung auf ihre Zukunft, wenn sie Erkenntnis für das Wahre und Große zeigt und wenn sie ihre hochverdienten Männer feiert und ehrt! —

An solcher Feier teilzunehmen, ist Mir und Meinem Hause eine besondere Freude und wünschen Wir Ihnen durch beifolgendes Bild auszudrücken, mit welchen Empfindungen dankbarer Erinnerung Wir dies thun; denn dasselbe vergegenwärtigt einen der größten Momente der Geschichte des Hohenzollernhauses, dessen niemals gedacht werden kann, ohne sich zugleich auch Ihrer Verdienste zu erinnern!

Sie, mein lieber Fürst, wissen, wie in Mir jederzeit das vollste Vertrauen, die aufrichtigste Zuneigung und das wärmste Dankgefühl für Sie leben wird! Ihnen sage Ich daher mit diesem nichts, was Ich Ihnen nicht oft genug ausgesprochen habe, und Ich denke, daß dieses Bild noch Ihren späten Nachkommen vor Augen stellen wird, daß Ihr Kaiser und König und Sein Haus Sich dessen wohl bewußt waren, was Wir Ihnen zu danken haben!

Mit diesen Gesinnungen und Gefühlen endige Ich diese Zeilen, als über das Grab hinaus dauernd.

Ihr

dankbar treuergebener Kaiser und König.

34. Allerhöchster Erlaß gelegentlich der Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums (1. Januar 1886).

Als Ich im Januar des Jahres 1861 durch Gottes Gnade dazu berufen wurde, den Thron Meiner Väter zu besteigen, durfte Ich bei Meinem schon damals vorgeschrittenen Lebensalter nach menschlicher Berechnung kaum hoffen, daß Mir eine lange Dauer der Regierung beschieden sein würde. Jetzt blicke Ich in Gemeinschaft mit Meiner Gemahlin auf eine Reihe von 25 Jahren zurück, in denen es Mir vergönnt gewesen ist, unter freud- und leidvollen Erfahrungen Meines schweren, verantwortlichen Berufes mit ungeahnten, glücklichen Erfolgen zu walten.

Unerschöpflich ist Mein Dank gegen den Allmächtigen, der Mich diesen Tag Meines Regierungsjubiläums noch erleben ließ, der Mein ganzes, langes Leben hindurch, namentlich in dem letzten Vierteljahrhundert, mit Gnade Mich überhäuft, der im wechselvollen Laufe der Geschicke Meine Königliche Regierung im Innern wie nach außen reich gesegnet hat. Was Mich bei der Feier des frohen Ereignisses besonders erhebt, das ist das unerschütterliche Vertrauen, die treue, unwandelbare Liebe Meines Volkes, welche Ich bei den verschiedensten Gelegenheiten so oft erfahren, und welche sich auch bei dem gegenwärtigen, zwiefachen Anlaß der Jahreswende und Meines Jubiläums wiederum in der mannigfaltigsten, herzlichsten Weise bekundet hat. Nicht blos aus Meiner Monarchie, aus dem ganzen deutschen Vaterlande und weit über dessen Grenzen hinaus, soweit die deutsche Zunge klingt, bin Ich von kommunalen und kirchlichen Verbänden, von anderen Körperschaften und Kollegien jeder Art, von Vereinen und Anstalten in zum Teil kunstvoll ausgestatteten Adressen sowie von einzelnen Personen in Zuschriften, poetischen wie musikalischen Ergüssen und in Telegrammen beglückwünscht. Auch in festlichen Veranstaltungen und Versammlungen hat das Gefühl des Volkes zur Feier des Gedenktages sich kundgethan; nicht minder sind Mir aus dem Kreise Meiner ehemaligen braven Krieger Beweise der Treue in großer Menge zugegangen. Solche ungemein zahlreichen Zeugnisse von Anhänglichkeit und Verehrung, welche dem Tage die rechte Weihe geben, erfüllen Mein Herz mit tiefer Erkenntlichkeit und stärken Mich in Meinem hohen Alter zu weiterer Ausübung Meiner Fürstlichen Pflicht für die Zeit, welche Mir hienieden noch beschieden sein wird. Aus überströmendem Herzen danke ich allen, allen, welche Mich und ebenso Meine Gemahlin durch ihre Teilnahme beglückt haben; mit ihnen vereinige Ich Mich in dem gemeinsamen Wunsche: Gott sei auch ferner mit unserm deutschen Vaterlande! Ich beauftrage Sie (den Reichskanzler), diesen Erlaß zur öffentlichen Kenntnis zu bringen.

Berlin, den 4. Januar 1886.

gez. Wilhelm.

35. Allerhöchster Erlaß gelegentlich der 90. Geburtstagsfeier (1887).

Es ist eine wunderbare Fügung des Himmels, daß Mir nach so vielen unvergeßlichen Erinnerungstagen auch noch vergönnt gewesen ist, am 22. März Mein neunzigstes Lebensjahr zu vollenden. In demütigem Ernste erkenne Ich die Gnade Gottes, welche Mich diesen Tag hat erleben lassen, welche Mir in so hohem Alter die Kraft zur Erfüllung Meiner Fürstlichen Pflicht erhalten hat, welche Mir das Glück gewährt, noch den Lebensabend mit Meiner geliebten Gemahlin zu teilen und auf eine kräftig emporwachsende Nachfolge von Kindern, Enkeln und Urenkeln zu schauen.

Neunzig Jahre eines menschlichen Lebens, welch' eine lange Spanne

Zeit! Wenn Ich sie im Geiste an Mir vorübergehen lasse, so will es Mir oft kaum faßlich erscheinen, was Ich alles erlebt, erfahren und errungen habe. Die göttliche Vorsehung hat Meine Wege, wenn auch nicht ohne schwere Prüfungen, sicher geleitet und zu glücklichen Zielen geführt. Gottes reichster Segen hat auf Meiner Arbeit geruht.

In frühester Jugend habe Ich die Monarchie Meines tiefgebeugten Vaters in ihrer verhängnisvollen Heimsuchung gesehen. Ich habe aber auch die hingebendste Treue und Opferfreudigkeit, die ungebrochene Kraft und den unverzagten Mut des Volkes in den Tagen seiner Erhebung und Befreiung kennen gelernt. Jetzt in Meinem Alter blicke Ich, nach so manchen Wechselfällen Meines Lebens, mit Stolz und Befriedigung auf die großen Wandlungen, welche die ruhmvolle Vergangenheit der jüngsten Zeit, ein unvergängliches Zeugnis deutscher Einigkeit und aufrichtiger Vaterlandsliebe, in Deutschland geschaffen hat. Möge Unserem teueren Vaterlande die so lang ersehnte Errungenschaft, wie Ich es zuversichtlich hoffe, in ungestörter, segensreicher Friedensarbeit zu stets wachsender Wohlfahrt aller Klassen der Nation gereichen!

In wohlthuender Erinnerung an eine solche ereignisreiche Vergangenheit gewinnt die neunzigste Wiederkehr Meines Geburtstages für Mich eine besondere Bedeutung, welche durch die allgemeine tief empfundene Teilnahme Meines Volkes erhöht wird. Aus allen Teilen des Reiches, aus fernen Landen, in denen Deutsche eine neue Heimat gefunden, selbst von jenseits des Ozeans her, sind Mir Adressen in zumteil kunstvoller, gediegener Ausstattung, Zuschriften und Telegramme, poetische und musikalische Gaben, Blumenspenden und Arbeiten in überreicher Anzahl zu diesem seltenen Tage zugegangen. Von Gemeindeverbänden, größeren wie kleineren Umfangs, von Kollegien, Korporationen und Genossenschaften jeder Art, von wissenschaftlichen und Kunst-Instituten, von Anstalten und einzelnen Personen bin Ich in der herzlichsten Weise beglückwünscht worden. Künstler, bildende wie darstellende, Studierende der deutschen Universitäten, Akademieen und technischen Hochschulen, Krieger-, Turn-, Bürger- und andere Vereine, Gilden und Innungen haben in der verschiedensten Weise ihre treue Anhänglichkeit an Mich kundgethan. Durch festliche Veranstaltungen und Festversammlungen ist der Tag aller Orten verherrlicht worden. Der Umfang und die Mannigfaltigkeit dieser beredten Beweise von Liebe und Verehrung ist so groß gewesen, daß sich die Feier des Tages zu einer nationalen Huldigung für Mich gestaltet hat.

Nicht vermag Ich allen, welche Mir so liebevolle Aufmerksamkeiten erwiesen haben, im Einzelnen dafür zu danken. Tief ergriffen von solcher durch alle Schichten der Bevölkerung gehenden Bewegung kann Ich nur der Gesamtheit zu erkennen geben, welche ungemeine Freude Mir jeder an seinem Teile bereitet hat und wie tief Mein Herz von innigster Dankbarkeit für alle diese patriotischen Kundgebungen erfüllt ist.

Es giebt wahrlich für Mich kein größeres Glück, kein erhebenderes

Bewußtsein als zu wissen, daß in solcher Weise die Herzen Meines Volkes Mir entgegenschlagen.

Möge Mir diese Treue und Anhänglichkeit als ein teures Gut, welches die letzten Jahre Meines Lebens hell erleuchtet, erhalten bleiben! Mein Sinnen und Denken aber soll wie bisher so auch ferner für die Zeit, welche Mir zu wirken noch beschieden sein wird, darauf gerichtet sein, die Wohlfahrt und Sicherheit Meines Volkes zu heben und zu fördern.

Ich beauftrage Sie, diesen Erlaß zur öffentlichen Kenntnis zu bringen.

Berlin, den 23. März 1887.

Wilhelm.

An den Reichskanzler.

---

b. Zartsinnige Dankesbethätigungen.

1. Zwei ehrenvolle Telegramme.

Bekanntlich war im deutsch-französischen Kriege dem General von Werder die schwierige Aufgabe zugefallen, Süddeutschland gegen die unter Bourbaki heranziehenden französischen Streitkräfte zu schützen: ein deutsches Armeekorps (etwa 32000 Mann) stand vier feindlichen Korps gegenüber. König Wilhelm sandte deshalb Mitte Januar (1871) eine neugebildete Südarmee unter General von Manteuffel zu Hilfe; ehe dieser jedoch ankam, suchte Bourbaki mit seinen vier Armeekorps das eine deutsche zu erdrücken. Werder zog sich behutsam von Dijon bis unmittelbar vor die deutscherseits belagerte Festung Belfort zurück; am Lisaine-Bach, der durch ein enges, von Bergen beherrschtes, Thal fließt, erwartete er den Angriff des viermal überlegenen Feindes: drei Tage nacheinander (15., 16. und 17. Januar) stürmten die Franzosen gegen die deutschen Reihen; aber diese standen auf ihrer ganzen Linie unerschütterlich. Als Bourbaki am 18. Januar einen vierten Angriff befahl, waren seine Truppen nicht mehr zum Kampfe zu bringen.

König Wilhelm telegraphierte hierauf am 18. Januar von Versailles

I. an die Königin Augusta in Berlin:

„Bourbaki hat nach dreitägiger Schlacht sich vor dem Werderschen heldenmütigen Widerstande zurückgezogen. Werder gebührt die höchste Anerkennung und seinen tapferen Truppen“;

II. an den General von Werder in Montbéliard:

„Ihre heldenmütige, dreitägige siegreiche Verteidigung Ihrer Position, eine belagerte Festung im Rücken, ist eine der größten Waffenthaten aller Zeiten. Ich spreche Ihnen für Ihre Führung, den tapferen Truppen für ihre Hingebung und Ausdauer Meinen Königlichen Dank, Meine

höchste Anerkennung aus und verleihe Ihnen das Großkreuz des Roten Adlerordens mit Schwertern als Beweis dieser Anerkennung.

Ihr dankbarer König

Wilhelm."

2. Dankesabstattungen nach den Erfolgen des Krieges mit Frankreich.

An den Kaiser Alexander II. von Rußland, um dessen Beistand Frankreich vergeblich gebuhlt hatte, schrieb Kaiser Wilhelm I.: „Preußen wird niemals vergessen, daß es Ihnen zu verdanken ist, wenn der Krieg nicht die äußersten Dimensionen angenommen hat. Möge Gott Sie dafür segnen!" Der Graf v. Bismarck wurde zum Reichskanzler ernannt und in den Fürstenstand sowie der Kriegsminister von Roon in den Grafenstand erhoben; der sächsische Kronprinz Albert (seit Oktober 1873 König), die Generale Herwarth von Bittenfeld, von Steinmetz und Graf von Moltke wurden zu Generalfeldmarschällen befördert, für die verdientesten Heerführer eine Reichsdotation und für die vielen invaliden Vaterlandsverteidiger aus den französischen Kriegsgeldern eine Reichspension bestimmt.

3. Die Invaliden von Weißenfels.

Als Kaiser Wilhelm auf seiner Heimreise aus dem beispiellos glorreichen französischen Feldzuge am 17. März 1871 durch Weißenfels kam, stellte ihm der dortige Fabrikant Erfurth eine kleine Schar von Kriegern vor, die ein Bein im Kampfe verloren hatten und nun auf künstlichen Beinen vor ihrem Kriegsherrn paradierten. Der Kaiser erkundigte sich bei jedem Einzelnen nach den häuslichen wie persönlichen Verhältnissen und sagte dann: „Kinder, Ich danke Euch! Wo Ich Euch auch sehe, danke Ich Euch! Für Euch sorge Ich!"

4. Dankbezeigung gegen den Fürsten Bismarck und Grafen von Moltke.

Bei der feierlichen Entgegennahme der Gratulationen am Tage des 25jährigen Regierungsjubiläums (1. Januar 1886) wurde namentlich dem Fürsten Bismarck seitens des Kaisers eine überaus herzliche Begrüßung zuteil. An der Spitze des diplomatischen Korps schritt der Reichskanzler einher, fest und elastisch, wie in seinen besten Tagen, in der gestickten Generalsuniform mit dem Bande des Schwarzen Adlerordens. Weit streckte sich ihm die Hand seines teuren Herrn entgegen. Der Fürst ergriff dieselbe und beugte sich, um sie zu küssen; aber der Kaiser zog ihn zu sich heran und küßte ihn auf die linke und dann auf die rechte Wange. Überwältigt vom Gefühle beugte sich der Fürst nieder und führte wiederholt die Hand des Monarchen an seine Lippen. Auch die Kaiserin reichte dem Kanzler die Hand dar und sprach zu ihm herzliche Dankes-

worte, worauf derselbe sich gleichfalls tiefbewegt niederbeugte und die Hand der hohen Frau an seine Lippen führte. In ähnlicher Weise wurde später auch der Generalfeldmarschall Graf von Moltke ausgezeichnet.

5. Verehrung des großen Zaren Alexander I.

Der damalige Prinz Wilhelm, welcher zur Beisetzungsfeier Kaiser Alexanders I. Paulowitsch († Dezember 1825) nach Petersburg gesandt wurde, schrieb auf die erste Nachricht vom Ableben des russischen Alleinherrschers an General v. Natzmer: „Was sagen Sie zu dem entsetzlichen Unglück, das Europa getroffen hat! Konnte man etwas Unerwarteteres sich denken, konnte ein größerer Verlust jetzt wohl eintreten! Ich gestehe, mein Innerstes ist wie umgekehrt, ich kann es noch immer nicht fassen, daß dieser herrliche Mann, diese großartige Seele, dieser Herrscher im wahren Sinne des ganzen Wortes nicht mehr ist! Und was verliere ich persönlich nicht im Kaiser.

Sie selbst waren Zeuge, mit welcher Gnade und Liebe er mich überhäufte; bei jedem neuen Zusammensein steigerten sich die Beweise seiner Gnade, sodaß die hohe Verehrung, die ich stets für ihn hatte, nun auf den höchsten Punkt stieg, da ich so ganz in dem edlen Herzen lesen konnte.

Der König hat mir befohlen, nach Petersburg zu gehen, sobald die Nachricht über den Regierungsantritt eines der Großfürsten erfolgt ist. Welch ein Wiedersehen mit meiner Schwester wird das sein, überhaupt mit allen Gliedern der Familie! Ich kann mir ganz Petersburg unter diesen schrecklich veränderten Umständen garnicht denken! Es wird mir ein wahrer Traueraufenthalt sein."

6. Ein Lebensretter.

Als Kaiser Wilhelm noch „Prinz von Preußen" war, besuchte er einmal das Seebad Ostende, wo ihn bei einem Wellenbade plötzlich eine derartige Schwäche befiel, daß er nicht mehr imstande war, nach seiner Kabine zurückzuschwimmen. Glücklicherweise hatte ihn ein Belgier, namens Peerblock, der am Strande spazieren ging, beobachtet und dabei bemerkt, wie die Bewegungen des Badenden plötzlich aufhörten. Rasch entschlossen sprang er ins Wasser, erreichte als guter Schwimmer sehr bald den Ermatteten und brachte ihn ans Ufer. Die Badeärzte waren gleich zur Hand und ihren Bemühungen gelang es in kurzem, den scheinbar Leblosen wieder zum Bewußtsein zu bringen. Der brave Belgier aber, welcher gewiß recht gut gewußt haben mag, wen er aus der Gefahr des Ertrinkens gerettet hatte, entzog sich bescheiden allen Dankeserweisungen. Erst viele Jahre später, während eines Badeaufenthaltes des Kaisers in Ems, erbat sich der gleichfalls dort weilende Peerblock bei dem greisen Monarchen eine Audienz, die er auch erhielt, und stellte sich als jenen Fremden vor, der ihm damals im Seebade beigestanden. Er fand selbstverständlich die liebenswürdigste Aufnahme und wurde vom Kaiserlichen

Gefolge sehr ausgezeichnet. Bei der bekannten anspruchslosen Art, in der Kaiser Wilhelm wohlzuthun und allen denen zu danken pflegte, die sich irgendwie um ihn verdient gemacht, ist es nicht in die Öffentlichkeit gelangt, wie der Lebensretter belohnt wurde.

7. Dank dem Volke wie dem Reichstage betr. das neue Wehrgesetz.

Die Wehrkraft des Reiches sicherzustellen, war das Ziel, welches Kaiser Wilhelm I. unausgesetzt im Auge behielt; es lag ihm dies nach seinen eigenen Worten ebenso am Herzen, wie ehemals die „Armee-Reorganisation“. Eine dem am 25. November 1886 eröffneten Reichstage gemachte Vorlage verlangte deshalb vom 1. April 1887 ab auf sieben Jahre eine Friedensstärke von 468409 Mann statt der bisherigen 427274 d. h. eine Vermehrung von rund 41000 Mann.

Der greise Monarch sprach sich beim Empfang des Reichstagspräsidiums mit großer Wärme fast 10 Minuten lang über die neue Vorlage aus; er hoffe, der Reichstag werde, wie dies die Parlamente anderer Staaten auch thäten (z. B. Frankreich), die zur Sicherung des Staates notwendigen Opfer bringen. Leider sollte diese Hoffnung an dem kurzsichtigen Widerstande der Mitglieder scheitern. Trotz der ernsten Warnung des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke: „Lehnen wir die Forderung ab, so haben wir den Krieg sicher“ und wiewohl der Reichskanzler Fürst Bismarck mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit in die Schranken trat, wollten sich die Reichsboten in ihrer Mehrheit nur zu einer Bewilligung von 450000 Mann und auch zu dieser nur auf drei Jahre verstehen. Die Regierung beantwortete den dahingehenden Beschluß mit der Auflösung des Reichstages und unter dem lautesten Jubel des ganzen Volkes ging aus den am 21. Februar 1887 stattgefundenen Neuwahlen ein Reichstag hervor, in welchem die engverbündeten regierungsfreundlichen Parteien über die Mehrheit verfügten. Der Kaiser war hierüber so erfreut, daß er äußerte, er fühle sich um zehn Jahre verjüngt, diese Wahlen seien das schönste Geburtstagsgeschenk, welches ihm sein Volk hätte machen können. Mit überwältigender Mehrheit nahm dann die neue Reichsvertretung am 11. März die Militärvorlage an. Als Prinz Wilhelm (unser jetziger Kaiser), welcher dieser denkwürdigen Parlamentssitzung beigewohnt hatte, seinem Kaiserlichen Großvater über das wichtige Ereignis sofort Bericht erstattete, äußerte dieser darüber eine ganz außerordentliche Freude: der hehre Greis fiel seinem Enkel um den Hals und kam, wie letzterer später dem Reichstagspräsidenten v. Wedell selbst erzählt hat, an jenem Tage immer wieder auf den Beschluß des Reichstages zurück.

8. Auszeichnung des Leibarztes.

An seinem 80jährigen Geburtstage (22. März 1877) gewährte der Kaiser u. a. seinem treubewährten Leibarzte Professor Dr. von Lauer

eine ganz besondere Auszeichnung, indem er ihm das Prädikat „Exzellenz" verlieh. Hiermit hatte der greise Herrscher gewissermaßen ein Versprechen eingelöst, welches er vor zehn Jahren seinem Leibarzte gegeben. Als nämlich am 22. März 1867 Professor v. Lauer dem hohen Klienten seine Glückwünsche darbrachte und die Hoffnung auf eine noch häufige Wiederkehr des Festtages aussprach, soll der König, in gewohnter Liebenswürdigkeit dem Gratulanten auf die Schulter klopfend, geantwortet haben: „Ach, lieber Professor, siebzig Jahre sind ja garnichts! Aber wenn Sie Mich achtzig Jahre alt werden lassen, dann . . . ja, dann soll Ihre exzellente Kunst auch mit dem richtigen Titel belohnt werden!" Dieses Wort, von dem Manne der Wissenschaft vielleicht längst vergessen, war nicht blos zum Scherze geredet, denn was der König versprochen, hatte später der Kaiser gehalten. Übrigens war dies nicht die einzige Belohnung, welche der Kaiser seinem leiblichen Berater zuteil werden ließ; denn außer dem Titel soll Exzellenz v. Lauer auch noch eine Dotation von 150000 Mark erhalten haben — fürwahr ein Kaiserliches Honorar, für welches der Jünger Äskulaps fein Obacht geben sollte, aufdaß seine Kunst den alten Herrn noch recht lange „alt werden" ließe.

9. Die Prinzeneiche.

Wie dankbar der Kaiser für jede ihm erwiesene zarte Aufmerksamkeit war, besonders wenn Ereignisse aus seiner Jugendzeit mit in Betracht kamen, zeigt u. a. folgender Vorgang:

Im Alter von 16 Jahren pflanzte Kaiser Wilhelm zu Finkenwalde (unweit Stettin) eine Eiche, welche heute noch in aller Munde den Namen „Die Prinzeneiche" führt. Die Eiche ist im Laufe der langen Zeit zu einem stattlichen Baum herangewachsen, der sich seit den glorreichen Kriegen einer besonderen Beliebtheit bei der dortigen Bevölkerung zu erfreuen hat.

Nach dem letzten fluchwürdigen Attentat (2. Juni 1878) fertigte nun eine Finkenwalder Dame aus Blättern dieser Eiche einen Kranz, den sie mit Schleifen in den Farben Pommerns schmückte und dann nebst einem sinnigen Gedicht an den Monarchen sandte. Schon nach kurzer Zeit traf ein vom Kaiser eigenhändig unterschriebenes und mit seinem Siegel versehenes Dankschreiben bei der freundlichen Spenderin ein.

---

e. Dankesgeschenke und letztwillige Bedenkungen.

1. Das blinde Mädchen.

Unter den zahlreichen Geschenken, die Kaiser Wilhelm I. zu seinem 90jährigen Geburtstage erhielt, befand sich auch ein kleines Packet mit dem Poststempel „Romanshorn" in der Schweiz. Dasselbe enthielt einen

Sesselschoner in Häkelarbeit von wunderbarer Feinheit. Das Muster stellte den deutschen Reichsadler mit der Kaiserkrone in einem Kranz von Lorbeeren und Kornblumen dar. Ein Zettel lag daneben: „Meinem geliebten Kaiser von einer Blinden." Tief gerührt beauftragte der Monarch den deutschen Gesandten in Bern, Herrn v. Roeder, nachzuforschen, wer die Geberin sei, da er ihr persönlich danken wollte. Nach vieler Mühe wurde dieselbe in einem reizenden 18jährigen Mädchen entdeckt, Henriette H., der einzigen Tochter eines ehemaligen deutschen Elementarlehrers, jetzigen Lebensversicherungs-Agenten in St. Gallen. Der Kaiser ließ ihr ein sehr liebenswürdiges eigenhändiges Handschreiben und eine Brosche mit seinem Bilde, in Brillanten gefaßt, als Zeichen der Dankbarkeit zugehen. Im darauffolgenden Herbst erhielt Frl. H. ein zweites Kaiserl. Schreiben, worin sie ersucht wurde, nach Schloß Mainau, wo der Kaiser damals weilte, auf dessen Kosten zu kommen. Am Landungsplatz empfing sie die Großherzogin von Baden und führte sie in eigener Equipage ihrem hohen Vater zu. Dieser trat auf das junge Mädchen, welches von Geburt an blind war, zu, reichte ihr beide Hände und küßte sie zum Abschied auf die Stirn. Es wird diese Kaiserliche Huld für die Unglückliche sicherlich die schönste Erinnerung ihres Lebens bleiben. Die Großherzogin geleitete sie auch am Nachmittage wieder aufs Schiff. Als die Fürstin nochmals die schöne Arbeit pries und die große Mühe erwähnte, welche dieselbe verursacht haben müsse, entgegnete Henriette bescheiden: „Es war nicht so schwer, Königliche Hoheit, ich habe nur immer gezählt."

2. „Fritz, nur immer druff!"

Obige seltsamen Worte findet man an einem großen Dampfhammer in der Kruppschen Fabrik zu Essen. Wie das gekommen, davon wird folgendes erzählt. Im Jahre 1877 besuchte der Kaiser das weltberühmte Kruppsche Eisenwerk, aus welchem schon so manche Kanone, soviele Panzerplatten für unsere Schiffe hervorgegangen sind. Besonderes Staunen erregte bei ihm der 1000-Zentner-Hammer, mit welchem Krupp seine großen Stahlblöcke bearbeitet. Alfred Krupp, der Vater des jetzigen Besitzers Friedrich, erklärte dem Monarchen das Nähere und stellte ihm zuletzt den Maschinisten vor, von dem er rühmte, er verstehe den Schlag so sicher zu leiten, daß ein in den Mittelpunkt des gewaltigen 20000-Zentner-Amboßes gelegter Gegenstand unbeschädigt bliebe. Der hohe Herr war sehr verwundert und legte seine mit Brillanten besetzte Uhr auf den Amboß, mit freundlichen Worten den Maschinisten auffordernd, eine Probe seiner Geschicklichkeit vor seinen Augen abzulegen. Der Arbeiter, welcher den Namen Fritz Ackermann führte, wagte jedoch nicht, an einem so kostbaren Gegenstande seine Kunst zu zeigen, und zögerte. Da rief ihm der alte Krupp laut zu: „Fritz, nur immer druff!" Mit furchtbarer Gewalt sauste hierauf der Hammer nieder und blieb eine Haarbreite über der Uhr stehen, welche nicht die geringste Beschädigung erhielt. Der leutselige Kaiser schenkte dem geschickten Manne die kostbare

Uhr, welche Krupp in einen von ihm selbst beigefügten 1000-Markschein wickelte und demselben überreichte. Jene anfeuernden Worte aber sind auf dem Hammer verewigt worden.

3. Ein alter Gläubiger.

Als Kaiser Wilhelm noch ein Knabe von sechs Jahren war, spielte er einmal in Potsdam auf dem kleinen Exerzierplatze vor der Langen Brücke mit seinem Ball, welcher dabei über die nahe Kirchhofsmauer flog. Friedrich Siegel, ein 14jähriger Knabe, der zugesehen, kletterte über die Mauer und brachte den Ball zurück, zerriß aber dabei seine Hose. Prinz Wilhelm wollte ihm als Belohnung ein Viergroschenstück schenken; da jedoch weder er noch sein Lehrer, welcher ihn begleitete, Geld bei sich hatte, sprach er: „Das thut nichts, Du bekommst die vier Groschen ein andermal!“ Prinz Wilhelm vergaß aber dieses Versprechen und so war Friedrich Siegel der Gläubiger des Kaisers Wilhelm geworden. Siegel erzählte diesen Vorgang in seinen alten Tagen öfters und that „dicke“ damit, daß ihm der Kaiser noch vier Groschen schuldig sei; so erfuhr die Geschichte auch der greise Monarch, der sich noch recht gut des Vorganges erinnern konnte. Er schickte dem 94jährigen Greise 50 Mark und löste damit sein Schuldverhältnis zu demselben. So hatte denn das Viergroschenstück reiche Zinsen getragen. Was aber viel höher im Werte steht, ist Kaiser Wilhelms Huld und Herzensgüte, die gewiß wie ein Sonnenstrahl auf den Lebensabend des Veteranen gefallen sind. — Siegel ist inzwischen hochbetagt und in kümmerlichen Verhältnissen im städtischen Krankenhause zu Potsdam an Altersschwäche gestorben.

4. Letztwillige Geschenke.

Nach einer schriftlichen Bestimmung des Kaisers sind seine russischen und österreichischen Uniformen und Kriegsdenkmünzen denjenigen Regimentern der beiden Nachbarreiche zugefallen, deren Oberstinhaber er gewesen ist.

Außer den vielen Vermächtnissen des hochseligen Landesvaters an Wohlthätigkeitsanstalten haben z. B. auch die Stadt Charlottenburg 50000 Mark „zur Verwendung für mildthätige Stiftungen“ sowie Koblenz 25000 Mark „zu einer Stiftung für unbescholtene Ortsarme“ erhalten.

5. Überweisungen an die Ruhmeshalle sowie an das Lichterfelder Kadettenkorps und die einzelnen Regimenter.

Kaiser Wilhelm hat in seinem „letzten Willen“, der von ihm eigenhändig niedergeschrieben ist, der Ruhmeshalle in Berlin folgende Gegenstände überwiesen: den mit einer Lederscheide versehenen Schleppdegen, welchen er von 1810 bis 1834 getragen; seinen Füsiliersäbel, welchen er sich am Morgen des 3. Juli 1866 (dem Schlachttage von Königgrätz)

geben ließ und den er im österreichischen sowie im deutsch-französischen Feldzuge benutzte (in der Klinge dieses Säbels sind die hauptsächlichsten Schlachtentage — Gravelotte, Sedan, blutige Januar-Ausfälle vor Paris u. s. w. — eingraviert); den Königsdegen, welchen er bei den Paraden getragen; den von seinem Bruder Friedrich Wilhelm IV. geerbten Degen; sämtliche Militär-Verdienstorden; die zu seinen militärischen Jubiläen erhaltenen Ehrengeschenke sowie seine goldenen und silbernen Lorbeerkränze; schließlich noch den Säbel seines Vaters, den dieser in den unglücklichen Tagen von 1806 und während der Befreiungskriege getragen. Dieser Säbel stand, wie auch der Kaiser handschriftlich bemerkt, stets neben seinem Arbeitstische im historischen Eckzimmer des Königlichen Palais. — Das Lichterfelder Kadettenkorps hat zur Erinnerung einen Degen erhalten, der dem Kaiser 1834 in Petersburg geschenkt wurde und den derselbe von jenem Jahre an bis zu dem Morgen der Schlacht von Königgrätz getragen hat. Jedes Regiment, dessen Inhaber der Kaiser war, hat, soweit die Vorräte eben reichten, eine vollständige von dem verewigten Feldherrn getragene Uniform erhalten.

6. Allerhöchste Ordre, betr. Vermächtnisse des Kaisers Wilhelm.

Auf den Mir gehaltenen Vortrag ermächtige Ich die nachgenannten Truppenteile zur Annahme der ihnen von Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters, des Kaisers und Königs Wilhelm Majestät kodizillarisch bestimmten Vermächtnisse und zwar: Mein 1. Garde-Regiment zu Fuß, das 2. Garde-Regiment zu Fuß, das Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1, das Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2, das Garde-Füsilier-Regiment, das 3. Garde-Regiment zu Fuß, das 4. Garde-Regiment zu Fuß, das 3. Garde-Grenadier-Regiment Königin Elisabeth, das 4. Garde-Grenadier-Regiment Königin, das König Wilhelm Grenadier-Regiment Nr. 7 und das Leib-Grenadier-Regiment (1. Brandenburgisches) Nr. 8 von je 9000 Mark; das 1. Garde-Feld-Artillerie-Regiment, das 2. Garde-Feld-Artillerie-Regiment und das Garde-Fuß-Artillerie-Regiment von je 6000 Mark; das Garde-Jäger-Bataillon, das Garde-Schützen-Bataillon, Mein Regiment der Gardes du Corps, das Garde-Kürassier-Regiment, das 1. Garde-Dragoner-Regiment, das Garde-Husaren-Regiment, das 1. Garde-Ulanen-Regiment, das 2. Garde-Ulanen-Regiment, das 2. Garde-Dragoner-Regiment, das 3. Garde-Ulanen-Regiment, das Leib-Kürassier-Regiment (Schlesisches) Nr. 1, das 1. Leib-Husaren-Regiment Nr. 1, das 2. Leib-Husaren-Regiment Kaiserin Nr. 2, das Husaren-Regiment König Wilhelm Nr. 7 und das Garde-Pionier-Bataillon von je 3000 Mark; das Eisenbahn-Regiment von 12000 Mark; das Garde-Train-Bataillon von 1500 Mark.

Charlottenburg, den 3. Mai 1888.

Friedrich.

An das Kriegs-Ministerium. Bronsart von Schellendorf.

Der Kriegsminister bemerkt dazu:

Vorstehende Allerhöchste Kabinetts=Ordre wird mit dem Bemerken zur Kenntnis der Armee gebracht, daß des hochseligen Kaisers und Königs Majestät die obigen Vermächtnisse zu Stiftungen nach eigenem Ermessen der Truppen zu bestimmen geruht haben. Außerdem soll jedes Regiment, dessen Uniform Se. Majestät getragen, einen im Allerhöchsten Nachlaß vorhandenen Uniformsrock, das 1. Garde=Regiment zu Fuß und das Regiment der Gardes du Corps hierzu je einen Helm und ersteres einen Degen, letzteres Sr. Majestät leichten Reit=Pallasch nebst Kartouche, endlich das Kadettenkorps einen Infanteriedegen erhalten. Die Ausantwortung der Vermächtnisse wird durch das Ministerium des Königlichen Hauses erfolgen.

Berlin, den 9. Mai 1888.

Bronsart von Schellendorff.

Kapitel VIII.

Sinnige Freudenbereitung.

a. An näherstehende Personen.

1. Wohlthätigkeits=Lotterieen.

Als charakteristischer Zug Kaiser Wilhelms ist hervorzuheben, daß er bei jeder Wohlthätigkeits=Lotterie, die in Berlin stattfand, mindestens hundert Lose nahm. Die darauf entfallenden Gewinne wurden regelmäßig zu Weihnachtsgeschenken für die Dienerschaft bestimmt, indem er die eingegangenen Gegenstände sofort mit dem Namen der betreffenden Diener bezeichnete, deren Bedürfnisse er dabei sorgsam berücksichtigte. Die Sachen wurden zurückgelegt und erschienen dann am Weihnachtsabende unter den übrigen Geschenken.

2. Die neutapezierten Zimmer. Der treffliche Gänsebraten.

In der Zeit vor Weihnachten pflegte sich der Kaiser nach den Wünschen seiner nächsten Umgebung ebenso wie nach denen der Kaiserin und übrigen Familienglieder zu erkundigen. So hatte er einmal gelegentlich erfahren, daß eine von den Kammerfrauen seiner hohen Gemahlin sehr wünsche, ihre im obersten Stockwerke des Palais befindliche Wohnung mit neuen Tapeten bekleidet zu sehen. Der Kaiserliche Hausherr, dessen großherziges Wohlwollen sich auch gerade darin zeigte, daß er bei Auswahl von Geschenken, deren Beschaffung er sich persönlich sehr angelegen

sein ließ, stets die besonderen Wünsche und den Geschmack der zu Erfreuenden im Auge hatte, befahl, die Wände der beiden fraglichen Zimmer durch schöne Tapeten zu erneuern. Am heiligen Abende (1884) stieg nun der fast 88jährige Heldengreis die hohen Treppen hinauf, um sich selbst davon zu überzeugen, ob die Verschönerung der Räume auch in seinem Sinne ausgeführt worden sei. Als er höchst befriedigt wieder hinabgestiegen war, traf er unten die durch Erfüllung ihres Wunsches freudig überraschte Dame. „Nun wie gefallen Ihnen die Zimmer?“ fragte der leutselige Herr. Als Fräulein v. N. ihrer dankbaren Freude Ausdruck gegeben, fuhr der Kaiser fort: „Ach, da habe Ich ja ganz vergessen, Ihrer Köchin zu danken für den trefflichen Gänsebraten, den Sie mir neulich geschickt haben, als Ich zu Ihnen den Wunsch äußerte, einmal so eine gute häuslich gebratene Gans mit Aepfeln zu essen. Sie hat Mir ausgezeichnet geschmeckt, ganz vortrefflich! Da muß Ich doch wieder hinaufsteigen und Ihrer Köchin besonders danken.“ Fräulein v. N. versuchte, den greisen Monarchen von seinem Vorhaben abzuhalten, indem sie sich erbot, die Übermittlerin seines Dankes sein zu wollen. Der Kaiser ließ sich jedoch von seinem Vorsatz nicht abbringen und sagte: „Für die Leute hat ja Mein Dank nur Wert, wenn Ich ihn persönlich abstatte.“ Er stieg die hohen Treppen wieder hinauf und überreichte der Küchenfee mit freundlichem Danke ein reiches Geldgeschenk.

3. „Für die Kinder eines treuen Dieners kein Darlehen!“

Hundertfach sind die Züge, aus denen das menschenfreundliche Herz des hochseligen Kaisers hervorleuchtete, aber so viel deren auch bekannt geworden sind, es ist doch nur ein sehr geringer Teil von dem, was der gütige Monarch in Wirklichkeit an Wohlthaten erwiesen hat. Denn der Kaiser gab im Stillen und da auch der Empfänger in sehr häufigen Fällen kein Interesse daran hat, der Welt zu zeigen, in welcher Drangsal er sich befunden, so gelangte die Kunde davon nur selten in die Öffentlichkeit. Ein derartiger Fall ist folgender. Lange Jahre hatte der Benefiziat, um den es sich hier handelt, in dem persönlichen Dienste des Kaisers gestanden, dann war er mit Pension in allen Gnaden entlassen worden und konnte den Rest seiner Tage in Ruhe beschließen, wenn nicht eine schwere Sorge sein Herz bedrückt hätte. Seine Tochter war nämlich an einen Kaufmann verheiratet, mit dessen Verhältnissen es trotz allen Fleißes nicht recht vorwärts gehen wollte. Es stand eine Katastrophe zu befürchten, wenn nicht baldige und ausgiebige Hilfe erschien. Da kam dem Alten ein Gedanke: „Vielleicht hilft dein Kaiser,“ sagte er sich. Er setzte sich hin und schrieb an denselben. In schlichter Weise legte er die Verhältnisse dar, die ihn bei des Kaisers Majestät zum Fürsprecher seiner Tochter machten und bat um ein Darlehen. Es handelte sich um eine bedeutende Summe und als nach einiger Zeit keine Antwort erfolgt war, hielt der tiefbetrübte Vater sein Kind für verloren. Da, wer beschreibt die Freude des Alten, teilt ihm der Schwiegersohn mit, daß der Kaiser

die geforderte Summe direkt an ihn geschickt habe und zwar mit der Bemerkung, „daß er für die Kinder seines treuen Dieners keine Darlehen habe. Sie möchten das Geld als ein Geschenk ihres Kaisers ansehen und es möge ihnen Segen und Gedeihen bringen.“ So ließ der hilfbereite Landesvater schreiben und sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen: die Firma hat einen neuen Aufschwung genommen und drei glückliche Menschen mehr verdankten dem Kaiserlichen Herrn ihre Rettung.

4. Die „Protektion“.

Der mit Kaiser Wilhelm I. in ein und derselben Stunde zu Berlin geborene russische Generalleutnant von Kowalski, bei welchem König Friedrich Wilhelm II. (Großvater des hochseligen Kaisers) Pate gestanden, hielt sich im Jahre 1877 seiner gichtischen Leiden wegen zur Kur in Baden=Baden auf.

Zur selbigen Zeit weilte auch Kaiser Wilhelm in diesem berühmten Weltbade und hatte auf seinen Spaziergängen zwei kleine, reizende Enkelinnen des genannten Generals kennen gelernt; er erkundigte sich bei denselben teilnehmend nach ihrem kranken Großvater und äußerte den Wunsch, diesen zu sprechen. Der hierüber hocherfreute General ließ sich, begleitet von seinen beiden Enkelinnen, in einem Rollstuhle an die Badepromenade fahren, um hier seinen hohen Altersgenossen zu erwarten. Als der Kaiser herankam, richtete der russische Herr seinen Oberkörper empor, um sich eine stramme militärische Haltung zu geben; doch der huldreiche Monarch, welcher den Gruß in herzlicher Weise erwiderte, trat schnell hinzu und sagte: „Lieber General, lehnen Sie sich nur wieder zurück, denn Sie sind zur Kur, nicht zur Kour hier.“ Der Weg wurde hierauf fortgesetzt und der Kaiser, zur Rechten des Rollstuhls einherschreitend, unterhielt sich in seiner herzgewinnenden Weise mit dem kranken General. Auf die Frage des Monarchen, warum er in seinen jüngeren Jahren den preußischen Dienst verlassen habe und in die russische Armee übergetreten sei, erwiderte jener: „Nur aus Angst vor — Protektion, Majestät.“

Darauf erzählte er, daß er wohl infolge des glücklichen Zusammentreffens seiner Geburt mit der Sr. Majestät und wahrscheinlich auch seines hohen Paten wegen schnell avanziert sei und von seinen Kameraden immer das Wort „Protektion“ habe hören müssen; ja, einer derselben, welcher sich zurückgesetzt gefühlt, habe ihm sogar öffentlich zur „Protektion“ gratuliert. Die Folge dieser Gratulation war ein Duell, wobei er seinen Gegner schwer verwundet und deshalb eine längere Festungsstrafe habe antreten müssen. Nach Verbüßung der Haft habe er seinen Abschied genommen und sei in die russische Armee übergetreten, wobei aber sein Herz stets preußisch geblieben und er mit unendlicher Freude das Aufblühen Preußens zu neuem Glanze und neuer Macht beobachtet habe. Jetzt habe er nun schon seit mehreren Jahren seiner Krankheit halber in den Pensionsstand treten müssen, seine Gattin sei vor längerer Zeit ge=

storben und seine einzige Tochter, die Mutter der beiden Mädchen, sei ihm eine aufopfernde und liebevolle Pflegerin.

„Und wo ist der Vater der Kinder," fragte der Kaiser weiter. „Er ist in — Sibirien, Majestät," erwiderte der General leise. Hierauf verabschiedeten sich die beiden „gleichalten" Herren; der Kaiser drückte dem kranken Russen die Hand und sagte:

„Nun, Mein lieber General, Ich hoffe, daß Sie die Protektion des preußischen Königs jetzt nicht mehr zu fürchten brauchen und auch das Land nicht schleunigst verlassen werden, wenn Ihnen der Kaiser Protektion in allen Dingen anbietet." „Majestät," sagte von Kowalski hierauf mit gerührter Stimme und eine Thräne rann verstohlen in seinen schneeweißen Bart, „vielleicht, daß das, was der Jüngling verschmähte, vom Greise erbeten wird." „Recht so, General, Sie wissen ja den Enkel Ihres Paten wohnen."

Seitdem verging kein Jahr, ohne daß das greise Protektionskind zum 22. März eine herzliche Gratulation von seinem Kaiserlichen Altersgenossen empfing; auch ist es der Fürsprache des Letzteren zuzuschreiben, daß kurze Zeit nach obigem Zusammentreffen der Schwiegersohn des russischen Generals aus seiner Verbannung erlöst und seiner Familie zurückgegeben wurde.

5. Das Jubiläum des Kammerdieners Adolf Engel.

Das 50jährige Jubiläum des Kammerdieners Kaiser Wilhelms I., Adolf Engel, brachte dem treubewährten Beamten Ehrenerweisungen von überraschendem Umfange. Eine der ersten Gratulierenden war, durch eine Dame ihres Hofstaates, die Kaiserin Augusta, welche zugleich eine mit dem Bildnis des Monarchen geschmückte Busennadel übersandte. Die Damen vom Dienste Ihrer Majestät folgten mit einem kostbaren Album, das die Porträts der Herrschaften enthielt. Namens des Hofmarschallamtes erschien Geheimrat Kansky; die Leibärzte des Kaisers stellten sich persönlich ein. Gegen 11 Uhr erschienen Graf Pückler, dessen Geschenk in einem silbernen Tafelaufsatz bestand, und Graf Perponcher; die von diesem überreichte Tasse mit dem Bildnis Sr. Majestät war ein Meisterstück der Porzellanarbeit. Unmittelbar darauf traf der Polizeipräsident v. Madai ein; ihm folgte eine Deputation der zum persönlichen Dienste des Kaisers gehörigen 40 Beamten mit einem Pokal. Am tiefsten gerührt aber war der Jubilar von einem zweiten Telegramm der Großherzogin von Baden: „Den gestern Ihnen bereits gesendeten Glückwünschen," so lautete dasselbe, „füge Ich selbst heute deren Wiederholungen bei sowie die Glückwünsche des Großherzogs. Mögen Sie noch lange dem Kaiser so treu dienen können, wie Sie bisher gethan. In dankbarer Anerkennung, Großherzogin von Baden." „Ich habe sie auf dem Arm getragen," sagte unter Freudenthränen der greise Jubilar. Da beschied diesen um $12^1/_2$ Uhr der Kaiserliche Herr zu sich. Als Engel nach einer halben Stunde zurückkehrte, konnte er vor Rührung kaum

sprechen. Der gütige Monarch hatte ihm nämlich unter herzlichen Glück- und Segenswünschen die Hand geschüttelt und ihn aufgefordert, von seiner Jugendzeit zu erzählen. Als nun der treue Kammerdiener hunderte von Dingen berührte, die der Kaiser natürlicherweise schon kannte, frischte der hohe Herr auch seinerseits manche liebe Erinnerung auf. Schließlich wurde Engel auf einen Tisch gewiesen mit den huldvollen Worten: „Da steht auch was für Dich!" Es war ein kostbarer silberner Kasten mit Bestecken für 12 Personen. „Am meisten war der Kaiser erfreut," so erzählte hochbeglückt der Jubilar, „daß die Großherzogin an mich gedacht hat."

---

b. An verdiente Militärs.

1. Graf Gneisenau und die Kaffeetasse.

Ein reizender Zug aus dem Leben Wilhelms I. Graf von Gneisenau wurde bei seiner Anwesenheit in Ems häufig zur Kaiserlichen Tafel gezogen; zu seinen Gepflogenheiten aber gehörte es, den Kaffee, der nach dem Essen herumgereicht wurde, verbindlichst abzulehnen. Eines Tages ist er wieder der Gast seines Kaiserlichen Herrn. Man bietet ihm eine Tasse Kaffee an; der Graf dankt und läßt sich nicht einen Augenblick in der Unterhaltung mit der Kaiserin stören. Zum zweiten Male erscheint der Diener und fragt, ob dem Grafen vielleicht Kaffee gefällig ist; schon will er abermals danken, als die Kaiserin lächelnd sagt: „Nehmen Sie doch Kaffee!" Der Graf kommt dem Befehl nach und hält die Tasse, ohne die Unterhaltung zu unterbrechen, in der Hand. Da tritt der Kaiser auf ihn zu: „Nun, Gneisenau, Sie trinken ja nicht." Der also Angeredete bringt einige Worte der Entschuldigung vor. „Dann sehen Sie doch wenigstens die Tasse an!" Gneisenau that es; Thränen der Rührung treten ihm in die Augen: auf der Tasse ist das Bild seines Vaters. Mit heiterem Wohlwollen sagt der Kaiser: „Habe die Tasse heute früh auf der Promenade gesehen und für Sie gekauft! Müssen immer daraus trinken!"

2. Premierleutnant Ewald von Zedtwitz oder „Die Rose von Gorze."

Unter den Verwundeten von Mars-la-Tour (16. August 1870) befand sich auch Premierleutnant von Zedtwitz. Er lag scheinbar hoffnungslos in einer Scheune zu Gorze unter den zahlreichen anderen Verwundeten. Eine junge Französin trat herein, um einiges Stroh zu holen und erschrak, als sie die Tenne überfüllt mit Unglücklichen fand. Sie wandte sich an den Offizier fragend, ob sie ihm in irgend welcher Weise dienen könne; aber die Heftigkeit des Fiebers erlaubte ihm nicht zu antworten. Da ging sie schnell hinaus und brachte eine weiße Rose, welche

sie dem Krieger zeigte und neben ihn hinlegte. Bald darauf hörte man schweres Pferdegetrappel; der Diener meldete, daß der König Wilhelm mit Gefolge vorüberfahre. „Schnell nimm die Rose," sagte der Verwundete, „gieb sie dem Könige und sage ihm: ein schwerverwundeter Offizier, der wohl kaum die nächsten Tage überleben wird, schickt Eurer Majestät diese Rose als Siegesgruß für Gravelotte!" Hier war am vorhergegangenen Tage (18. August) der große Sieg errungen. Der König nahm die Rose tiefgerührt, steckte sie in das Knopfloch, fragte nach des Offiziers Namen, ließ ihm danken, Besserung wünschen und fuhr weiter. Der Offizier genas. Als es schon wieder geraume Zeit Friede war, erhielt er am 24. Dezember 1871 von dem Könige ein Ölgemälde, welches einen Lorbeerkranz darstellt, der einen Königshelm bedeckt und mit dem Eisernen Kreuze geziert ist; oben an dem prachtvollen Goldrahmen war eine massive silberne Rose angebracht. Dabei lag ein Brief folgenden Inhaltes:

„In dankbarer Erinnerung an den Mir unvergeßlichen Augenblick, wo Sie, schwer verwundet, in Gorze, am 19. August 1870, Mir eine Rose nachsandten, und Ich, Sie nicht kennend, an Ihrem Schmerzenslager vorübergefahren war, sende Ich das beikommende Bild, damit noch in späteren Zeiten man wisse, wie Sie in solchem Augenblicke Ihres Königs gedachten und wie dankbar er Ihnen bleibt.

Weihnachten 1871.

Wilhelm Rex."

Wie unvergeßlich dem König jener Augenblick war, bemerkt einer, der im Oktober 1876 mit demselben über das geschilderte Erlebnis sprach. „Ich war so müde," sagte der Kaiser, „daß Ich nicht aussteigen konnte, um mit dem Offizier selbst zu sprechen, aber durch eine kleine Thüröffnung sah Ich in den Raum, in welchem er lag." So bis ins Einzelne erinnerte sich der oberste Befehlshaber von Hunderttausenden und der Fürst von Millionen noch Jahre nachher eines Mannes, der für ihn und das Vaterland blutete.

Die Geschichte hatte später noch eine Fortsetzung:

In den letzten Tagen des April 1882 hatte Kaiser Wilhelm eine Parade in Wiesbaden abgehalten. In seiner Suite war der zur Kur weilende Major von Zedtwitz. Als der Kaiser denselben unter den Offizieren erblickte, fragte er ihn: „Was macht die Rose von Gorze?" v. Zedtwitz erwiderte: „Sie blüht und wird ewig blühen als Zeichen tiefster Liebe und Verehrung für Ew. Majestät!" Der Kaiser stellte hierauf den Major der Suite vor und erzählte die Geschichte.

3. Guter Trost oder das Eiserne Kreuz.

Ein tapferer Soldat, der im französischen Kriege von 1870/71 schon durch manche Schlacht sich hindurchgeschlagen und auch manche Wunde verachtungsvoll getragen hatte, wurde schließlich auf Vorposten von einem bösen rheumatischen Leiden befallen und mußte ins Lazarett zu Versailles. Kaum aber war er hier aufgenommen, als auch König Wilhelm nach

seiner liebenswürdigen Gewohnheit erschien, um seine braven kranken Streiter zu besuchen und zu trösten. Auch unsern Füsilier redete er freundlich an: „Wie hast Du nur die Strapazen des Krieges bis heute alle so gut ertragen können?“

„Ach!“ seufzte da der kranke Mann,
„ich meint', ich müßt ihn zwingen
den Krampf, der mir den Rücken biegt,
doch will es nicht gelingen;
denn gegen solche Schmerzenspein
sich fühllos zu erweisen,
da müßt' man haben, Majestät,
fürwahr ein Kreuz von Eisen!“

„Nun,“ tröstete der milde König, „das Kreuz sollst Du haben!“ Wenige Stunden darauf zierte die Brust des Tapferen des

„Kriegers Ruhm und Stolz und Ehr',
das kleine Kreuz von Eisen.“*)

4. Zahlmeister Poppe und die Repetieruhr.

Der Zahlmeister Poppe vom 1. Garde-Regiment in Potsdam feierte vor einigen Jahren sein 50jähriges Dienstjubiläum. Trotz der Trübung seines Augenlichtes versah der greise Jubilar mit gewohnter Pünktlichkeit seinen Dienst.

Der Kaiser erhielt Kenntnis von dem Ehrentage des pflichttreuen Beamten und das Augenleiden desselben bestimmte den hohen Herrn, ihm eine überaus wertvolle Repetieruhr zu verehren. Diese ward dem verdienten Soldaten mit einem Kabinettsschreiben überreicht, welches lautete: „Se. Majestät danke für die geleisteten treuen Dienste und wünsche dem Jubilar, da derselbe allezeit an Pünktlichkeit gewöhnt sei und nachdem ihm dieselbe durch die Störung seines Augenlichtes erschwert worden, daß er wenigstens zu hören vermöge, was die Glocke geschlagen.“

---

c. An Leute aus dem Volke.

1. Das Hochzeitsgeschenk.

Seit einer Reihe von Jahren befand sich, gerade zu der Zeit, wenn Kaiser Wilhelm die Kur in Gastein gebrauchte, daselbst unter der Kurgesellschaft auch der Tuchfabrikant Kern aus Altenburg bei Iglau mit den Seinigen. Die Tochter des Kern zog durch ihr anmutiges Wesen bald die Aufmerksamkeit des Monarchen auf sich, der von Jahr zu Jahr

*) Vergl. A. v. Freydorf, Kornblumen und Lorbeerblätter. Leipzig und Berlin. Verlag und Druck von Otto Spamer.

die Familie wiedersah und bei Begegnungen zuweilen aufs Leutseligste in Gespräche mit derselben sich einließ. Bei einer dieser Gelegenheiten fragte er Fräulein Kern, ob sie sich nicht bald vermählen werde, und nahm ihr das Versprechen ab, ihm dies anzuzeigen. In der That verlobte sich das Fräulein alsbald mit dem Iglauer Kaufmanne Kilian und der Vater Kern hielt sich verpflichtet, dies dem Hofmarschallamte in Berlin mit der Bitte mitzuteilen, das freudige Ereignis zur Kenntnis Sr. Majestät bringen zu wollen. Schon nach einigen Tagen kam der Bescheid, die Verlobungsanzeige sei dem Kaiser vorgelegt worden und derselbe habe Auftrag gegeben, dem Brautpaare kundzuthun, daß er an der Angelegenheit lebhaften Anteil nehme, zugleich aber bemerken müsse, das Fräulein habe versprochen, ihm die Verlobung selbst anzuzeigen. Der Kaiser erwarte also die Erfüllung des Versprechens und bitte zugleich um die Mitteilung, wer der Bräutigam sei, wo derselbe wohne und wie das junge Mädchen dessen Bekanntschaft gemacht habe. Fräulein Kern kam natürlich dem Wunsche des hohen Herrn sofort nach und sandte demselben später auch die Vermählungs-Anzeige. Einige Tage darauf traf eine Sendung des Königlichen Hofmarschallamtes aus Berlin an die glückliche Braut in Iglau ein: es war das Hochzeitsgeschenk des Kaisers Wilhelm — ein reich mit Brillanten besetztes und mit der Kaiserkrone geschmücktes Armband in einem Etui. Der Sendung lag ein Schreiben bei, worin der jungen Dame angezeigt wurde, daß der deutsche Kaiser ihr zu ihrer Vermählung Glück wünsche und ihr das Armband, welches er selbst persönlich ausgewählt habe, zum Andenken übersende. — Eine komische Episode ging übrigens der Hochzeitsfeier voran, da das Iglauer Zollamt das Kaiserliche Geschenk anfangs nicht aushändigen wollte, weil das Armband — nicht punziert war. Erst auf vieles Bitten der Familie wurde der kostbare Schmuck, damit die Braut ihn bei der Hochzeit tragen konnte, gegen das Versprechen verabfolgt, daß er nach der Trauung alsbald zur Punzierung wieder an das Zollamt abgeliefert werde.

2. Der Siegelsammler.

Als Kaiser Wilhelm noch Prinz-Regent war, hatte der Chef seines damaligen Geheimen Zivil-Kabinetts, namens Illaire, seinem kleinen Neffen, dem nachmaligen Kanzleirat E. Daege in Berlin, mehrmals Siegelwappen geschenkt, die sich auf Briefumschlägen an den Fürsten befunden hatten. Eines Tages wieder beim Prinz-Regenten zum Vortrag befohlen, bat er nach Schluß desselben um die Erlaubnis, einige leere, aber noch mit den Siegeln versehene Umschläge mitnehmen zu dürfen. Auf die Frage des Fürsten, zu welchem Zweck er dieselben wünsche, teilte ihm Illaire mit, daß er einen Neffen habe, der eifriger Siegelsammler sei, worauf ihm der Prinz-Regent noch eine weitere Anzahl Siegel gleich mitgab. Seit dieser Zeit fand der Vortragende jedesmal auf einem bestimmten Seitentischchen ein Häuflein Briefumschläge, die der Fürst für jenen kleinen Sammler aufgehoben hatte. Und nicht genug damit, auf

vielen Umschlägen standen auch noch von des Fürsten Hand geschriebene Bemerkungen über Ursprung, Bedeutung, Alter ꝛc. der betr. Wappen.

Selbst auf Reisen erinnerte sich der inzwischen zum König gekrönte Herrscher des jugendlichen Sammlers in Berlin, denn von Zeit zu Zeit erhielt derselbe eine Partie Siegel, die sich unter den nach Berlin gesandten Kabinettssachen befanden. Da die betr. Briefe meist Privatschreiben an den König waren, gelangte Daege zugleich auch in den Besitz einer interessanten Sammlung von Handschriften der meisten europäischen Herrscher und sonstiger Fürsten.

Erst mit dem 1866 erfolgten Tode des Übermittlers hörten die regelmäßigen Sendungen auf, nachdem sich der Monarch in seiner Herzensgüte lange Jahre hindurch trotz aller seiner Herrscherpflichten die Zeit genommen hatte, leere Briefumschläge zu sammeln, nicht nur, um einem alten Kabinettsrate gefällig zu sein, sondern um einem ihm gänzlich unbekannten Knaben eine Freude zu bereiten.

Kapitel IX.

Stellung zu Kunst und Wissenschaft.

---

a. Der Kaiser als Schriftsteller und ausführender Künstler.

1. Wissenschaftliche Arbeiten.

Kaiser Wilhelm I. ist in seinen jüngeren Jahren mehrfach als Schriftsteller aufgetreten. So hat er in England (1848) eine eingehende Abhandlung über die europäische Lage, ebenso später verschiedene militärische Denkschriften verfaßt und insbesondere auch ein „Exerzierreglement“ selbst entworfen. Die erste Arbeit aber auf militärischem Gebiete sind seine schneidigen „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung“, ein 108 Seiten starkes Heft, welches bei seinem anonymen Erscheinen im Januar 1849 ungeheures Aufsehen erregte. Die Grundgedanken dieser Denkschrift, die freilich von der Nationalversammlung in Frankfurt a/M. nicht beachtet wurde, haben in der späteren „Reorganisation der preußischen Armee“ ihre Verwirklichung gefunden, wodurch dann wiederum Preußen sowie Deutschland zu Sieg und Größe geführt worden sind.

Was den Stil des verewigten Monarchen betrifft, so war derselbe, dem ganzen Wesen des hohen Herrn entsprechend, knapp, gedrungen, klar und bestimmt. Wie alle seine Reden, Erlasse u. dergl. dies bezeugen, so liefern dafür auch seine Jugendbriefe den untrüglichen Beweis. Diese zum Teil sehr interessanten Schreiben sind, soweit sie an den damaligen militärischen Begleiter des Prinzen Wilhelm, General Oldwig von

Natzmer, gerichtet waren, vor wenigen Jahren veröffentlicht worden („Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. I. 1820—1832. Gotha, F. A. Perthes, 1887“).

2. Der Orgelspieler.

Im Jahre 1835, da der verstorbene Fürst Friedrich Günther Senior des Hauses Schwarzburg=Rudolstadt wurde, machte er eines Tages mit einigen fürstlichen Herren, die bei ihm zum Besuche weilten, von Schwarzburg aus einen Ausflug nach Paulinzelle. In einiger Entfernung von den berühmten Klosterruinen hörte man Orgelklänge; man ging denselben nach und wurde so in die Orgelbauwerkstatt von Menger sen. geführt, wo eben ein neues Werk vom Lehrer des Ortes probiert wurde. Der Fürst und seine Begleiter traten ein und hörten zu. Einer der Letzteren, und zwar der Größte von ihnen, stellte sich mit ersichtlichem Interesse dicht hinter der Orgelbank auf und machte dem Organisten eine Bemerkung über Spiel sowie über die Orgel, sodaß dieser glaubte, er hätte einen Kollegen vor sich. „Sie spielen wohl auch Orgel?“ fragte derselbe und stand auf. „Ich stümp're ein wenig, es ist nicht viel,“ versetzte der Fremde, nahm gleichzeitig auf der Orgelbank Platz, registrierte und begann einige Stücke zu improvisieren.

„Er wählte manch schöne Melodie
aus Volks= und Kirchenpoesie,
manch viel verschlung'nen Fugentanz
und schloß mit: Heil dir im Siegerkranz.“

Erstaunt hatte der Lehrer zugehört und spricht dann dem vermeintlichen Kollegen seine volle Anerkennung aus; die beiden Herren machen sich gegenseitig bekannt und da vernimmt ersterer, wen er vor sich hat: „Wilhelm bin ich, Prinz von Preußen!“

„Ach, Hoheit, wie schade, daß soviel Talent
die Kunst nun niemals ihr eigen nennt!“

ruft der Organist vom Fach enttäuscht und zugleich erstaunt aus. Der Prinz reicht ihm vertraulich die Hand und spricht:

„Es weiß wohl der Himmel Talent wie Stand
nach seiner Weisheit zu verteilen,
darum, mein Bester, laßt einstweilen
uns hoffen, es möge mir auch gelingen,
in meinem Fach es zu etwas zu bringen!“

3. Der Modelleur.

Vor einigen Jahren modellierte in Ems Professor Keil eine Büste des Kaisers Wilhelm. Neben der sorgfältigen Ausführung der reichen Ordensdekoration ist der große Stern zum Orden pour le mérite auf der linken Brust in abweichend leicht hingeworfener Ausführung. Diesen Orden hat der deutsche Kaiser selbst modelliert. Während einer

Sitzung prüfte nämlich letzterer eingehend an dem Modell die angebrachte Ordensdekoration und fand, daß der auf der linken Brust befindliche Stern zum Schwarzen Adler-Orden zu tief saß und höher gerückt werden müsse. An der freigewordenen Stelle wünschte der hohe Herr jedoch den großen Stern zum Orden pour le mérite und nahm sofort persönlich das Modellierstäbchen zur Hand, um im weichen Thon diese Dekoration selbst herzustellen. Professor Keil erbat sich die Genehmigung, den Orden so, wie er vom Kaiser modelliert, zu belassen; daher besitzt nun diese Büste ein besonderes historisches Interesse.

---

b. Malerei, Musik und Theater.

1. Die Schlachtenmalerei.

Während der großen Herbstmanöver am Rhein im Jahre 1878 besuchte der Kaiser mit seiner Gemahlin auch die freundliche Gartenstadt Düsseldorf, deren Bürger alles aufgeboten hatten, die Majestäten würdig zu empfangen und zu feiern.

Auch der berühmte Künstlerverein „Malkasten“, zu dessen hervorragendsten Mitgliedern damals die beiden Achenbachs und Camphausen zählten, veranstaltete eine großartige Festlichkeit, der das Kaiserpaar beiwohnte.

Dem Eingange des großen Vereins-Festlokales gegenüber standen die zwei bekannten heraldischen „wilden Männer, mit Eichenkranz um Stirn und Lenden, in den rechten Händen die mächtigen Keulen,“ mit der Linken ein meterhohes preußisches Wappenschild haltend. Als das Kaiserpaar, umgeben vom Kronprinzen und Prinzen Friedrich Karl mit Gefolge, in den Saal trat, löste sich zur Überraschung aller einer der „wilden Männer“ vom Wappen und der Wand los, schritt auf die Majestäten zu und begrüßte dieselben in launigen Worten. Es war der geniale Camphausen, der in seiner Kraftgestalt mit dem bärtigen Teutonengesicht und der sonoren Stimme von den hohen Herrschaften alsbald erkannt und nach seiner Begrüßungsrede angesprochen wurde.

Eine heitere Stimmung hatte dieser originelle Scherz bei allen Anwesenden hervorgerufen. Die Kaiserin äußerte in heiterer Weise zu Camphausen, daß die Malerkunst bei wilden Männern sonst nicht gepflegt werde, wozu der Kaiser, auf das Spezialfach des also Angeredeten anspielend, mit herzlichem Lachen bemerkte: „Es müßte denn die Schlachtenmalerei sein.“

2. Bildende Kunst.

Für bildende Kunst, namentlich aber für Kupferstich und Radierungen, hatte Kaiser Wilhelm einen ungemein feinen, geläuterten Geschmack und ein überaus scharfes Auge. Davon gab er noch im Sommer des Jahres 1886 in Bad Ems einen Beweis. Die dortigen Kunsthändler

machten es sich zur Freude, dem Kaiser, der regelmäßig bei seiner Morgen-Promenade vor den Auslagen stillstand, stets die neuesten Erscheinungen vorzuführen. Mit Kennerblick prüfte nun der hohe Herr jedes der Bilder, wußte meist den Maler und Stecher zu nennen und erinnerte sich ganz genau, wo und wann er das Original der Bilder gesehen habe. Scherzend äußerte er sich auch über die Qualität seiner von den Händlern ausgestellten Porträtaufnahmen. Auf zehn Schritt Entfernung erkannte er mit bloßem Auge die unter den Kunstblättern stehenden Titelunterschriften. Am 19. Juli hatte der Kunsthändler Pf. zu Ehren von Gustav Freytags 70. Geburtstag eine Ausstellung der bekannten Blätter aus der „Freytag-Galerie" arrangiert. Der Kaiser trat heran, sah die Bilder an und äußerte dann zu dem zufällig anwesenden Herausgeber: „Ich habe diese Blätter schon bei Meiner Schwiegertochter, der Kronprinzessin, gesehen, aber dieses hier — es ist von Skarbina — kenne ich noch nicht!" Die Äußerung frappierte den Herausgeber, denn wirklich war die Skarbinasche Illustration zum letzten Bande der Ahnen erst vor kurzem fertig geworden und der Kronprinzessin noch nicht zugestellt. — Einige Schritte weitergehend, betrachtete der Kaiser bei einem Meerschaumfabrikanten eine geschnitzte Zigarrenspitze, die seinen Kopf darstellte. Lächelnd wandte er sich an die ihn begleitende Gräfin O., und mit einer Handbewegung auf die ausliegende Spitze deutend, sagte er scherzhaft: „Sehen Sie, Komtesse, hier haben Sie den deutlichsten Beweis, daß ich einen offenen Kopf habe!"

3. Musikalisches Gehör.

Im Anschluß an die in diesem Kapitel (a, 2 „Der Orgelspieler") erzählte Anekdote von der musikalischen Begabung des hochseligen Kaisers, möge hier noch folgendes mitgeteilt werden, um zu zeigen, daß den hohen Herrn auch im späten Alter sein feines Gehör nicht verlassen hat. Im Herbste 1886 wurden nämlich auf Veranlassung der Kaiserin Augusta die Sänger des Potsdamer Kadettenkorps nach Babelsberg befohlen, wo sie vor den beiden Majestäten einige Lieder vortrugen, von denen namentlich eins die Kaiserin zu Thränen rührte. Als die jugendlichen Sänger geendet hatten, trat der leutselige Monarch an sie heran, lobte auch seinerseits den Gesang und betonte hauptsächlich, wie rein und richtig intoniert worden sei: er habe, so bemerkte er, von jeher ein gutes Gehör gehabt und könne Musik wohl beurteilen, da er jeden falschen Ton heraushöre.

4. Der Torgauer Marsch.

Während des Feldzuges von 1870/71 wurde die Kapelle des Königs-Grenadier-Regiments (2. Westpr.), jetzigen König-Wilhelm-Grenadier-Regiments Nr. 7, sehr oft zur Tafelmusik beim Kaiser Wilhelm nach Versailles befohlen. Musikdirektor Goldschmidt, welcher sich der besonderen Gunst des hochseligen Monarchen erfreute, kannte die Lieblings-Musikstücke desselben sehr genau und verfehlte nie, dieselben auf das

Programm zu setzen, welches Sr. Majestät überreicht wurde. Eines Tages hatte Goldschmidt den „Torgauer Marsch" und als dessen Komponisten Friedrich den Großen aufgeführt, weil es bisher so üblich war, diesen als Komponisten zu bezeichnen (was beiläufig noch vor einigen Jahren in Liegnitz und selbst in Leipzig geschah, wie aus Programmen ersichtlich ist). Kaum war der Marsch beendet, als sich Kaiser Wilhelm von seinem Platze erhob, das Programm ergriff und mit diesem in der Hand in den Nebensaal ging, wo die Kapelle Aufstellung genommen hatte; hier trat er sofort auf Goldschmidt zu und sagte, ihm freundlich auf die Schulter klopfend und dann auf das Programm weisend: „Mein alter Goldschmidt, dies ist ein Irrtum, Friedrich der Große ist nicht der Komponist des Torgauer Marsches, sondern ein Lehrer aus Torgau, welcher, glaube ich, Scholz hieß. Ich kann mich nicht so genau auf den Namen des Lehrers besinnen, weiß aber genau, daß mein gottseliger Vater den Marsch aus Torgau mitbrachte, weil er ihm so gut gefiel." Hierauf klopfte der Kaiser seinen alten Kapellmeister nochmals freundlich auf die Schulter und kehrte wieder zur Tafel zurück. — Ein anderer Vorfall, welcher sich auf den Torgauer Marsch bezieht, sei hier gleich noch erzählt: Während eines heißen Tages bei einem Kaisermanöver stand das Königs-Grenadier-Regiment, mit seiner Kapelle an der Spitze, im Rückhalt, als plötzlich der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm mit glänzendem Gefolge eintraf und das salutierende Regiment begrüßte. Beim Anblick des alten Kapellmeisters Goldschmidt ritt der Thronerbe an diesen heran und fragte ihn wie zufällig, ob er den „Torgauer Marsch" kenne. „Zu Befehl, Kaiserliche Hoheit!" lautete die Antwort. — „Nun, dann pfeifen Sie ihn mir einmal vor!" — „Kaiserliche Hoheit, das kann ich nicht!" — „Aber Sie kennen doch gewiß den Marsch?" — „Zu Befehl, ganz genau." — „Nun gut, dann sollen Sie den Marsch von jetzt ab als Präsentiermarsch blasen." Seit jener Zeit wird beim Königs-Grenadier-Regiment der Torgauer Marsch als Präsentiermarsch geblasen.

5. Das Theater.

Wie fast alle Hohenzollern, so ist bekanntlich auch Kaiser Wilhelm ein großer Theaterfreund gewesen. Die Königlichen Bühnen ließ er sich persönlich bedeutende Summen kosten und suchte gerne im Berliner Opernhause nach dem angestrengten Tagewerk in seiner kleinen Loge Erholung. Schon als Prinz-Regent zeigte er sein besonderes Interesse am Schauspiel auch dadurch, daß er am Tage der 100jährigen Geburtstagsfeier Schillers (10. November 1859) den sog. Schillerpreis stiftete. Die Urkunde hierüber lautet: „Die hundertjährige Geburtstagsfeier Friedrichs von Schiller hat in Uns den Wunsch hervorgerufen, das Andenken des großen Dichters durch eine zur Förderung des geistigen Lebens im deutschen Volke geeignete Stiftung zu ehren. Deshalb haben wir beschlossen,

für das beste in dem Zeitraum von je 3 Jahren hervorgetretene Werk der deutschen dramatischen Dichtkunst einen Preis von

‚Ein tausend Thalern Gold' nebst einer goldenen Denkmünze zum Werte von ‚Ein hundert Thalern Gold' zu bestimmen."

Einen solchen Schillerpreis hat z. B. auch der berühmte Dichter Albert Lindner für sein Trauerspiel „Brutus und Collatinus" erhalten (1867). — Bei dieser Gelegenheit sei gleich erwähnt, daß auf Kaiser Wilhelm auch die Einrichtung der sehr beliebten großen Subskriptionsbälle, welche im Berliner Opernhause zur Zeit der Hoffestlichkeiten stattfinden, zurückzuführen ist. Auf diesen Bällen, die den Vereinigungspunkt für alle Kreise der guten bürgerlichen und Hofgesellschaft bilden, erschien der hochverehrte Landesvater gern, um sich unter seinen getreuen Unterthanen einige Stunden ungezwungen zu bewegen: er eröffnete da wohl den Tanz durch einen Rundgang mit der Prinzeß Karl oder Friedrich Karl und sah und sprach manchen alten Bekannten.

6. Im Kursaaltheater zu Ems.

Im Sommer 1885 schrieb man aus Ems folgendes: Kaiser Wilhelm pflegte bis zum vorigen Jahre regelmäßig jeden Abend das hiesige Kursaaltheater zu besuchen; diese Zerstreuung schien ihm die liebste zu sein. In diesem Jahre mußte er jedoch während der ersten zehn Tage seines Kuraufenthaltes auf die Unterhaltung verzichten und erst seit dem letzten Donnerstag haben die behandelnden Ärzte dem hohen Herrn den Theaterbesuch wieder gestattet.

Noch im vorigen Jahre vermochte der hochbetagte Monarch rüstigen Schrittes die Wegstrecke von seiner Wohnung bis zum Kursaal zurückzulegen; jetzt benutzt er seine zweispännige Kalesche, welche bis an den Kolonnadendurchgang heranfährt. In demselben Augenblicke, wo der Kutscher die Rosse zum Stehen bringt, hat sich auch schon der Leibjäger von seinem Sitze heruntergeschwungen, sodaß der dienstthuende Flügeladjutant und der blitzflinke Jäger zugleich zur Stelle sind, um dem aussteigenden Kaiser behilflich zu sein. Das ist indessen kaum nötig. Sobald nämlich letzterer die wenigen Treppenstufen zum Vorsaal hinansteigt, legt der Leibjäger leise um ihn seinen Arm, während der hohe Herr selber vorsichtig, auf den Stock gestützt, die Stufen hinangeht. Im Saale selbst hat sich inzwischen die Aufmerksamkeit der ganzen Zuhörerschaft mehr und mehr von der Bühne abgelenkt. Die Schauspieler scheinen innehalten zu wollen; sie sprechen langsamer und langsamer, die Blicke mehr und mehr nach der rechts von der Bühne befindlichen Mittelthür gewendet. Endlich erscheinen von den dienstthuenden Kammerherren der Oberhofmarschall und einige sonstige Herren vom Gefolge am Saaleingange: die gesamten Zuhörer erheben sich ehrfurchtsvoll, das Spiel auf der Bühne wird unterbrochen. Sobald dann der Kaiser auf seinem genau in der Mitte der ersten Sitzreihe aufgestellten Lehnsessel sich niedergelassen hat, wird das Spiel wieder aufgenommen. Es ist ganz eigentümlich, diesem stummen Vorgange auf der Bühne und im Zuschauerraum beizuwohnen. Während

dieser Minuten ist es so mäuschenstill, daß man jede Atembewegung im Saale zu vernehmen glaubt.

Am liebsten sieht der Kaiser mehrere einaktige Stücke hintereinander und die Theaterverwaltung ist natürlich eifrig bestrebt, in dieser Beziehung für einen ordentlichen Vorrat zu sorgen. Für diesen Sommer hat sie ein kleines, aber recht annehmbares Operettenpersonal engagiert, um etwas mehr Abwechselung in das Repertoir bringen zu können. Es ist nämlich diesmal zum ersten Male davon Abstand genommen worden, eine französische Schauspielertruppe für die Dauer der Kaiserlichen Anwesenheit hierher kommen zu lassen; an deren Stelle ist nun die Liliput-Operette getreten. Wer jemals Gelegenheit gehabt, die Emser Bühne in dem südöstlichen Saalzipfel zu sehen, wird den Ausdruck „Liliput-Operette“ nicht mißverstehen.

Als ein unermüdlicher Theaterbesucher verweilt der Kaiser stets bis zum Schluß der Vorstellung. Ein festgeschlossener Wagen ist inzwischen durch den Kurgarten bis hart an die Ausgangstreppe herangefahren, sodaß der hohe Herr unmittelbar von der letzten Stufe aus auf das Wagentrittbrett hinübersteigt. Scharen von Neugierigen haben sich ringsherum aufgestellt, um des Kaisers noch einmal ansichtig werden zu können. Die durchaus nicht zahlreiche Wachmannschaft läßt das herbeigeeilte Publikum, auf speziellen Wunsch des leutseligen Herrschers, vollkommen frei und ungehindert sich bewegen.

7. Die Generalintendanz der Königl. Schauspiele.

In welcher zarten Weise der verewigte Kaiser mit dem Leiter seiner Theater, dem verstorbenen Herrn v. Hülsen, verkehrte, darüber teilt die Witwe des Letzteren u. a. folgendes mit:

„Mein Mann hatte den Kaiser, der ein abgesagter Feind aller ihn öffentlich verherrlichenden Ovationen war, dringlich gebeten, ihm doch wenigstens das Aufstellen seiner Büste zu gestatten. Er erlangte das nur nach vielem Widerstande und ich erinnere mich noch, wie der Kaiser meinem Manne lächelnd gedroht und ihm zugerufen hatte: ‚Na, Sie werden Mich wohl heute wieder schön mitnehmen!‘ Nach kaum Jahresablauf ging übrigens auch das vom Ballettmeister Taglioni eigens bezüglich der glorreichen Heldenthaten unserer Armee verfaßte Ballett ‚Militaria‘ in Szene, das sich dazumal großen Erfolges erfreute. Es war sehr geschickt gesetzt und mit mancherlei Anspielungen auf besondere Kriegsvorkommnisse gewürzt. Besonders pflegte das Erscheinen der siebenten Ulanen sowie das als Fahnenaushang herumgetragene Kutschkelied mit der Aufschrift: ‚Was kraucht da in dem Busch herum? Gewiß es ist Napolium!‘ immer einen wahren Beifallssturm zu entfesseln. Auch den Monarchen amüsierte dieses Ballett besonders, für das er sich schon bei dessen Szenierung lebhaft interessiert und über das er auch sogar schon, kurz vor dessen erster Aufführung, mit seinem General-Intendanten korrespondiert hatte. Ein die soldatischen Darsteller betreffendes Handschreiben Sr.

Majestät mag hierselbst — als im höchsten Grade bezeichnend für seine derartigen Auffassungen — noch eingeflochten werden. Dasselbe lautet:

'An den General-Intendanten der Königlichen Schauspiele
Herrn v. Hülsen.

27. April 1872.

Nachdem Ich alle Meine Erinnerungen zurückgerufen habe, kann Ich Mich doch keines Falles erinnern, wo wirkliche Soldaten einen wirklich existierenden Truppenteil auf der Bühne dargestellt haben, es müßte denn in dem Ballett 'Glückliche Rückkehr' 1814 oder 1815 gewesen sein. Aber Ich glaube, daß die Soldaten damals von Statisten dargestellt wurden. Um also in dem morgenden Ballett keine Skrupel zu haben, bestimme Ich, daß die Ulanen und Alexandriner ganz in ihren Uniformen bleiben, aber die Kragen mit rotem Tuche u. s. w. überzogen werden, wo bei der Beibehaltung des Grenadierhelmes und des Ulanen-Czapkas, Gardeadlers, eine Ölzweig-Zusammenstellung eintritt, von der kein Truppenteil existiert (d. h. Gardegrenadieradler mit roten Kragen). Daß die Achselklappen aufgerollt werden, haben Sie schon selbst angeordnet. Wilhelm.'"

Hören wir die Verfasserin weiter: „... Ich kann ebensowenig umhin, gerade bei dieser Veranlassung auch noch eines rührenden Zuges der großen Herzensgüte Kaiser Wilhelms Erwähnung zu thun, der gleichfalls mit dem Ballett 'Militaria' im engsten Zusammenhange steht. Als nämlich Napoleon III. gestorben und diese Nachricht Kaiser Wilhelm zugegangen war, hatte mein Mann gerade wieder 'Militaria', das noch immer so beliebte kriegerische Ballett, angesetzt. — Aber noch vor Beginn der Vorstellung erschien ein Kaiserliches Handschreiben, dessen Inhalt meinen Gatten tief rührte und mit Bewunderung erfüllte. Der Kaiser befahl nämlich darin, daß mein Mann das vorerwähnte Kutschke-Lied: 'Was kraucht da in dem Busch herum' u. s. w. fortnehmen lassen solle, 'denn es scheint Mir für den nicht mehr unter den Lebenden weilenden Feind nicht angebracht und würde verletzend auf Mich wirken.'"

8. Der gute Sänger und gute Mensch.

Der Kaiser wohnte einmal dem Wiederauftreten Niemanns in der Vorstellung der „Walküre" im Opernhause bei. Während eines Zwischenakts ließ er die Thür zu der kleinen Treppe, die aus seiner Seitenloge nach den Bühnenräumen führt, öffnen, schritt dieselbe hinunter und befahl, den Heldentenor, welcher in der Garderobe sich befand, zu rufen. Eilends erschien der Sänger und der Kaiser begrüßte ihn auf das Freundlichste. „Ich habe immer gewußt," sagte er, „daß Sie ein guter Sänger sind; jetzt weiß Ich auch, daß Sie ein guter Mensch sind. Sie haben Ihr Wort eingelöst und sind uns nicht kontraktbrüchig geworden wie andere. Ich danke Ihnen." Damit reichte er dem in solcher Weise ausgezeichneten Niemann die Hand, welche dieser, von Rührung überwältigt, erfaßte und küßte. Der Vorgang machte auf alle Umstehenden einen tiefen Eindruck.

9. „Die Kunst ist international."

Während seines Aufenthaltes in Wien zur Zeit der Weltausstellung im Jahre 1873 wohnte der Kaiser im Hofopernhause einer Ballett-Vorstellung bei, die sein großes Wohlgefallen erregte; insbesondere war er eingenommen von den humorvollen Leistungen der Herren Price und Prappart. Nach Schluß der Vorstellung begab er sich daher auf die Bühne und begehrte namentlich die genannten beiden Künstler zu sehen. Diese hatten sich aber, sobald sie von dem Herannahen des deutschen Kaisers erfuhren, schleunigst nach dem Hintergrunde entfernt, weil der Eine ein Däne und der Andere ein Franzose war. Als man dies dem Monarchen mitteilte, bestand derselbe erst recht darauf, jene beiden zu sprechen: sie erschienen und wurden mit Lobeserhebungen überhäuft. „Die Kunst ist international," sagte er u. a., „und Sie, meine Herren, sind zwei würdige Vertreter dieser Kunst."

c. Litteratur und neue Erfindungen sowie Förderung der Wissenschaft.

1. Der Naturalismus in der modernen Litteratur.

Der Kaiser hatte in seinen letzten Lebensjahren die Gewohnheit angenommen, sich abends längere Zeit vorlesen zu lassen, wozu er den Stoff jedesmal besonders auswählte. Eines Abends übergab er dem Vorleser einen Band Zola. Kaum hatte der junge Mann einige Seiten gelesen, als ihm auch der hohe Herr schon winkte, innezuhalten, indem er sagte: „Ich wollte auch einmal wissen, was die moderne realistische Schule zu leisten imstande ist. Nun, Ich habe Mich überzeugt, daß das Buch gut geschrieben ist, mehr aber will Ich daraus nicht hören; denn für die kurze Zeit, welche Mir noch zu leben vergönnt ist, möchte Ich Mir die Illusionen, die Ich von den Menschen habe, bewahren und letztere nicht in ihrer ganzen Häßlichkeit kennen lernen." Der Kaiser nahm hierauf dem Vorleser das Buch aus der Hand und reichte ihm zur Fortsetzung einen Band Scheffel.

2. Die moderne Elektrotechnik.

In einer im Elektrotechnischen Verein kurz nach dem Tode Kaiser Wilhelms I. gehaltenen Gedächtnisrede schilderte der Generalpostmeister Dr. v. Stephan die Beziehungen des verewigten Herrschers zu der Elektrizitäts-Wissenschaft und teilte aus seinen Erinnerungen manchen darauf bezüglichen Vorgang mit.

Einst war, so erzählte u. a. der Vortragende, im Palais die Rede von den Ereignissen des Jahres 1870 und es wurde bemerkt, daß es noch nicht dagewesen sei, so große Heeresmassen mit solcher Schnelligkeit mobil zu machen und sie auf einem weiten Kriegstheater blitzschnell zu

verteilen oder zusammenzuziehen. Darauf sagte der Kaiser: „Die alten großen Feldherren würden das auch sehr wohl gekonnt haben, aber sie hatten keinen Telegraphen;“ und nun begann er aus der Erinnerung der Jahre 1866 und 1870 zu sprechen und Einzelheiten mitzuteilen, die ihm bei seinem sehr starken Gedächtnisse stets gegenwärtig waren, über die Leistungen und Dienste der Feldtelegraphie, welche er in wärmster Weise anerkannte. Aber nicht nur bezüglich der Telegraphen, sondern auch über die sonstige Verwendung der Elektrizität zunächst für Kriegszwecke war er vollkommen orientiert z. B. betreffs der elektrischen Beleuchtung für nächtliche Belagerungsarbeiten, Ausfälle und Signale; dann über die Zündkraft der Elektrizität bei den Minen, den Torpedos u. s. w.; ferner betreffs der Beleuchtung der Kriegsschiffe, der Beobachtung durch Küstenstationen, der Anwendung bei Leuchttürmen u. s. w. Alles das interessierte ihn und über die Fortschritte auf diesen Gebieten ließ er sich von Zeit zu Zeit eingehende Auskunft geben. Die hier anwesenden verehrten Herren von der Militär-Telegraphie werden aus eigener Erfahrung wissen, wie lebhaft der Monarch sich für die Organisation und Ausstattung dieses für die Bewegung und Verpflegung der Armee so unentbehrlichen Hilfsmittels der neueren Strategie interessierte.

Ein andermal richtete er die Frage an mich, wie wir zu der Benennung „Batterie“ kämen, die ihm übrigens besser gefiel als das französische „la pile“; als ich dann in der Erwiderung die unter Umständen sehr große Schlagkraft elektrischer Batterieen hervorhob, bemerkte der hohe Herr: „Da könnte es noch dahin kommen, daß die Völker blos mit Maschinen Krieg führten, die gegen einander aufgefahren werden können; das würde viel Menschenblut ersparen.“

Von den neuesten Erfindungen nahm das Interesse des Kaiserlichen Herrn sehr lebhaft der Fernsprecher in Anspruch; es war ihm von ganz besonderem Wert, zu hören, daß ein Deutscher der Erfinder des Fernsprechers sei, und kurz vor seinem Hinscheiden hat er noch einen Regierungsakt vorbereitet, welcher inzwischen die Allerhöchste Vollziehung durch Kaiser Friedrich III. erhalten hat, wonach der Witwe von Philipp Reis eine namhafte jährliche Pension aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds bewilligt wird.

Als ich vor einigen Jahren in dem damaligen Kronprinzlichen Palais eine Fernsprecheinrichtung nach dem Opernhause hatte herstellen lassen, erregte dies sofort die Aufmerksamkeit des hochseligen Herrn und ich mußte in seinem Palais verschiedene Versuche machen lassen behufs telephonischer Übertragung von Musikstücken und gesprochenen Worten, an denen der Monarch persönlich teilnahm. Er bemerkte sofort, das könnte auch für die Armee von Wichtigkeit werden: nicht unter dem Lärm der Feldschlachten, aber bezüglich der Mitteilungen von einem Truppenteil zum anderen, zwischen Forts und detachierten Truppenteilen, im Vorpostendienst, bei Feldwachen und Soutiens.

Aber auch für die Friedenszwecke verfolgte er nicht minder fortgesetzt

die Fortschritte der Elektrizität. Ich hatte den Befehl, zeitweise geographische Karten vorzulegen über das deutsche Post- und Telegraphengebiet, in welche die neu eingerichteten Stationen mit roter Farbe eingetragen werden mußten; der Kaiser äußerte immer große Befriedigung über die schnelle Ausdehnung des Telegraphennetzes. Als die unterirdischen Linien angelegt wurden und das erste Kabel im Rhein bei Mainz versenkt wurde, welches Berlin mit Mainz und Frankfurt, Halle, Erfurt, Leipzig verbindet, da hatte dieser Fortschritt so wesentliches Interesse für ihn, daß er aus Bad Gastein am 23. Juli in einem unmittelbar nach Mainz gerichteten Telegramm, das uns an Bord des Kabelschiffes zuging, seine Allerhöchste Anerkennung aussprach. Ebenso als einige Jahre später unsere erste direkte Verbindung mit Amerika hergestellt wurde, da telegraphierte er aus Wiesbaden an den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika:

„Es gereicht Mir zur Freude, Ihnen, Herr Präsident, mittels der heute eröffneten direkten Telegraphen-Verbindung zwischen Deutschland und Amerika Meine Befriedigung über die Vollendung dieses Werkes auszudrücken, welches den freundschaftlichen Beziehungen beider Nationen zur weiteren Förderung dienen wird.“

Als ich bei einem Vortrage über die Ausdehnung der Fernsprecheinrichtungen gelegentlich erwähnte, wir hätten von Berlin bereits Flensburg erreicht, die Fernsprechlinie nach Frankfurt a/M. würde erbaut und die nach Köln würde nächstens herankommen und ich die Möglichkeit streifte, daß es noch einmal gelingen könne, nach New-York hinüber zu sprechen, bemerkte der Kaiser, das hätte dann auch das Gute, daß weniger gedruckt und geschrieben würde — gegen die Tinte hatte er eine kleine Aversion —; aber schön wär's doch, setzte er hinzu, wenn man mal nach 500 Jahren sehen könnte, was aus der Welt geworden sei. Wiederholt äußerte der Monarch die Absicht, nach völliger Fertigstellung des Zentral-Telegraphengebäudes die Einrichtungen desselben sowie die Rohrpostanlage anzusehen; auch hatte ich Gelegenheit, ihm Vortrag zu halten über die Organisation des Telegraphen-Spezialdienstes bei Überschwemmungen, Eisgang sowie bei den Rettungsstationen für Schiffbrüchige.

Was die elektrische Beleuchtung betrifft, so war die erste derartige größere Anlage in einem öffentlichen Gebäude zu Berlin diejenige in der Packethalle des Hof-Postamts in der Königstraße. Schon nach wenigen Tagen fragte mich der hochselige Kaiser in seiner exakten Weise nach der Art der Einrichtung, den Erfolgen für Helligkeit und bessere Luft sowie — nach den Kosten. Auf seinen Befehl ist die elektrische Beleuchtung in den Königlichen Schlössern und in den Theatern eingeführt. Als ich — es ist kurze Zeit her, meine Herren, wenige Wochen, aber was liegt dazwischen! — die Ehre hatte, einer kleineren Abendgesellschaft im Palais beizuwohnen, sprach der Kaiser ausführlich über die elektrische Beleuchtung der Straße „Unter den Linden“ und bemerkte: er wäre erst am Denkmal Friedrichs des Großen hingefahren und dann nach dem Brandenburger

Thor und wieder zurück, um sich ein volles Bild zu verschaffen und entwickelte nun seine Ansichten über die Sache; er rühmte dabei die harmonischen Verhältnisse, in welchen diese schöne Straße angelegt sei, die feine Abstimmung der Raumabteilungen: sie erinnerten ihn an das fünfschiffige Langhaus einer Kathedrale mit weitem Mittelschiff, und er wolle diesen Eindruck nicht gestört wissen.

Als die Akkumulatoren aufkamen, fragte er mich, was das eigentlich wäre und setzte in seiner stets ermutigenden liebenswürdigen Bescheidenheit hinzu: „Erklären Sie Mir das, soweit Ich das verstehen kann.“ Ich erwähnte nun der Aufspeicherung der elektrischen Kraft und gebrauchte das Bild der Munitionskolonnen, worauf die Bemerkung fiel: „Ja, aber friedliche, bei denen es gut ist, sie zu gebrauchen; übrigens ist es schade, daß man diese Idee nicht auch auf anderen Gebieten ausführen kann: Kraftvorrat aufzubewahren, um ihn in späterer Zeit zu gebrauchen.“ Als ich mir hierauf zu bemerken erlaubte, daß der stärkste Kraftbewahrer eines Volkes seine Geschichte sei, setzte der Kaiser mit gehobenem Finger hinzu: „Und die Religion!“

Im Jahre 1885, als in diesem selben Saale die Teilnehmer an der internationalen Telegraphenkonferenz versammelt waren, bedauerte der hohe Herr sehr, daß sein Gesundheitszustand es ihm nicht gestattete, die Herren Abgesandten persönlich empfangen zu können. Er hatte stets lebhaften Anteil an dem internationalen Charakter der großen Verkehrsanstalten genommen; er sah in ihren fortschreitend enger werdenden Beziehungen ein Zeichen brüderlicher Annäherung der Nationen und es erfüllt uns mit wahrer Rührung, wenn wir daran denken, wie schade es doch ist, daß er es nicht selbst hat erleben können, wie der Telegraph aus Anlaß der großen Trauerkunde des 9. März fast alle Völker des Erdballs gleichsam mit einem Pulsschlage erbeben machte; wie er aus den entferntesten Ländern und Inseln fast mit Gedankenschnelle die rührendsten Beileidsbezeugungen hierher brachte; es war, als ob alle Völker zu einer gemeinsamen Familientrauer um die Bahre des großen Toten sich vereinigt hätten und als ob der gesammelte Thränenstrom der ganzen Welt sich plötzlich nach Berlin ergoß. Ein wahrlich großer Moment, wie er wohl selten im Leben einer Nation vorkommen wird! — —

3. Antwort bei Verleihung des Namens „Kaiser Wilhelms-Universität“ zu Straßburg (4. Mai 1877).

Ich danke Ihnen, Meine Herren, für die freundlichen Worte, welche Sie an Mich gerichtet haben, und bin ganz einverstanden mit dem, was Sie gesagt; denn auch Ich hoffe, daß die Universität, welche ja schon in den fünf ersten Jahren so Erstaunliches geleistet hat, auch in Zukunft gedeihen werde. Als Mein Vater einst unter schweren Verhältnissen die Universität Berlin gründete, konnte man nicht ahnen, daß sie später zu so großer Bedeutung gelangen werde. Darum gebe Ich Mich der Erwartung hin, daß Ihre Universität zum Segen des Landes wachsen

und im Dienste der Wissenschaft wirken und zur Versöhnung der Gemüter beitragen wird. Auch Meine Nachkommen werden das Interesse, welches Ich für die Universität Straßburg hege, gewiß zu jeder Zeit bethätigen.

4. Erlaß betr. die Schliemannsche Sammlung trojanischer Altertümer (24. Januar 1881).

An den
Reichskanzler und den Minister der
geistlichen u. s. w. Angelegenheiten.

Auf Ihren gemeinschaftlichen Bericht vom 21. d. M. will Ich hierdurch genehmigen, daß die von dem Dr. Heinrich Schliemann in Athen für das deutsche Volk zu ewigem Besitze und ungetrennter Aufbewahrung in der Reichshauptstadt als Geschenk bestimmte, bis jetzt in London aufgestellt gewesene, Sammlung trojanischer Altertümer von Ihnen, dem Reichskanzler, namens des deutschen Reiches entgegengenommen werde. Entsprechend den von Dr. Schliemann an seine Schenkung geknüpften Bedingungen bestimme Ich, daß die genannte Sammlung der Verwaltung der preußischen Staatsregierung unterstellt und in der Folge in dem im Bau begriffenen ethnologischen Museum in Berlin in so vielen besonderen Sälen, als zu ihrer würdigen Aufstellung erforderlich sind, aufbewahrt werde sowie daß die zu ihrer Aufbewahrung dienenden Säle für immer den Namen des Geschenkgebers tragen. Bis zur Vollendung des ethnographischen Museums ist die Sammlung in dem Ausstellungssaale des neuen Kunstgewerbemuseums in Berlin aufzubewahren und dieser Saal für die Dauer der provisorischen Aufstellung gleichfalls mit dem Namen des Geschenkgebers zu bezeichnen. Hiernach haben Sie das Weitere zu veranlassen.

5. Brief an Dr. Heinrich Schliemann in Athen (24. Jan. 1881).

Aus einem Bericht des Reichskanzlers und des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten habe Ich mit Genugthuung ersehen, daß Sie Ihre bis jetzt in London ausgestellt gewesene Sammlung trojanischer Altertümer dem deutschen Volke als Geschenk zu ewigem Besitze und ungetrennter Aufbewahrung in der Reichshauptstadt bestimmt haben. Ich habe in Genehmigung der von Ihnen an diese patriotische Schenkung geknüpften Bedingungen gern Meine Zustimmung dazu erteilt, daß dieselbe für das deutsche Reich angenommen und daß die Sammlung der Verwaltung der preußischen Staatsregierung unterstellt werde. Auch habe Ich genehmigt, daß dieselbe in der Folge in dem im Bau begriffenen ethnologischen Museum in Berlin in soviel Sälen, als zu ihrer würdigen Aufstellung erforderlich sind, aufbewahrt werde und daß die zu ihrer Aufbewahrung dienenden Säle für immer Ihren Namen tragen. Bis zur Vollendung des ethnologischen Museums wird die Sammlung in dem Ausstellungssaale des neuen

Kunstgewerbemuseums in Berlin aufbewahrt und auch dieser Saal für die Dauer der provisorischen Aufstellung mit Ihrem Namen bezeichnet werden. Zugleich spreche Ich Ihnen Meinen Dank und Meine volle Anerkennung für diese von warmer Anhänglichkeit an das Vaterland zeugende Schenkung einer für die Wissenschaft so hochbedeutenden Sammlung aus und gebe Mich der Hoffnung hin, daß es Ihnen auch ferner vergönnt sein werde, in Ihrem uneigennützigen Wirken der Wissenschaft zur Ehre des Vaterlandes gleich bedeutende Dienste zu leisten wie bisher.

6. Rede bei Eröffnung der Deutschen Seewarte in Hamburg (15. September 1881).

Ich bin der Einladung mit großer Freude gefolgt, um diesem Tage und dieser Feier beizuwohnen. Es ist ein neuer Beweis, daß die nie ruhende menschliche Forschung und das Ringen nach neuen Erfahrungen, was wir hier in einem neuen Gepräge und neuem Lichte schauen und lichtvoll gestaltet sich entwickeln sehen, von Erfolg gekrönt sein werden. Die Dinge, die Sie in Ihrer Ansprache berührt haben, sind so mannigfaltig und so vielfältig, daß Laien dem nicht zu folgen vermögen. So geht es Mir also auch und es ist Mir daher eine große Freude gewesen, diese Anstalt zu sehen und ihrer Einweihung beiwohnen zu können. Ich kann nur hoffen, daß die Hoffnungen und Wünsche, welche ganz Deutschland auf dieses Institut baut, auch in vollstem Maße in Erfüllung gehen, und die Herren, die damit beschäftigt sind, sind Mir Bürgen, daß sie in Erfüllung gehen werden, daß die Wissenschaft sich immermehr erweitert zur Sicherheit derjenigen, welche sich auf dem Elemente bewegen, dem die Seewarte vor allem ihre Thätigkeit widmet. Es ist diese Aufgabe eine so großartige, daß Ich nur Meinen Dank dafür aussprechen kann, daß Ich dieser Einweihung beiwohnen konnte, und Ich wünsche, daß der Segen des Himmels, auf den ja im menschlichen Leben alles ankommt, auf diesem Institute ruhen möge fort und fort.

Kapitel X.

Einfachheit in der Lebensweise.

a. Regelmäßige Tagesordnung.

1. Arbeitsgewohnheit.

Der Kaiser besaß eine staunenswerte Willenskraft und diese ist es gewesen, welche ihn bei seiner körperlichen Hinfälligkeit aufrecht erhielt, sodaß er sich im höchsten Alter sowohl den Staatsgeschäften wie sogar gewissen Pflichten der Ritterlichkeit nicht entzog. So z. B. besuchte er

noch als 89jähriger Greis eine junge Dame der hohen Diplomatie, um ihr einen schuldigen Höflichkeitsbesuch zu machen, und kletterte die hohen Stufen des Botschaftshotels empor, obgleich ihm gerade das Treppensteigen die größte Mühe verursachte. Ebenso bekümmerte er sich bis kurz vor seinem Heimgange auf das Eingehendste um die Regierungsgeschäfte. Den Hoffestlichkeiten dagegen entzog er sich in den letzten Lebensjahren so gut wie ganz. Sein tägliches Leben wickelte sich mit der größten Regelmäßigkeit ab. Nachdem er sich von seinem einfachen Nachtlager erhoben (gewöhnlich um 7 Uhr; in der allerletzten Zeit seines Lebens aber auf den dringenden Rat der Ärzte erst nach 8 bis gegen 9 Uhr), trank er seinen Thee, den ihm „sein getreuer Engel", der Oberste der Kammerdiener, zurichtete, nahm einen leichten Imbiß zu sich und beschäftigte sich ein wenig mit Lektüre. Die wichtigsten Artikel der hervorragendsten Zeitungen wurden für ihn ausgeschnitten und auf große Schreibpapierbogen geklebt: er las diese Ausschnitte meist selbst mit einem stark vergrößernden Augenglas und liebte es, an den Rand derselben mit großen und derben Bleistiften (einer Art Zimmermannsbleistiften) Ausrufungszeichen und Bemerkungen zu schreiben. Gleicherweise nahm er von den einzelnen Landtags- und Reichstagsgesetzesvorlagen Kenntnis und versah den Rand dieser Drucksachen gleichfalls mit seinen Notizen. In den letzten Jahren seines Lebens bediente er sich auch für diese Lektüre eines Vorlesers, indes nicht gern, weil nach seiner Meinung die Stimme einer zweiten Person den eigenen Gedankengang beeinflusse. Sodann begannen (etwa um 10 Uhr) die Vorträge der Geheimräte aus den einzelnen Geschäftskreisen u. s. w. Nach Erledigung dieser meist dreistündigen Arbeit (10 bis 1 Uhr) nahm der hohe Herr, stets allein, um dabei nicht sprechen zu müssen, das aus Kotelett mit Eiern bestehende zweite Frühstück ein. Das währte nur eine Viertelstunde; die Ärzte konnten den greisen Fürsten durchaus nicht bewegen, hier eine längere Ruhepause eintreten zu lassen.

Für die Arbeitsgewohnheit des Kaisers ist übrigens folgendes höchst bemerkenswert. Bekanntlich (vergl. Kap. III, e, 4) trugen die demselben von den Ministerien überreichten Schriftstücke die Adresse: „An Seine Majestät" und darunter „Vom Ministerium u. s. w."; hatte der Kaiser das Schriftstück erledigt, so that er es wieder in dasselbe Kuvert und änderte die Aufschrift, indem er das Wort „An" ausstrich und dafür „Von" setzte und unten umgekehrt, sodaß die Adresse dann lautete: „Von Sr. Majestät an das Ministerium." Eines Tages nun saß die Kaiserin bereits bei der Tafel. Als der Kaiser gegen seine Gewohnheit die hohe Gemahlin warten ließ, sandte letztere in banger Sorge einen Diener zu ihm; doch es verging wohl eine Viertelstunde, bis der greise Monarch erschien und lächelnd den Grund seines verspäteten Erscheinens mitteilte. Er erzählte nämlich, wie ihm unglücklicherweise das Kuvert beim Öffnen zerrissen sei; da jedoch das Schriftstück, um welches es sich handelte, ein sehr wichtiges gewesen, so hätte er es nicht in den verletzten Umschlag legen wollen, auf seinem Schreibtisch aber vergeblich nach einem geeigneten, genügend großen

Kuvert gesucht. Hierbei sei ihm denn eingefallen, wie gut er es vor vielen, vielen Jahren verstanden habe, hübsche Briefumschläge für die Kaiserin, die damals freilich nur noch Prinzessin war, zu machen; und so habe er es jetzt wieder einmal versucht, ein Kuvert zu fertigen, was freilich recht lange gedauert und schön sei es auch nicht geworden, „aber," so schloß er lächelnd, „man wird hoffentlich darüber nicht böse sein."

Der obenerwähnte „getreue Engel" war ein Siebziger, aber weit weniger rüstig als sein Kaiserlicher Herr, welcher ihn mit vertraulichem Wohlwollen behandelte: er dutzte ihn und fragte jeden Morgen nach seinem Befinden. Etwa ein Jahr vor des Kaisers Tode nahm sich Engel eines Morgens ein Herz und setzte seinem hohen Gebieter in aller Demut und Bescheidenheit auseinander, daß er seinen Abschied zu nehmen gedenke: „Nicht alle Welt hat eben die Rüstigkeit Ew. Majestät und ich habe wirklich Ruhe nötig." Darauf erwiderte der Kaiser mit herzlichem Lachen: „Engel, Du und Ich, wir haben keine Zeit zur Ruhe!" Und damit war die Sache erledigt.

Noch wäre hier zu erwähnen, daß der greise Monarch, sobald es das Wetter erlaubte, vormittags auf ein Stündchen seine Arbeit unterbrach und in einem niedrigen offenen Zweispänner unter Begleitung eines Adjutanten spazierenfuhr. Der mit großen Rappen bespannte bescheidene Wagen war jedem Berliner schon von weitem bekannt: Livree und Geschirr waren stets sehr einfach, nur die wertvollen Rosse traten besonders hervor. Der Kaiser trug zu jeder Jahreszeit einen großen, grauen Mantel in Havelockform sowie eine kleine Pickelhaube: dies war bei ihm bereits zu einer Art historischer Tracht geworden.

2. Lebensgewohnheiten.

Über die täglichen Gewohnheiten Kaiser Wilhelms I. in seinen letzten Lebensjahren giebt Friedrich Adami („Das Buch vom Kaiser Wilhelm. Ein Lebensbild nach den Aufzeichnungen von Augenzeugen und Zeitgenossen. Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig") folgende anschauliche Schilderung: „In den letzten Jahren erhob sich der Monarch, den dringenden Bitten der Ärzte folgend, etwas später denn ehedem, zwischen 8 und $^1/_2$9 Uhr von seinem schlichten eisernen Feldbett. Einer der beiden Leibdiener war ihm bei der Toilette behilflich, das Anziehen mußte schnell und präzise vorsichgehen. Der Kaiser wusch sich mit einem großen Schwamm; damit er sich dabei die Stiefel (Schlafschuhe trug er niemals) und die Beinkleider nicht befleckte, ließ er sich eine bis zu den Füßen hinabreichende weiße Schürze umbinden. Als Parfüm benutzte er nur das feinste Kölner Wasser. Der Barbier, der jeden Morgen kam, mußte sich häufig unverrichteter Sache wieder entfernen, Bart und Stirnlocke stutzte sich der Kaiser, wenn nötig, selbst ab. Kurz vor 9 Uhr nahm er im Bibliothekzimmer den Thee und überflog

dabei regelmäßig die hier aufgehangenen Zettel aller Berliner Theater. Dann trat er sofort ins Arbeitszimmer, woselbst die Mappen der verschiedenen Behörden schon bereit liegen mußten. Bei kuvertierten Berichten benutzte er stets die alten Kuverts zum zweiten Mal und siegelte sie eigenhändig zu. Briefe, welche nicht aufbewahrt werden sollten, zerriß er bis auf das kleinste Stückchen. Bekannt ist, wie sehr der Herrscher seine Kleidungsstücke schonte und wie schwer er zu bewegen war, ein gebrauchtes, ihm liebgewordenes Stück abzulegen (vergl. b, 1 und 2); die Garderobiers hatten oft ihre kleinen Nöte, ihn zu Neuanschaffungen zu bewegen. So benutzte er z. B. mit Vorliebe kleine weiße Taschentücher mit einem gestickten W und einer Krone, die er noch von der Königin Luise erhalten hatte. Vom Zahn der Zeit angenagt, mußten dieselben stets wieder sorgfältig ausgebessert werden. Alles, was von der teuren Mutter stammte, hielt er hoch und heilig: einen kleinen, aus ihrem Haar gefertigten Ring legte er nie ab und war tief unglücklich, als derselbe ihm einmal vom Finger gefallen und nicht gleich wiederzufinden war (s. Kap. V, b, 13). Das zweite Frühstück bestand aus etwas kaltem Aufschnitt und im letzten Jahrzehnt anstatt eines Glases Moselwein aus einem Glase Champagner. Das Mittagsmahl, dessen Speisekarte von den Ärzten zusammengestellt wurde, ehe sie zur Vorlage kam, mußte einfach sein, der Kaiser aß gern, wie man zu sagen pflegt: Hausmannskost. Sehr häufig speiste er allein; der Diener brachte die Schüsseln, der hohe Herr legte sich selbst vor und klingelte, wenn er einen neuen Gang wünschte; meist trank er zu Tisch einige Gläser mit Selterswasser gemischten Bordeaux. Nach Tisch kam die Kaiserin, deren im ersten Stock gelegenen Gemächer durch einen Fahrstuhl mit dem Bibliothekzimmer in Verbindung standen, meist hinab und blieb einige Zeit im Arbeitszimmer, wobei die beiden greisen Herrschaften wohl auch Arm in Arm, jedes auf einen Stock gestützt, im Zimmer umhergingen. Ein ‚Mittagsschläfchen‘ kannte der Kaiser in früheren Jahren garnicht, erst in letzter Zeit kam es wohl vor, daß er beim Lesen der Zeitungen, wozu er sich einer altväterlichen Stahlbrille bediente, einschlummerte; er sah es aber sehr ungern, wenn es bemerkt wurde. Am Abend fuhr der Monarch sehr gern ins Theater (s. Kap. IX, b, 5 und 6), wenn auch nur für kurze Zeit. Wenn er beim Fortfahren eine bequeme Feldmütze und einen Stock genommen hatte, so ließ er sich bei der Rückkehr, sobald auch nur eine Dame zum Besuch im Palais war, ehe er sich zur Kaiserin begab, stets Helm und Degen reichen. Als der Generalintendant Graf Hochberg, der Nachfolger des dem Kaiser sehr nahestehenden Herrn von Huelsen (s. Kap. IX, b, 7), im Opernhause sog. Gesellschaftsabende eingeführt hatte und der Diener dem Herrscher zu der ersten dieser Montagsvorstellungen, wie sonst, Mütze und Stock reichen wollte, wies er sie lächelnd zurück: ‚Gieb mir Waffenrock, Helm und Degen, Ich muß in Gala gehen,‘ meinte er; ‚Graf Hochberg will es so.‘ — Abends nahm der Monarch den Thee gern bei seiner Gemahlin; es wurden ihm zwei Tassen mit Thee verschiedener Sorte

präsentiert, welche er beide kostete, von denen er aber nur eine behielt. Dazu genoß er meistens etwas Biskuit. War die Großherzogin von Baden, deren Gemächer im westlichen Teile des Palais lagen, in Berlin, so wurde der Thee wohl auch dort eingenommen. In den letzten Jahren jedoch richtete es die vorsorgliche Tochter gern so ein, daß sie abends bei ihm weilte: sie konnte dann leichter verhindern, daß ihr ‚Herzenspachen', wie sie ihn vertraulich nannte, die Theestunde mit ihrem Geplauder zu lange ausdehnte, indem sie Kopfschmerzen oder Müdigkeit vorschützte. Der Kaiser schlief allein; zwei Wachskerzen und eine Öllampe, deren Schein den in halbsitzender Stellung Ruhenden nicht störte, erleuchteten das Gemach. Der Schlaf war meist fest, aber durch lebhafte Träume unterbrochen. Besonders oft träumte der Kaiser, daß er auf dem Schlachtfelde sei, daß die Truppen zu tollkühn in das feindliche Feuer gingen und er zu ihnen hinsprengte, um sie zurückzuhalten. Im Nebenzimmer befand sich der dienstthuende Kammerdiener; aber der greise Monarch nahm dessen Hilfe fast niemals in Anspruch (s. Kap. VI, a, 4).

3. Das Kalendarium.

Wenn der Kaiser des Morgens in sein Arbeitszimmer (historisches Eckzimmer) trat, so begab er sich jedesmal zuerst an das Verandafenster, wo eine Mappe aufgerichtet stand, in welche Tag für Tag die Tafeln eines Erinnerungskalenders gelegt wurden, der dazu bestimmt war, den Jahrestag wichtiger Vorgänge, Gesetzerlasse, Regierungshandlungen, Reisen, Unterredungen, Truppenübungen und Besichtigungen, Familienereignisse, Gnadenerweisungen u. dergl. sowie die Namen solcher Personen, die für den hochseligen Landesvater ein besonderes Interesse hatten, in das Gedächtnis zurückzurufen. Jede Tafel enthielt nur einen Tag des Jahres (aber von 1797 an): obenan ein Bibelspruch, ein Sprichwort, eine Stelle aus den Werken berühmter Schriftsteller und Dichter aller Völker und Zeiten, gewählt nach dem Gefühl, der Anschauung und Handlungsweise des Kaisers, demnach gleichsam eine Erklärung derselben. In dieses Kalendarium trug der greise Monarch selbst noch oft Erinnerungen ein, sodaß jenes jetzt mit das zuverlässigste Material für die Geschichte seines Lebens und seiner Regierung ist. Die Dienerschaft hatte dafür zu sorgen, daß jeden Morgen die entsprechende Tafel des Tages aufgestellt war.

4. Besuch des Gottesdienstes.

Die regelmäßige Teilnahme am öffentlichen Gottesdienste war dem hochseligen Kaiser ein Herzensbedürfnis und so lange seine Gesundheit es gestattete, hat er bis in die Jahre seines hohen Alters an keinem Sonn- und Festtage im Gotteshause gefehlt. Auch in dieser Beziehung bewährte er seinen Wahlspruch: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen", und bis an sein Ende ist er dem von seinem Vater ererbten Grundsatz treu geblieben, daß „der Sonntag die Woche mache". Auch

wenn er im Sommer auf seinen Badekuren (vergl. z. B. die folgende Nummer) oder bei den Herbstmanövern sich befand, suchte er es, wenn irgend möglich, so einzurichten, daß am Sonntage für den Besuch des Gottesdienstes Zeit und Raum blieb. Bei seiner Anwesenheit in Berlin fehlte er fast an keinem Sonn- und Festtage im Dom, während er das heilige Abendmahl zugleich mit der ganzen Königlichen Familie in der Schloßkapelle an jedem Gründonnerstage zu feiern pflegte. Zum letzten Mal wohnte Kaiser Wilhelm dem Gottesdienste im Dome bei am Neujahrstage 1887, dem Feste seines 80jährigen Militär-Jubiläums. Bei dem gottesdienstlichen Besuch benutzte er ein ganz einfaches, in schwarzen Sammet gebundenes Gesangbuch, auf dessen Vorderdeckel sich ein Kreuz befindet; innen auf der ersten Seite vorn steht die Namensschrift des Kaisers. Ein von der Vereinigung der älteren Kameraden des 2. Garde-Regiments zu Fuß dem obersten Kriegsherrn verehrtes Lesezeichen wurde zum Aufschlagen der zu singenden Lieder gebraucht. Die Hofloge im Dome ist ohne jeden Schmuck und enthält nur einfache Rohrstühle. Der verewigte Monarch pflegte nicht weit vom Eingange von der Loge sich niederzulassen. Noch bis vor wenigen Jahren war es dem greisen Herrn möglich, die 23 nach oben führenden Treppenstufen ohne Hilfe und Stütze auf- und abzusteigen. Am Neujahrstage 1887 stützte er sich auf seinen Leibjäger.

5. Gottesdienst in Gastein.

Über einen Gottesdienst, wie er während der Badekur Kaiser Wilhelms I. allsonntäglich in Gastein in der dortigen Kapelle für den Monarchen und sein Gefolge abgehalten wurde, berichtete man s. Z. folgendes: Der Gottesdienst beginnt um 11 Uhr. Das kleine Gotteshaus ist gefüllt, denn man weiß, daß der hohe Herr erscheinen werde. Er tritt ein, durchschreitet den Mittelgang und nimmt rechts vom Altar auf einem alleinstehenden Stuhle mit hoher Rückenlehne, aber ohne Seitenlehne, Platz. Nach Gesang, Gegengesang und Gebet hält der Oberhofprediger D. Kögel aus Berlin die Predigt. Im Kirchengebet wird zunächst des erlauchten Herrn gedacht, in dessen Händen die Geschicke Österreichs ruhen. Dann ruft der Geistliche den Segen des Allmächtigen auf den Deutschen Kaiser herab und aller Blicke wenden sich nach der greisen Heldengestalt, aller Lippen sprechen die fromme Bitte nach. Nach erteiltem Segen verläßt der Kaiser langsamen Schrittes das Gotteshaus, nach ihm die Herren seines Gefolges. Man sieht es dem Monarchen an, wie trefflich ihm die Kur in Gastein bekommt. Sobald es die Witterung gestattet, unternimmt er jeden Nachmittag eine Spazierfahrt in das reizende Kötschachthal. Dort besucht er wohl die Gastwirtschaft „zur schwarzen Lisl“, von wo aus man einen herrlichen Blick über das Thal hat. Das Verhältnis des Kaisers zu der dortigen Wirtin ist ein rührender Beweis der Leutseligkeit des hohen Herrn. „Nun, da sind Sie ja! Ich freue Mich, Sie wiederzusehen.“ Mit diesen Worten begrüßte er die Wirtin am Tage nach seiner

Ankunft. Schon manches Jahr hat er sich an dem gesunden Verstande und den ausgezeichneten Eierkuchen dieser Frau ergötzt. Dafür hat der erlauchte Herr ihr auch sein Bild verehrt mit der Aufschrift: „Der schwarzen Lisl." Auf der Rückseite der Photographie aber steht geschrieben: „Weil Lisl den Kaiser hoch ehrt, sei ihr des Kaisers Bild beschert." Ungefähr zwei Jahre zuvor wollte die „schwarze Lisl" den Kaiser Wilhelm in Berlin besuchen, traf ihn aber nicht zu Hause. Alle Sehenswürdigkeiten Berlins und Potsdams wurden ihr jedoch gezeigt, und als sie nach der Rechnung fragte, da hatte der leutselige hohe Herr alles bezahlt.

6. Aus dem täglichen Leben.

Es ist dem Kaiser stets eine Freude und Erholung gewesen, wenn er einige Stunden in seinem geliebten Babelsberg, seinem persönlichen Eigentum und seiner Lieblingsschöpfung, weilen konnte. War es irgend zu ermöglichen, so entfloh er wohl manchmal abends der lauten Hauptstadt, um eine Nacht unter Babelsbergs Dach zuzubringen. Dann erging er sich früh am thaufrischen Morgen in seinem Park, begrüßte alte Bekannte unter den Bäumen, die er selbst gepflanzt, und erfreute sich am Anwuchs neuer Anlagen, die er selbst angeordnet hatte. Hier war es ihm so recht behaglich, hier befand er sich ungestört in seinen friedlichen vier Pfählen, hier fühlte er sich als wohlhabender Besitzer auf seinem schönen, wohlgepflegten Grundstücke. Und in der That, dort an den Ufern der Havel, welch eine zauberische Schönheit der Landschaft liegt ringsherum ausgebreitet, die dann durch alle Mittel der Baukunst und der Gärtnerei zu vollendeten Kunstschöpfungen entwickelt worden ist!

Nicht lange war es jedesmal dem Kaiser vergönnt, in seinem lieblichen Sommersitz zu weilen; er mußte wieder nach Berlin zurück. Dann las man gewöhnlich in den Zeitungen: „Se. Majestät der Kaiser und König trafen heute früh um 7 Uhr von Babelsberg im hiesigen Palais ein, ließen sich vom Geh. Hofrat Bork Vortrag halten u. s. w." Hier in der Haupt- und Residenzstadt erwartete ihn die Menge der Militär- und Staatsgeschäfte. Da gelangten die Herren vom Militärkabinett mit den unzähligen Einzelheiten der Personalangelegenheiten und sachlichen Fragen zum Vortrag; die Minister erschienen, vielleicht auch der Fürst-Reichskanzler. Gleichfalls aber wollten auch die Angelegenheiten des Kaiserlichen Haushalts, der Familie erledigt sein; es galt ferner, über die Eingänge und Bittgesuche zu entscheiden sowie die nachgesuchten Audienzen zu erteilen, wozu sich täglich sehr viele aus Berlin, der Monarchie und dem Auslande bei einem so gewaltigen und einflußreichen Gebieter einfinden.

Vergegenwärtigen wir uns einen andern Tag. Es ist 12 Uhr mittags, der Kaiser ist seit 5 Uhr auf, schon von Babelsberg nach Berlin hereingekommen, hat viel Arbeit hinter sich und nimmt jetzt ein leichtes Frühstück. Hiernach begann die Aus- und Rundfahrt. Hinter dem Kreuzberge stehen die Garderegimenter zur Besichtigung; der hohe Herr fährt

hin, das anstrengende Schauspiel nimmt ihn ganz in Anspruch, er sieht, daß seine prächtige Garde wieder ganz in dem tadellosen Zustande innerer und äußerer Tüchtigkeit sich befindet wie vor dem Kriege, der so schwere und natürlich schwächende Lücken gerissen hat; er kann dem kommandierenden Generale seine hohe Zufriedenheit ausdrücken. Vielleicht, und wenn es die Zeit noch erlaubte, ging es von dort nach Spandau zur Schießschule, wo der Kriegsherr den Übungen und Versuchen mit der höchsten Aufmerksamkeit beiwohnte.

Der Kaiser ist nach Berlin zurückgekehrt; es ist 4 Uhr. Für gewöhnlich wäre jetzt die Stunde seines Diners gekommen, aber heute kann er sich keines ruhigen Mittagsessens erfreuen. Er hat eine Einladung zum Festessen des Offizierkorps des Berliner Landwehrbataillons angenommen. Dasselbe findet bei Kroll statt. Der Kaiser weilt gern unter seinen Offizieren und diese haben den greisen Herrn möglichst ehren wollen: statt des Stuhles haben sie ihm einen Lehnsessel hingestellt. Aber der Monarch liebte so etwas nicht. „Bitte, geben Sie Mir einen gewöhnlichen Stuhl," sagte er und dann speiste er gutgelaunt mit seinen Offizieren.

7. Keine Petroleumlampe.

Seit vielen Jahren schon brannte auf dem Schreibtisch des Königs Wilhelm eine einfache Öllampe, wie sie vielleicht mancher Bürger besser gehabt haben mag. Nun aber hatte der sparsame Monarch, welcher stets den Grundsatz befolgte, daß man auch in geringen Dingen nichts verschwenden müsse, die Gewohnheit, für die Zeit, da er sein Arbeitszimmer verließ, die Flamme herunter zu schrauben, um so nicht unnützerweise Brennmaterial zu verbrauchen. Da kamen Ende der Sechziger Jahre die Petroleumlampen auf. Der Kammerdiener erzählte seinem Herrn und Gebieter triumphierend von dem neuen Brennstoff und fügte gleichzeitig hinzu, daß man keine andere Lampe zu kaufen nötig habe, sondern die alte mit geringer Veränderung weiter gebrauchen könne. Der König war damit einverstanden und bestimmte, daß die alte Öllampe zum Petroleumgebrauch eingerichtet werden solle. Dies geschah und groß war nun die Freude sowohl bei dem Monarchen als beim Kammerdiener über das bedeutend hellere Licht. Da ging der hohe Herr gleich am ersten Abende ins Nebenzimmer, um jemanden zu sprechen. Schnell schraubte er nach seiner Gewohnheit die Lampe ganz, ganz niedrig. Als er aber nach einiger Zeit in sein Arbeitsgemach zurückkehrte — wie sah es da in demselben aus! Qualm, übler Geruch, dicke schlechte Luft; ja, die Lampe roch ganz entsetzlich, gerade so wie es riecht im Dachstübchen des alten Mütterchens, das auch gerne sparen will und deshalb bei halbdunkler Lampe sitzt. Die Fenster mußten geöffnet werden und es verging geraume Zeit, bis der Monarch sich wieder an seinen Arbeitstisch setzen konnte. Kopfschüttelnd sah er die alte Lampe mit dem neuen Brennstoff an.

„Euer Majestät dürfen den Docht nicht herunterschrauben!" wagte der Diener zu bemerken.

„Das werde Ich wohl nicht lassen können!" meinte der sparsame Herrscher. Er hatte sich gut gekannt, er konnte es wirklich nicht lassen: immer wieder schraubte er die Lampe niedrig, immer wieder rächte dieselbe sich durch abscheulichen Qualm. Da meinte er denn schließlich, „er wolle doch lieber sein altes Öl brennen", und die Lampe mußte nun wieder hierzu eingerichtet werden.

So ist es gekommen, daß Kaiser Wilhelm I. keine Petroleumlampe brannte.

---

b. Kleidung und Nahrung.

1. Schonung der Kleidungsstücke.

Es ist rührend, wie der sparsame Kaiser seine Kleidungsstücke schonte und wie ungern er dieselben ablegte. Die Taschentücher und namentlich seine Stiefel mußten sehr lange aushalten und wiesen häufig Ausbesserungen auf. Das letzte Paar Stiefel wurde für den greisen Monarchen drei Jahre vor dessen Tode gefertigt; so oft sie der Diener brachte, wies jener dieselben zurück: zum ersten und letzten Male legte man sie ihm nach seinem Tode an; sie bildeten einen Bestandteil der Parade-Ausstellung. Ebenso soll der Kaiser denselben breitgewundenen weißen Shlips, welchen man auf den Zivilphotographieen sieht, Jahre hindurch getragen haben.

2. Der alte Mantel.

An einem der ersten Herbsttage, an welchem das Thermometer unter fünf Grad Wärme gesunken war, legte der Kammerdiener seinem Kaiserlichen Herrn jenen warmen Uniform-Mantel hin, den derselbe schon seit vielen Jahren benutzte. Der greise Monarch trat, als er den Rock angelegt hatte, zum Spiegel, betrachtete sich eingehend und meinte endlich: „Ich glaube, man sollte die Aufschläge erneuern, sie sehen schon recht verschossen aus." Diese Kritik überraschte den Kammerdiener umsomehr, als der Kaiser äußerst schwer zu bewegen war, ein Kleidungsstück, welches ihm durch langen Gebrauch bequem und gewohnt geworden, ändern zu lassen oder gar abzulegen, und so machte der Diener die Bemerkung, es wäre wohl angezeigt, einen neuen Mantel anfertigen zu lassen. „Was fällt Dir ein," sagte der Kaiser, „der muß noch aushalten, Ich habe nachgeforscht, Ich trage ihn noch nicht einmal so lange, als ein guter Rekrutenmantel im Heere dienen muß."

Hier möge gleich noch eine andere Mantelgeschichte ihre Stelle finden.

Der Kammerdiener bat einmal seinen hohen Gebieter um einen abgetragenen Mantel. „Was willst Du damit machen?" fragte der Kaiser. „Majestät, ich verkauf ihn," lautete die Antwort. „Und wieviel bekommst

Du dafür?" „Neun Mark!" „So, hier hast Du die neun Mark," entgegnete der leutselige Herrscher, „den Mantel aber laß im Schranke hängen, Ich werde ihn wohl selbst noch brauchen können."

3. Geröstete Kartoffeln.

Aus der Jugendzeit des verewigten Kaisers ist folgendes zu erzählen. Als Napoleon I. das preußische Land niedergetreten und die Königin Luise mit ihren beiden Söhnen, den Prinzen Friedrich Wilhelm und Wilhelm, nach Memel hatte flüchten müssen, gestaltete sich das tägliche Leben der Mitglieder des Königlichen Hauses sehr einfach und mitunter war kaum das Notwendigste vorhanden. „Wir sind schon soweit gekommen," schrieb damals Prinzeß Marianna, Schwägerin des Königs Friedrich Wilhelm III., die treue Leidensgenossin der Königlichen Familie, an ihren Vater, den Landgrafen von Hessen-Homburg, „daß wir mit nächstem nichts mehr zu essen haben werden." In solcher Lage blieb der 10jährige Prinz Wilhelm nicht nur heiter und getrost, sondern er wußte aus dem Mangel noch eine Quelle ganz besonderer Freude sich zu schaffen und dadurch auch seine Eltern zu erquicken. So zündete er mit seinen Geschwistern am Abende des 10. August (1807) im Garten seines Königlichen Vaters ein loderndes Feuer an, röstete sich nach Knabenart in der Asche ein Häuflein Kartoffeln und verzehrte die selbstbereitete Mahlzeit mit kindlichem Behagen.

4. Der Tagestisch.

Jeden Morgen wurden dem Kaiser drei vollständige Speisekarten vorgelegt, von denen er diejenige, der er den Vorzug gab, mit einem Kreuze bezeichnete. Diese auserwählten Speisen kochte man wiederum in dreifacher Auflage und kostete dieselben dann kurz vor der Mahlzeit, damit nur die kräftigste Suppe und der mürbste Braten dem Monarchen vorgesetzt werden könnten.

Das Mittagsmahl war, wenn keine Gäste daran teilnahmen, überhaupt möglichst einfach eingerichtet, etwa dem eines begüterten Privatmannes, der einen empfindlichen Magen besitzt und deshalb einfache Kost liebt, entsprechend.

Der Kaiser hatte ferner die seltsame Eigenschaft, daß man ihn bitten mußte, noch zu essen. Zu den Speisen genoß der hohe Herr täglich ein einziges Glas alten Rheinweins.

Bei dieser Gelegenheit sei auch das Rezept des stärkenden Trankes mitgeteilt, welcher dem hochbetagten Kaiser zum zweiten Frühstück gereicht wurde: er bestand aus drei Theelöffeln Tokayer, den der Monarch seit Jahren von der Kaiserin von Österreich-Ungarn zum Geschenk erhielt, drei Theelöffeln Cognak, drei Theelöffeln Zucker und einem Eigelb; diese Mischung wurde tüchtig gerührt.

Kaffee trank der erhabene Herr niemals, sondern stets Thee; frisches Obst und Süßigkeiten liebte er sehr: dergleichen mußte jederzeit im Bibliothekzimmer vorrätig sein; auch eine Sandtorte fehlte fast nie, von der er sich gern kleine Scheibchen abschnitt.

5. Lieblingsspeisen.

Zu den Lieblingsspeisen des Kaisers gehörten gebackene Austern, welche jedoch von dem bewährten Königlichen Bratenmeister, der als solcher schon sein 25jähriges Jubiläum gefeiert hatte, zubereitet sein mußten; auch Krebsragout aß der sonst so anspruchslose Monarch gern. Ebenso genoß er mit Vorliebe Kalbskotelettes nebst gequetschten (Püree-) Kartoffeln.

6. Eis auf grünen Blättern.

Während der Kaisermanöver in Schlesien 1882 fand im Schlosse zu Breslau Tag für Tag große Hoftafel statt. Der sieg- und ruhmgekrönte Kriegsherr prüfte eingehend nicht nur die tägliche Tischkarte, sondern pflegte dies auch mit besonderer Vorliebe bezüglich der Güte und Mannigfaltigkeit des Nachtisches zu thun, wobei die Hofdame vom Dienst mitunter keinen leichten Stand hatte. Das nie fehlende Eis mußte nach des Kaisers Wunsch stets auf grünen Blättern dargereicht werden; die Hofkonditorei von Perini, welche die Lieferung hatte, ließ daher die Eisformen am ersten Abende auf rasch gekauftes Immergrün stürzen, da in der Eile niemand vorher an Besorgung der Blätter gedacht hatte. Als nun das Gefrorene dem Monarchen präsentiert wurde, stutzte er, winkte ab und verließ unmittelbar darauf die Tafel, ziemlich ungnädig nach der verantwortlichen Hofdame verlangend. Dieser hielt dann der greise Herrscher vor, daß er gewohnt sei, sein Eis auf Orangenblättern zu genießen, nicht aber auf Grabesgrün.

Am nächsten Morgen war die Not groß; denn jedes Mittagsmahl erforderte zwei bis dreihundert Orangenblätter, in Breslau jedoch besitzt kein Gärtner derartig große Orangenbäume, um dieselben mehrere Tage hindurch einer solchen Blattmenge berauben zu können, der Bezug von auswärts aber bedarf Zeit. In letzter Stunde noch erinnerte man sich des Botanischen Gartens und ganz aufgelöst kam die betreffende Hofdame dorthin, um Hilfe zu erbitten. Die Verwaltung des Gartens war selbstverständlich zur Rettung aus der Verlegenheit sofort bereit und ließ für Kaiser Wilhelm I. die Orangenbäume plündern, sodaß der geliebte Heldengreis alsbald sein gewohntes Grün wiedersah. Später lieferte der Garten des Grafen Schlabrendorf auf Seppau (bei Ober-Glogau) die nötigen Orangenblätter.

7. Der Kaiserliche Weinkeller.

Der Berliner Schloßkeller ist durch seine Rheinweine berühmt. Bei festlichen Gelegenheiten trank der Kaiser auch nur ein einziges Glas

dieses schweren Weines. Nach der Tafel trat in den letzten Lebensjahren ein Schlaf- und Dämmerstündchen ins Recht. Darnach ließ der greise Fürst sich vorlesen, plauderte ein wenig, arbeitete, wenn etwas besonders Dringliches vorlag und zog sich dann, nachdem er noch einen ganz leichten Imbiß genommen, zwischen neun und zehn Uhr zum Schlafe zurück. Oftmals wachte er gegen Mitternacht wieder auf und beschäftigte sich dann noch ein wenig mit Arbeiten, bis von neuem die Müdigkeit sich einstellte. Das Kapitel „Zerstreuung und Vergnügen“ nahm bei dem bejahrten Herrscher kaum noch eine Zeile seines Lebensprogramms ein. Dies war vielmehr ausgefüllt mit steter Thätigkeit nach dem Bibelwort: „Wenn unser Leben köstlich ist, so ist es Mühe und Arbeit!“ (Ps. 90, V. 10.)

8. Der Champagnerrest.

Den sparsamen Hauswirt im bürgerlichen Sinne bekundete der hochselige Kaiser auch, wenn er Champagner trank und den Rest der nicht ganz geleerten Flasche für den nächsten Tag aufzuheben befahl. Einer seiner Adjutanten gestattete sich bei einer solchen Gelegenheit die Bemerkung: „Aber Majestät, das ist ja doch vergebens, bis morgen ist dieser Sekt auf keinen Fall mehr zu trinken.“ „Nun ja,“ entgegnete der Kaiser, „so seid Ihr jungen Herren. Bei Euch heißt es gleich: den Bedienten geben, wie? Aber Ihr versteht das nicht. Diese Flasche wird nun fest verkorkt und auf den Kopf gestellt und hält sich bis morgen tadellos.“ Den andern Tag kam richtig dieselbe Flasche mit demselben Rest auf den Tisch und der Kaiser ließ davon jenem Adjutanten einschenken. „Nun, spüren Sie einen veränderten Geschmack?“ fragte er. „Nein, Majestät, der Wein ist derselbe.“ So war es in der That; denn die Dienerschaft sorgte, um die häuslichen Grundsätze des erhabenen Herrn nicht zu stören, stets dafür, daß eine dem aufgehobenen Reste ähnliche Neige Sekt aufgetragen wurde, aber aus einer eben entkorkten Flasche. Übrigens trank der Kaiser in seinen letzten Lebensjahren den Champagner gewöhnlich mit Selterswasser vermischt.

9. Rauchte der Kaiser?

Auf die gewiß weitere Kreise interessierende Frage, ob Kaiser Wilhelm I. rauchte, finden wir die Antwort in einem Schreiben, welches aus dem Zivilkabinett desselben durch den Wirkl. Geh. Rat v. Wilmowski an den „Zentralverein für Handelsgeographie“ s. Z. gerichtet war. Durch Vermittelung des genannten Vereins, der dem Kaiser gleichzeitig einen Katalog der 1886er südamerikanischen Ausstellung überreichen ließ, hatte der Aussteller August Krauel aus Belgrano (Buenos-Aires) eine Probe der von ihm in der erwähnten Ausstellung zur Schau gebrachten Zigarren an den Oberherrn des Deutschen Reiches übersandt. Der Letztere stattete nun für die Aufmerksamkeit in einem an den Zentralverein für Handelsgeographie gerichteten Schreiben seinen verbindlichsten Dank ab. Dann hieß es weiter: „Da Se. Majestät jedoch nicht rauchen und deshalb die

sicher vorzüglichen Zigarren persönlich nicht zu würdigen vermögen, haben Allerhöchdieselben solche Allerhöchstihrem Enkel, dem Prinzen Wilhelm von Preußen Königl. Hoheit, zu verehren geruht."

Der große Kaiser war also Nichtraucher; ebensowenig aber schnupfte er auch. Diese beiden allgemein so beliebten Genüsse waren ihm völlig fremd geblieben.

---

c. Sparsamkeit bei Einkäufen.

1. Besorgung von Weihnachtsgeschenken.

Die Einkäufe der Weihnachtsgeschenke für die hohen Angehörigen sowie für die Dienerschaft machte der hochselige Kaiser bis wenige Jahre vor seinem Heimgange an Ort und Stelle in eigener Person, wobei die Bedürfnisse und etwaigen Wünsche der Zuerfreuenden möglichste Berücksichtigung fanden. Schon um 8 Uhr früh trat der erhabene Herr auf einem unscheinbaren Wagen, begleitet von einem einfachen Diener, der gleich dem Kutscher ohne Livree war, seine Geschäftsfahrt an, kehrte aber ins Palais zurück, sobald er sich vom Publikum erkannt sah.

2. Der allzuteure Schmuck oder das Wochengeschenk.

Hofjuwelier Friedeberg Unter den Linden besaß unter den Schätzen seines Lagers einen ungewöhnlich schönen Halsschmuck von Smaragden und Brillanten, auf den bereits zwei junge jüdische Kommerzienrätinnen reflektiert und wofür sie dem Besitzer den sehr bedeutenden, aber angemessenen, Preis von „16000 Thalern" geboten hatten. Herr Friedeberg hegte jedoch aus loyaler Galanterie den Wunsch, daß die Kronprinzessin Viktoria den prachtvollen Schmuck trüge und bot denselben ihrem Gemahl für den Preis von „14000 Thaler", also um „2000 Thaler" unter dem ihm schon gebotenen Preise an.

Der Kronprinz fand den Schmuck sehr schön, lehnte ihn jedoch des hohen Preises wegen ab. „Schade," sagte er, „meine Frau würde ihn gern tragen; aber sehen Sie doch einmal zu, ob nicht vielleicht der Kaiser das Prachtstück seiner Schwiegertochter zum Wochengeschenk machen möchte," riet er dem Juwelier. Dieser folgte der Weisung und begab sich mit dem Schmuck zum Kaiser. „Sehr schön!" sagte dieser, „und der Preis?" „14000 Thaler", lautete die Antwort. Erschrocken schob jetzt Se. Majestät den Schmuck von sich, indem er kopfschüttelnd bemerkte:

„Das können Wir nicht, lieber Friedeberg, Wir sind nicht reich genug dazu; es ist bei Uns nicht wie bei den Bourbonen, denen brachte das Regieren mehr ein."

Der Juwelier fragte nun lächelnd: „Wollen Majestät den Schmuck nicht Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin zum Wochengeschenk verehren?"

„Nein, Nein, das geht nicht," lautete die launige Antwort, „Meine Schwiegertochter erfreut Mich in dieser Beziehung zu oft, da sind 14000 Thaler zu viel; ein Wochengeschenk darf nicht mehr kosten als höchstens 3000 Thaler. Aber Ich will Ihnen was sagen, gehen Sie doch zu den reichen jüdischen Frauen, die haben Geld wie Heu, da werden Sie den Schmuck gewiß los!"

Herr Friedeberg teilte dem Monarchen nunmehr mit, daß ihm dortseits allerdings schon „2000 Thaler" mehr für den Schmuck geboten seien.

„Sehen Sie wohl, was habe Ich Ihnen gesagt?" erwiderte der Kaiser freundlich und entließ mit bestem Dank für die Aufmerksamkeit den Hofjuwelier ebenso rasch als huldvoll.

Herr Friedeberg ist fort; der Bote des Gustav-Adolf-Vereins kommt vor. Derselbe hat den Kaiser seit Jahren auf seiner Sammelliste und ist auch dieses Mal seiner Gabe sicher. Der wohlthätige Monarch schlägt ein Jahr zurück, sieht seinen damaligen Beitrag an und zeichnet jetzt „1000 Thaler". „Sind Sie schon anderwärts im Palais gewesen?" fragte er den Boten. „Nein, Majestät." „Nun," sagte hierauf der hohe Herr wörtlich, „dann gehen Sie noch eine Treppe höher, da wohnt Meine Frau." —

3. Die kostspieligen Urenkel.

Die Prinzessin Wilhelm (jetzige Kaiserin), welche sich der besonderen väterlichen Liebe und Gunst des Kaisers erfreute, erhielt von demselben nach dessen Rückkehr von einer Badereise einen prachtvollen Brillantschmuck, den ihr der Heldengreis bei einem Besuche im Beisein ihrer drei Kinder persönlich überreichte. Dabei äußerte der liebreiche Monarch: die Urenkel bereiteten ihm große Freude, „aber," so fügte er scherzend hinzu, „sie kosten Mich auch viel Geld."

4. Mäßigkeit im Spiel.

Als der verstorbene Kronprinz Rudolf von Österreich zum letzten Male beim Kaiser Wilhelm I. im Jagdschloß Letzlingen weilte, spielten dieselben mit vier anderen der fürstlichen Jäger eine Partie Billard um den Einsatz von je — 50 Pfennige. Der greise Monarch gewann und suchte bald darauf sein Schlafgemach auf, aus dem er jedoch noch einmal zurückkehrte, um seine vergessene Schußliste zu holen und dem Oberjägermeister von M. dabei ein Wort über die Jagd zu sagen. Dieser stand am Billard und drehte die Karten um, was einige der Herren veranlaßt hatte, zu pointieren. „Was spielt Ihr denn da?" fragte der Kaiser. „O, ein Kinderspiel, Majestät: Meine Tante, Deine Tante." „Da kann Ich ja mithalten," erwiderte der gutgelaunte Herrscher, setzte den gewonnenen Thaler und gewann einen zweiten. Lächelnd schob er das gewonnene

Geld in die Westentasche und als Herr von M. bemerkte, „Majestät können ja noch einmal setzen," sagte er schelmisch: „Ich danke, die heutigen Unkosten habe Ich gedeckt"; worauf er sich wieder zurückzog. —

5. Die Kirschen im Februar.

Die Kaiserin Augusta erhielt im Februar 1875 das ungewöhnliche Geschenk eines kleinen, mit reifen Früchten versehenen Kirschbaums. Hocherfreut über diese zarte Aufmerksamkeit ließ sie, um auch ihrem hohen Gemahl das seltene Vergnügen zu bereiten, sich im kalten Winter reife Kirschen „vom Baume" pflücken zu können, den Baumtopf dem Kaiser mit der Bitte präsentieren, sich desselben nach Belieben zu bedienen.

Den Monarchen amüsierte das kleine Ding von einem Kirschbaum; er pflückte sich eine Frucht davon, betrachtete dieselbe aufmerksam und verspeiste sie dann mit den Worten: „Sehr schön! Aber — das Stück kostet wohl auch ein Paar Thaler!"

6. „Nicht geizig, aber sparsam!"

Die Pariser Schriftstellerin Olympe Audouard brachte in früheren Jahren regelmäßig einen Teil des Sommers in Baden-Baden zu. Bei Gelegenheit ihres ersten Aufenthalts hatte sie eines Vormittags eine mehrstündige Fahrt gemacht und reichte, vor ihrer Wohnung angekommen, dem Kutscher ein Geldstück. Dieser nahm es nicht an, redete und gestikulierte heftig. Frau Audouard, welche die deutsche Sprache nicht verstand, hatte keine Ahnung, was er von ihr wollte, und wußte nicht, was beginnen. Da kam von gegenüber, aus der Villa Mesmer, ein Herr in strammer Haltung, trat freundlich auf sie zu und sagte:

„Ich bemerke, Madame, daß Sie unserer schönen Sprache nicht mächtig sind." „Schön? Möglicherweise, aber unangenehm für das Ohr."

„Die Sprache der Nachbarn sprechen zu können, ist eine Stärke. Übrigens komme Ich Ihnen zu Hilfe. Seit wann haben Sie diesen Wagen?" Frau Audouard erteilte genaue Auskunft. Der Herr erklärte, wieviel dem Kutscher gebühre; dieser bebte am ganzen Körper und zerknitterte vor Aufregung seinen Hut mit den Händen. Der Helfer in der Not fragte, was die Dame Trinkgeld geben wolle. Als sie erwiderte: „Zwei Franks," meinte er:

„Das ist zuviel, mein Kind, man muß das Geld nicht vergeuden."

„Sind Sie vielleicht geizig?" fragte die Französin, „und noch dazu mit dem Gelde anderer?"

„Geizig nicht, aber sparsam, und man weiß Mir Dank dafür." Nach einigen Danksagungen seitens der Dame schieden die Beiden. . . .

An demselben Abende war großes Konzert, welchem der König von Preußen, der König und die Königin von Hannover und der Prinz von Wales beiwohnten. Als Frau Audouard eintrat, kam König Wilhelm auf sie zu mit den Worten:

„Glauben Sie nicht, Madame, daß Ich Recht habe, sparsam zu sein, da Ich doch das Geld Meiner Unterthanen ausgebe?"

Die Französin war nicht wenig erstaunt, in dem Könige von Preußen ihren ritterlichen Helfer und Berater vom Vormittage zu erblicken, und konnte sich erst jetzt erklären, warum der Kutscher bei der Dazwischenkunft des ihr fremden Herrn sich in so großer Aufregung befunden hatte.

---

d. Verschiedenes (Unterwegs — Auf der Jagd — Eigenartigkeiten u. dergl.)

1. Das Kaiserliche Palais zu Berlin.

Das Palais, in welchem der hochselige Kaiser den größten Teil seines Lebens gewohnt und von wo aus er so unvergänglich Großes gewirkt hat, wurde erbaut in den Jahren 1834—36. Manches Museum erfreute sich bei weitem nicht eines so zahlreichen Besuches, wie ihn diese Wohnstätte des gottbegnadeten, sieg- und ruhmgekrönten Herrschers zu verzeichnen hat. Die Zahl der Besucher (aus aller Herren Ländern) stieg manchen Tag auf 6—700 Personen. Das Hauptinteresse nahm erklärlicherweise das Arbeitszimmer des Kaisers in Anspruch, während man die übrigen Räume flüchtiger besichtigte. Vielleicht interessieren den freundlichen Leser einige detaillierte Angaben über das ganze Palais. Der Raum, den das Gebäude einnimmt, ist bekanntlich ein verhältnismäßig beschränkter, sodaß behufs Erweiterung desselben noch wenige Jahre vor dem Heimgange des erhabenen Bewohners Verhandlungen mit den Besitzern des benachbarten niederländischen Palais angeknüpft wurden. Gleichwohl hat der Erbauer des Palais, Baurat Langhaus, aus dem gegebenen Raum ein echtes Kaiserliches Heim zu schaffen gewußt, welches durch vornehme Verhältnisse und den Adel seiner hellenischen Details auf jeden Beschauer eine sympathische Wirkung ausübt. In dem (61,20 m langen) nach „Unter den Linden" zu liegenden Flügel sind in zweckmäßiger Folge und Anordnung die ehemaligen Wohn-, Schlaf- und Empfangszimmer des hohen Fürstenpaares, zu ebener Erde die des Kaisers, im ersten Stockwerke die der Kaiserin angelegt. An die letzteren Räumlichkeiten schlossen sich in dem (aus dem Hofe hinter der Bibliothek und einer schmalen Seitengasse von „Unter den Linden" her) auf beiden Seiten beleuchteten inneren Flügel die Festsäle an, unter denen der von einem Säulengange umgebene kreisförmige Tanzsaal von 18,20 m Durchmesser sowie der (30,75 zu 9,73 m messende) Hauptsaal im Quergebäude hinter dem Mittelbau der Bibliothek hervorzuheben sind. In der Ecke zwischen beiden Flügeln liegen das runde, durch Oberlicht erhellte Treppenhaus, der Flur und ein, noch nach beiden Seiten anmutigen Durchblicken geöffneter, Wintergarten. Die Wirtschafts- und Nebenräume

befanden sich teils im Erdgeschoß des Seitenflügels teils im Keller und einem oberen Halbgeschoß. Das mit der Front nach der Behrenstraße zu gelegene Haus, welches aus der Zeit Friedrich Wilhelms II. stammt, wird zu Wohnungen für Hofbeamte benutzt. Zwischen diesem Hause und dem Palais, bis unter einem Teile des Saalbaues desselben, erstreckten sich Stallung und Wagenremisen. Viel geändert ist an dem Palais seit seinem Bestehen nicht, nur die Dekorationen sind durch Stuckmarmor und Vergoldung verschönert, während die edlen Verhältnisse der Räume und die Anmut der künstlerischen Formgestaltung schon vom Erbauer her datieren.

2. Alter und Körpergröße.

Kaiser Wilhelm I. hatte ein Lebensalter erreicht (90 Jahre, 11 Monate, 17 Tage), wie es keinem seiner Vorfahren weder auf dem deutschen Kaiser- noch auf dem preußischen Königsthrone zuteil geworden ist. Neben dieser Thatsache ist es vielleicht von Interesse, sich zu vergegenwärtigen, daß im Todesjahre des Heldenkaisers kein Herrscher der Erde das Alter desselben besaß. Auf die kleinen Könige, welche in Afrika, Asien und Australien so zahlreich sind, ist bei dieser Angabe natürlich keine Rücksicht genommen, da von ihnen die Altersangaben nicht vorliegen; sie gehören auch wohl kaum mit in den Begriff, den wir von einem gekrönten Haupte haben. Daß aber unter ihnen sich ein Neunzigjähriger findet, ist entschieden zweifelhaft.

Das Alter von fast 91 Jahren hatte keiner der gleichzeitigen Monarchen auch nur annähernd erreicht. Selbst der Älteste unter ihnen, der Bey von Tunis, war volle 16 Jahre, die ihm dem Alter nach folgenden aber, der König der Niederlande und der Fürst von Schaumburg-Lippe, waren 20 Jahre jünger als er. Den beiden damals (1888) 71jährigen Fürsten schlossen sich vier 70jährige an, nämlich: der König von Dänemark, der Großherzog von Sachsen-Weimar, der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha und der Fürst von Monaco. Im Alter von nahezu 69 Jahren standen zu jener Zeit die Königin Viktoria von Großbritannien und der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz. Der Elfte unter den Ältesten in der Reihe der Regenten war der Fürst von Samos, der kleinen, aber als Geburtsstätte des Philosophen Pythagoras sowie durch den „Ring des Polykrates" bekannten, Insel an der kleinasiatischen Küste: er zählte 66 Jahre. Kein einziger von den genannten Herrschern hat in so späten Jahren den Thron bestiegen wie König Wilhelm, der ja fast 64 Jahre zählte. Das höchste Alter, 57 Jahre, hatte beim Antritt der Regierung nächst ihm der Fürst von Samos. In dritter Linie folgen die Fürsten von Lippe und Schwarzburg-Sondershausen, welche mit 51 bezw. 50 Jahren zur Regierung kamen.

Die Körpergröße des hochseligen Kaisers betrug, was gewiß auch manchen freundlichen Leser interessieren dürfte, 1,88 Meter, während Kaiser Friedrich III. 1,87 Meter maß.

3. Reiserüstigkeit.

Der Kaiser besaß eine staunenswerte Reiserüstigkeit; rief ihn die Pflicht, dann kannte er keine Entfernung. Es bereitete ihm nicht im geringsten Anstrengung, beispielsweise zum Geburtstage der Kaiserin von Berlin nach Baden=Baden zu fahren, ein bis zwei Tage dort zu verweilen, dann wieder abzureisen und vielleicht in Kassel noch eine Inspektion abzuhalten. Auf solchen Reisen wollte natürlich alles gern den geliebten Landesvater begrüßen, vom Oberpräsidenten an bis zu den alten Streitern aus den Befreiungskriegen. Leutselig unterhielt sich der greise Herrscher jedesmal namentlich auch mit seinen Kampfgenossen von 1813—15; denn wie er ein dankbares Herz für jeden geleisteten Dienst hatte, wie die Treue gegen Menschen, welche mit ihm und für ihn gearbeitet, zu den Grundzügen seines Wesens gehörte, so hatte er auch für die alten Befreiungskämpfer stets ein scharfes Auge, eine teilnehmende Erkundigung, ein Königliches Geschenk.

4. Jagdfreude.

Daß der verewigte Monarch auch das edle Waidwerk sehr liebte und eifrig ausübte, ist allgemein bekannt. Im grauen Jagdrock, mit gleicher Mütze, in kernigen Stiefeln, den derben Stock in der Hand, seinen getreuen Büchsenspanner hinter sich: so huldigte er in frischer Winterkälte, zur Erholung für Leib und Seele, namentlich in den schönen, an Hoch- und Edelwild reichen Gehegen von Letzlingen (Reg.=Bez. Magdeburg, Kreis Gardelegen), bis ins höchste Alter hinein der herrlichen Weidmannslust. — Zur Hofjagd in Königs=Wusterhausen (unweit Berlin) pflegte der Kaiser tags zuvor mit seinen Gästen aufzubrechen. Des Abends fand sich die Gesellschaft im dortigen Schlosse an Spieltischen, am Billard oder in zwangloser Unterhaltung zusammen. Der hohe Jagdgeber ging dann, wenn er sich für kurze Zeit gleichfalls am Spiel, gewöhnlich am Billard, vergnügt hatte, in heiterer Laune an den Tischen herum und erfreute seine Gäste durch manches Scherzwort (vergl. z. B. Kap. VI, a, 1).

5. Im Wildbad Gastein.

Seit einer langen Reihe von Jahren (nur unterbrochen durch die Kriegszeiten von 1866 und 1870) suchte Kaiser Wilhelm I. regelmäßig die berühmten Heilquellen von Gastein auf. Eines Jahres (um Mitte der Achtziger) traf er am 21. Juli auch wieder dort ein, nahm während seines dreiwöchentlichen Aufenthaltes regelmäßig an jedem Morgen ein Bad und ließ sich selbst durch den Besuch des österreichischen Kaiserpaares sowie durch andere Repräsentationspflichten nicht abhalten, die ärztlichen Anordnungen mit seiner bekannten militärischen Pünktlichkeit zu befolgen.

Das sog. „Badeschloß", am Straubinger Platz gelegen, war für den Kaiser und sein verhältnismäßig kleines Gefolge für die Dauer des Aufenthalts gemietet. In den unteren Räumlichkeiten dieses „Badeschlosses"

befanden sich die Badeeinrichtungen, welche, wie in anderen Gasteiner Kurhäusern, von jedem Gaste benutzt werden konnten. Bezeichnend nun für den einfachen Sinn des sieggekrönten greisen Herrschers war es, daß er, obwohl das ganze Schloß zu seiner alleinigen Verfügung stand, dennoch auch anderen die Benutzung desselben während seines Aufenthalts gestattete; ja sogar in seiner eigenen Kabine Nr. 3 durften Fremde baden. Nur während der Morgenstunde, in welcher Seine Majestät selbst badeten, war die Anstalt selbstverständlich für andere Sterbliche unzugänglich. Die auf diese Weise historisch gewordene Badekabine zeichnete sich in nichts vor anderen ihrer Art aus: sie war ebenso einfach möbliert wie jede andere und der mächtige Herrscher hatte sogar den direkten Befehl erteilt, daß in der Einrichtung für ihn durchaus keine Ausnahme gemacht werden sollte. So enthielt denn auch jene Kabine weiter nichts als die Badewanne, einen einfachen Stuhl, einen Kleiderhalter, einen gewöhnlichen Teppich und über der Thür eine Uhr. Pünktlich um $7^1/_2$ Uhr stieg der Kaiser jeden Morgen aus seinen Gemächern zum Bade hinab, begleitet von seinem Leibarzt Exzellenz v. Lauer, dem stellvertretenden Leibarzte Professor Dr. Leuthold, dem Gasteiner Badearzte Geh. Sanitätsrat Dr. Freiherrn v. Haerdl und zwei Kammerdienern. Das vom Bademeister bereits zugerichtete Bad wurde stets auf eine Temperatur von 28 Grad R. reguliert. v. Lauer untersuchte den Puls des Kaisers, was er stets vor sowie nach dem Bade that und blieb dann mit Geh.-Rat Dr. v. Haerdl in dem dunklen Korridor zurück, wo diese Herren, auf einer schmalen Bank sitzend, bis zur Beendigung des Bades ausharrten. Mit dem Kaiser betraten nur Generalarzt Dr. Leuthold und die beiden Kammerdiener die Kabine. Die Letzteren entkleideten den Monarchen und zogen sich dann zurück, sodaß nunmehr der hohe Herr mit Professor Leuthold allein war. Dieser zog hierauf ein vom Kaiser vorher bezeichnetes Buch oder eine Zeitung hervor und las daraus Sr. Majestät während des Badens vor. Die Dauer des Letzteren war von den Ärzten anfangs auf 15 Minuten festgesetzt und wurde dann allmählich bis zu 25 Minuten ausgedehnt. Das richtige Einhalten dieser Zeit kontrollierte der Kaiser jedesmal selbst an der ihm gegenüber befindlichen Uhr. Waren die Minuten abgelaufen, dann hörte Leuthold auf zu lesen; die Kammerdiener erschienen und kleideten ihren Herrn wieder an, worauf dieser mit frischem, elastischem Schritt, ein fröhliches Lächeln auf dem Antlitz oder ein Scherzwort auf den Lippen, zu den im Korridor harrenden Ärzten hinaustrat, denen sich inzwischen auch der dritte Leibarzt des Kaisers, Stabsarzt Dr. Timann, beigesellt hatte. — So ging es in Gastein einen Tag wie den anderen die vollen drei Wochen hindurch. Wenn dann der greise Monarch jedesmal neu gestärkt und verjüngt das herrliche Wildbad verlassen konnte, so war dieses hocherfreuliche Resultat der Badekur nicht zum wenigsten der ruhigen Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit zu verdanken, mit welcher Kaiser Wilhelm der Siegreiche die Kurvorschriften befolgte.

6. Der alte Reisekoffer.

Auf seinen Reisen führte der Kaiser stets die wichtigsten Papiere mit sich; er packte dieselben dann jedesmal höchsteigenhändig in einen Koffer, der stets in seinem Bibliothekzimmer stand und nie entfernt werden durfte. Wiederholt hatten die Kammerdiener den Monarchen schon darauf aufmerksam gemacht, daß das alte Inventarstück größere Fahrten garnicht mehr vertrüge und eines schönen Tages zu zerfallen drohte; doch es half alles nichts, der Koffer wurde stets von neuem gepackt und mußte mit. Als er aber endlich doch gar zu hinfällig geworden war, ließ man ohne Wissen des hohen Herrn in getreuester Nachahmung, nur aus festerem Material, einen neuen Reisekoffer anfertigen und stellte ihn an den gewohnten Platz. Der Kaiser hat denn auch nichts von dem Tausche gemerkt oder wohl auch nichts merken wollen.

7. Kleine Eigenartigkeiten.

Jeder Mensch besitzt in gewisser Beziehung seine Eigenheiten und kleinen Liebhabereien, die freilich bei dem Einzelnen mehr oder weniger hervortreten und auch oft kaum Beachtung finden. Je bedeutender und hervorragender aber jemand ist, um so mehr Interesse und Anziehungskraft haben dergleichen Dinge für die Außenstehenden. So ist es denn auch nicht zu verwundern, daß die Persönlichkeit des Kaisers Wilhelm I. in ganz besonderer Weise unsere Neugierde nach solchen Eigenartigkeiten weckt: man möchte dieselben gern kennen, um sich das geliebte Fürstenbild auch durch derartige kleine Züge möglichst zu vervollkommnen. Bekanntlich hatte der mächtige Gebieter, dem alle Schätze und Schönheiten zu Gebote standen, dessen Gemächer jahraus jahrein in der Blütenfülle aller fünf Erdteile prangen konnten, ein schlichtes Blaublümchen sich erkoren, welches wir für gewöhnlich nur als Ackerunkraut gelten lassen, an dessen lieblichen Blüten aber für Kaiser Wilhelm sich die teure Erinnerung knüpfte, daß die Königin Luise, jene schwergeprüfte Dulderin, dem Prinzenpaar Friedrich Wilhelm und Wilhelm im Jahre 1807 davon Kränze aufs Haupt geflochten hatte (vergl. V, b, 10). Oft genug mag der hochselige Herr jener Stunden von Mutterglück und Kindesfreude gedacht haben, aber erst 60 Jahre später wurde seine Vorliebe für die Kornblume bekannt, nämlich am Tage von Königgrätz (3. Juli 1866), als er nach jenem glorreichen Siege sich des Anblicks der blauen Blumen in den österreichischen Getreidefeldern erfreute und seinen Paladinen die teure Erinnerung mitteilte, welche ihn die zarte Blüte so besonders werthalten ließ. In ähnlicher Weise hatte der Kaiser eine besondere Vorliebe für Perlen als Schmuck der Frauen und allen weiblichen Mitgliedern seines hohen Hauses spendete er welche bei Hochzeitsgelegenheiten. Auch hier liegt die Ursache wohl in der alten Erinnerung an seine verehrte Mutter, welche die Perlen eben sehr liebte. Daß ihm ferner die alten bequem gewordenen Kleidungsstücke besonders wert waren, gehörte

übrigens zu den Eigenschaften, die er mit Friedrich Wilhelm I., Friedrich II. dem Großen und Friedrich Wilhelm III., seinem Königlichen Vater, teilte. Schließlich sei außer der bekannten Eigenart, schon benutzt gewesene Briefumschläge zur Rückantwort zu verwerten, hier noch erwähnt, daß der hohe Herr auch gern weiße Westen trug.

8. Die neue Tapete.

Als man es vor einigen Jahren für nötig fand, das schlichte Schlafzimmer des Kaisers neu zu tapezieren, erlaubte letzterer dies nur unter der Bedingung, daß er selber die neue Tapete auswähle. Die Muster wurden ihm vorgelegt. Er entschied sich für eine der billigsten mit kleinen Rosen, wie sie eigentlich der herrschenden Mode nicht mehr angehörten.

9. Der Kornblumenschmuck.

In Tilsit veranstaltete zur Zeit des dortigen Friedensschlusses (7. Juli 1807 zwischen Napoleon I. und Kaiser Alexander I. von Rußland, 9. Juli zwischen ersterem und Preußen) der König Friedrich Wilhelm III. eine große Hoffestlichkeit, zu welcher auch das zahlreiche Gefolge des korsischen Emporkömmlings geladen worden war.

Von französischer Seite erschienen Herren und Damen in ihrer stolzen Pracht, namentlich die Letzteren in dem blendenden Glanze der Juwelen und Edelsteine. All diese Herrlichkeit aber wurde überstrahlt durch die von Memel gekommene, gleichsam als Bittende vor dem hartherzigen Napoleon erschienene, Königin Luise: sie trug keinen Brillantschmuck, sondern hatte sich nur schlichte Kornblumen ins Haar geflochten und auf die Schultern gesteckt; doch ihre Schönheit, Anmut und majestätische Würde wirkten bezaubernd.

Bald konnte man indes wahrnehmen, wie die Gäste ringsumher sowohl durch leise einander zugeflüsterte Bemerkungen als auch durch spöttische Blicke sich über den eigentümlichen Haarschmuck der Königin aufhielten, indem sie äußerten, daß in Frankreich niemand, und wäre es der Geringste am Hofe, bei einem derartigen Feste in solchem Aufputz zu erscheinen wagen würde. Ja, der Keckste einer verschwor sich hoch und teuer, daß ihm noch nie eine Königin, deren er doch viele kenne, vorgekommen sei, die bei einer solchen Gelegenheit jeglichen Geschmeides entbehrt habe.

Das hörte Luise und schmerzlicher denn je das Weh fühlend, welches durch Napoleon über ihr Haus und Vaterland gekommen, wandte sie sich mit zorngeröteter Wange dem Sprecher zu:

„Bedenken Sie, Herr Marschall, daß der Schmuck, den Sie an mir vermissen, in Ihren Händen ist. Oder wüßten Sie das wirklich nicht? Bis vor kurzem durften wir uns reichen Erntesegens erfreuen, jetzt aber haben Ihre Rosse die Saaten zertreten und ungebaut liegen die Felder. Dazu haben Sie überall geplündert und was wir an Schätzen besaßen, ist nach Frankreich geführt worden. So ist es gekommen, daß bei uns

Feldblumen zu den Seltenheiten und Kostbarkeiten gehören; darum eben trage ich sie."

Welchen Eindruck diese wohlverdiente Zurechtweisung auf den Spötter gemacht, ist nicht bekannt geworden. Er schwieg; die holde und weise Luise aber, die selbst unter dem Drucke schwerster Leiden so herrlich ihre Königliche Würde zu wahren gewußt, stieg seit diesem Vorfalle nur um so höher in den Augen des Volkes und noch heute kennt der Preuße kein lieblicheres Bild als das ihrige: die majestätische Frau im Schmucke der schlichten blauen Blumen, die sie um das goldene Haar gewunden.

Der große Sohn aber, Kaiser und König Wilhelm I., hatte sich die Cyane zur Lieblingsblume erkoren, um dadurch das Andenken der teuren Mutter zu ehren.

Kapitel XI.

Allerlei von Geistesgegenwart und Witz zeugende Züge aus des Kaisers Leben.

a. Anspielungen und Wortspiele.

1. „Die Throne wackeln."

Bei der allgemeinen Aufregung und den drohenden Unruhen in den schweren Märztagen des Jahres 1848 glaubte der König Friedrich Wilhelm IV., um größerem Unheil vorzubeugen, der öffentlichen Meinung insoweit sich fügen zu müssen, daß er dem energischen Prinzen von Preußen, seinem Bruder Wilhelm, wenn auch mit schwerem Herzen, den Befehl erteilte, das Vaterland auf einige Zeit zu verlassen und sich nach England zu begeben. Am 22. März, seinem Geburtstage, trat Prinz Wilhelm die Reise an und gelangte am 27. nach London, wo er im preußischen Gesandtschaftshotel bei dem berühmten Freiherrn v. Bunsen abstieg. Als er Tags darauf zum gemeinschaftlichen Frühstück erschien und man für ihn einen Armsessel hinstellte, schob er denselben beiseite und nahm auf einem gewöhnlichen Sessel Platz mit den Worten: „Man muß jetzt Demut üben; denn die Throne wackeln."

2. „Kronen müssen festsitzen."

Der verewigte Kaiser ließ sich einmal auf dem Potsdamer Bahnhofe in Berlin vor der Abfahrt ein Glas Wasser reichen. Nachdem er dasselbe ausgetrunken, nahm er auf einem Sessel Platz; als er sich aber nach rückwärts lehnte, brach die an dem oberen Teile der Lehne angebrachte Krone ab und fiel auf die Erde. Sofort sprang der anwesende

Bahnhofs-Inspektor hinzu und hob das Heruntergefallene auf. Da sagte der greise Monarch in seiner leutseligen Weise: „Diese Krone war sehr wacklig; Kronen müssen festsitzen.“

3. Eine wunderbare Jagdbeute.

Kaiser Wilhelm, der bekanntlich ein großer Jagdliebhaber und vorzüglicher Schütze war, pflegte gern den Einladungen des Grafen von Stolberg-Wernigerode zu folgen, um in den wildreichen Waldungen des schönen Harzgebirges Weidmannslust zu suchen. So war das Jagen einst auch froh ergangen: manch edler Hirsch, sogar ein Sechszehnender, Rehe, Füchse, eine große Menge Hasen und selbst ein borstiger Keiler wurden erlegt. Nach Beendigung des Jagdvergnügens wurden die Stücke zur Strecke gebracht und es belief sich die Zahl der angeblich von dem greisen Herrscher, welcher allerdings gar manchen glücklichen Schuß gethan, erlegten Tiere auf achtundzwanzig. Als Sr. Majestät dies gemeldet ward, nickte er freundlich und sagte dann schalkhaft lächelnd zu seinen Begleitern: „Es fallen Mir bei diesem Resultat die Worte ein: ‚Es geschehen mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt‘; denn, ist es nicht ein Wunder, daß Ich 28 Stück erlegt, aber doch nur 25 Patronen verschossen habe?“

4. Das Eiserne Schokoladenkreuz.

Es war im Jahre 1872, da befand sich Kaiser Wilhelm zur Feier der goldenen Hochzeit des Königs Johann und der Königin Amalie in Dresden. Ein prächtiger Kadett war ihm als Page zukommandiert, der seinem Dienste gemäß bei der großen Galatafel hinter dem Sessel Sr. Majestät seinen Stand hatte. Beim Herumreichen des Nachtisches nun nahm der Kaiser ein von Schokolade nachgeformtes Eisernes Kreuz und legte dasselbe neben seinen Teller, um es nach Aufhebung der Tafel dem Pagen mit folgenden Worten zu überreichen: „Da Sie das nicht tragen können, so mögen Sie es wenigstens essen.“

5. Ein „erleuchteter Ausdruck“.

Als die Berliner Studentenschaft dem Kaiser zur Feier seines 90jährigen Geburtstages (22. März 1887) einen großartigen Fackelzug darbrachte, hielt der greise Monarch an die ins Palais befohlene Deputation der 3000 Studenten folgende Ansprache:

„Sagen Sie Ihren Kommilitonen Meinen Dank, daß Sie sich zu dieser Feier und dieser großen Freude für Mich vereinigt haben. Ich habe sonst alles abgelehnt, aber den Fackelzug der Studenten angenommen, weil Ich große Freude empfunden habe über die Gesinnungen, welche jetzt an den Universitäten herrschen und welche in hohem Grade zu dem erfreulichen Ergebnis der letzten Wahlen mitgewirkt haben. Zahlreiche Adressen auch von Universitäten haben Mir davon Zeugnis gegeben. Die

Auflösung des Reichstages war ein schwerer und unerfreulicher Entschluß, aber die neuen Wahlen haben Mir zu großer Freude gereicht, auch durch den Einfluß der Universitäten in Nord- und Süddeutschland wie durch den Geist, der in Ihrer Generation herrscht. Ich erblicke darin eine Bürgschaft für die Zukunft und hoffe, daß Sie alle in Ihrem späteren Leben sich dieses Augenblicks immer erinnern werden, wo Sie Mir eine große Freude machten, indem Sie Ihren Gesinnungen „diesen erleuchteten Ausdruck gaben". Sie werden hoffentlich auch in Ihrer Zukunft und Ihrer späteren Laufbahn solchen Gesinnungen treu bleiben. Danken Sie allen Ihren Kommilitonen herzlich von Mir!"

Der Kaiser ließ sich dann die einzelnen Mitglieder der Deputation (9 bis 10 Herren) vorstellen und erkundigte sich nach deren Alter, Heimat und Verhältnissen.

6. Die „Brand-Kompanie".

In den Achtziger Jahren machte eines Tages ein alter Offizier, welcher bereits 1853 seinen Abschied genommen hatte, um fortan als Gutsbesitzer zu leben, dem Kaiser seine Aufwartung. Sehr bald erinnerte sich der greise Herrscher an das frühere Dienstverhältnis des Offiziers, indem er u. a. fragte: „Sie haben lange in Charlottenburg gestanden?"

„Zu Befehl, Majestät, acht Jahre."

„Als Sie da standen, hieß ja die Schwadron die Brand-Kompanie; denn damals standen Brandt, Brandenburg, Brandenstein, Heydebrand und Rauch dabei."

Diese kleine Anekdote liefert übrigens auch einen schlagenden Beweis von der vielbewunderten Gedächtnisstärke des Kaisers.

7. Feld-Artillerist und „Feldmarschall".

Während des Badeaufenthaltes in Ems 1886 sprach der Kaiser auf einem Spaziergange einen Kadetten an, welcher sich an der Wandelbahn aufgestellt hatte. Im Laufe des Gesprächs fragte er den jungen Menschen, was er zu werden beabsichtige. „Feld-Artillerist, Ew. Majestät," lautete die bündige Antwort. Launig sagte hierauf der Kaiser:

„Ihre Antwort begann vielversprechend; als Ich das Wort ‚Feld' hörte, glaubte Ich, sie würde ‚Feldmarschall' lauten."

Das Publikum, welches in der Nähe stand, nahm den Scherz des hohen Herrn mit großer Heiterkeit auf.

8. „Kreuz" um „Kreuz".

In einem Lazarett zu Versailles (1870) traf König Wilhelm einen Soldaten, der mehrere Schlachten glücklich überstanden, sich aber auf Vorposten einen heftigen Rheumatismus im Kreuz zugezogen hatte. Er ließ sich mit dem Braven leutselig in ein Gespräch ein und äußerte seine Verwunderung darüber, daß derselbe die Strapazen bis dahin so gut habe aushalten können. „Ja," sagte der Füsilier, „um das ertragen zu können,

muß man wirklich ein eisernes Kreuz haben.“ „Nun,“ erwiderte der König, „das Kreuz sollst Du haben.“ — Wenige Stunden später schmückte das schöne Ehrenzeichen den kranken Vaterlandsverteidiger, der fortan seine Schmerzen gewiß mit größerer Geduld getragen hat.

9. Der „angenehmste Geruch“.

Als in den Siebziger Jahren das Problem der Gasekondensierung gelöst war, wobei sich namentlich der Berliner Chemiker Professor August Wilhelm Hofmann große Verdienste erwarb, interessierten sich dafür auch die allerhöchsten Kreise. Der Kaiser ließ deshalb den berühmten Professor ersuchen, ihm über die neue Erfindung einen Vortrag mit Experimenten zu halten. Der Gelehrte erschien zur festgesetzten Stunde mit einem Assistenten und den nötigen Apparaten. Da es nun aber eine heikle Sache war, in der unmittelbaren Nähe des Kaisers und gar in dessen Zimmern mit den übelriechenden Gasen zu hantieren, so wählte der Chemiker zu seinen Experimenten das mildeste Gas, die Kohlensäure; diese verlangt indes wiederum die Verwendung von Äther, der bekanntlich auch einen sehr intensiven Geruch verbreitet. Hofmann glaubte daher, Sr. Majestät wegen dieser Umstände Vorstellungen machen und gleichsam um Entschuldigung bitten zu müssen; doch der hohe Herr ersuchte dessenungeachtet den Professor, mit den Experimenten nur ungeniert zu beginnen, was denn auch geschah. Nach Beendigung des interessanten Vortrages dankte der Kaiser herzlich, drückte wiederholt seine Befriedigung aus und fügte mit Anspielung auf den Gasgeruch hinzu: „Ich versichere Sie, Meine Herren, Sie haben sich bei Mir in den angenehmsten Geruch gesetzt.“

10. Die preußischen Landesfarben in zwei Sängerinnen.

Der Kaiser hatte einst im Schauspielhause zu Berlin einer Aufführung der Goetheschen Iphigenie bis zum Schlusse beigewohnt und sprach einige Tage darauf mit einer hochgestellten Persönlichkeit hierüber. Der Arzt habe ihm zwar, so sagte er, den langen Aufenthalt im Theater als zu anstrengend verboten, aber es sei für ihn doch zu interessant gewesen, denn „die Iphigenie spielte die Schwarz. Einst war sie Sängerin und Ich erinnere Mich, wie sie vor Mir einmal in einem Hofkonzerte zu Karlsruhe ein Duett mit der Bianchi*) sang. Als Ich nun beiden zuhörte, kam Mir der Gedanke: Da stehen ja Deine Landesfarben vor Dir.“

11. „Er hat offenbar gehorcht!“

Im Königlichen Schauspielhause zu Berlin wurde eine neue Tragödie zum ersten Mal aufgeführt; sie war sehr langweilig. Der greise Kaiser, welcher dieser Vorstellung beiwohnte, schien ungeduldig zuzuhören und

*) Italienischer Name, auf deutsch: Weiß.

erhob sich endlich, um, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, sich vorzeitig zu entfernen. Vor der Thüre der Hofloge fand man den Kammerdiener schlafend. Als daher der diensthabende Adjutant Miene zeigte, den Mann wegen solcher Pflichtwidrigkeit zur Rede zu stellen, sagte der gütige Monarch beschwichtigend: „Lassen Sie doch den Ärmsten; er hat offenbar gehorcht!"

---

b. Humor, betreffend die eigene Person.

1. Nichts „Unmilitärischeres".

Als Kaiser Wilhelm im Frühjahr 1885 ernstlich erkrankt war, wollten nach seiner Genesung die Ärzte nicht zugeben, daß er den bald darauf stattfindenden Manövern zu Pferde beiwohne, weil dies für ihn zu anstrengend wäre. Se. Majestät bestand jedoch darauf, den Feldübungen zu Pferde beizuwohnen. Man machte endlich den Vermittelungsvorschlag, der Kaiser solle den Truppen zu Wagen folgen.

„Unmöglich!" wehrte der hohe Herr ab, „es giebt nichts, was unmilitärischer wäre!" —

„Majestät," wendete ein General ein, „auch Friedrich der Große hat Manöver zu Wagen mitgemacht!" —

„Ja," erwiderte der Achtundachtzigjährige, „aber das that er nur in seinen letzten Lebensjahren!"

2. „Warum ist das gerade Mir passiert?"

Als Kaiser Wilhelm einmal kurz nach dem französischen Kriege von 1870/71 eine Anzahl Männer, welche sich in dem glorreichen Feldzuge besonders ausgezeichnet hatten, zur Mittagstafel befahl und nach Tische dann mit den einzelnen Gästen, wie das so seine leutselige Art war, einige freundliche Worte wechselte, kam er auch zu einem gottesfürchtigen General, den er sehr liebte und schätzte. „Nun sagen Sie Mir einmal," redete er ihn an, „wie erklären Sie es sich, daß gerade Mir solche herrlichen Dinge passiert sind? Ich hatte bei Meinem hohen Alter nicht mehr darauf rechnen können, überhaupt noch den Thron zu besteigen, geschweige denn solche großen und wunderbaren Kriegsthaten auszuführen, wie sie jetzt geschehen sind. Warum ist das gerade Mir widerfahren?" Lächelnd antwortete der Gefragte: „O, Majestät, das ist sehr leicht zu erklären!" „Was," rief der Kaiser aus, „leicht? Können Sie Mir denn überhaupt einen Grund sagen?" Der alte General antwortete: „Majestät, nicht einen Grund weiß ich, sondern drei." „Drei Gründe?" fragte der Monarch mit großem Erstaunen. „Ich kenne kaum einen einzigen. So lassen Sie doch einmal Ihre drei Gründe hören!" Der General sprach: „Zum Ersten sind Eure Majestät der Erbe des Segens Ihres frommen Vaters und Ihrer gottseligen Mutter; von solchen Kindern steht geschrieben: ‚Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser.‘

Zum Zweiten sind Eure Majestät samt dem ganzen deutschen Kriegsheere getragen worden von den ernstlichen Gebeten vieler Tausende Ihrer frommen Unterthanen und von solchen steht geschrieben: ‚Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.‘

Zum Dritten aber sind Eure Majestät demütig genug, Sich zu erinnern, daß Ihnen das passiert ist; Sie schreiben also den Sieg nicht Sich, sondern Gott zu und von solchen steht geschrieben: ‚Dem Hoffärtigen widerstehet er, aber dem Demütigen giebt er Gnade.‘“

Da entgegnete der Kaiser mit lebhafter Freude: „Das gefällt Mir sehr gut, was Sie da sagen, Sie haben völlig recht; das muß auch Mein Sohn einmal hören.“ Und schnell wandte er sich zum Kronprinzen, der nicht weit davon stand, mit den Worten: „Fritz, komm mal her! Laß Dir von diesem Herrn erzählen, was er Mir eben gesagt hat. Du kannst es auch gebrauchen!“

3. Die Kaiserglocke.

Als Kaiser Wilhelm in Begleitung seiner erlauchten Tochter, der Großherzogin Luise von Baden, im Jahre 1875 die Kölner Kaiserglocke, welche bekanntlich aus dem Erze eroberter französischer Geschütze gegossen ist und jetzt mit ihrem hehren Klange die Gläubigen in den Dom ruft, vor deren Aufhängung im Turme besichtigte, sagte die hohe Frau zu Meister Hamm: „Die Kaiserglocke hat Ihnen wohl bis zu ihrer Vollendung viel Sorgen gemacht?“ „Gewiß, Königliche Hoheit,“ erwiderte der Gefragte, „sie verursachte mir manche schlaflose Nacht!“ „Glauben Sie nur, lieber Meister,“ fiel hierauf der greise Siegesheld ein, „das Metall, aus dem die Glocke gegossen, hat Mir auch mit seinem Schall so manchmal die Nachtruhe geraubt!“ — Am 15. Oktober 1880, d. h. 632 Jahre nach der Grundsteinlegung, fand dann die durch Kaiser Wilhelms Gegenwart ganz besonders verherrlichte Einweihungsfeier des Kölner Domes statt. Da hieß es, wie man im Festzuge erschallen ließ:

„Schwing dich zum Himmel, du Jubelgesang!
Kling durch die Lüfte, du fröhlicher Klang!
Was vor Jahrhunderten Meister erdacht,
Heut' ist's vollendet, heut' ist's vollbracht!“

War der unvollendete Bau, zu dem der erste Stein an der Schwelle der schrecklichen, der kaiserlosen Zeit gelegt wurde, ein Symbol unserer nationalen Zerrissenheit, so bedeutet die Vollendung desselben dem deutschen Volke nicht blos die Einlösung einer alten künstlerischen Ehrenschuld, sondern der Kölner Dom ist vielmehr mit seinen himmelanstrebenden Türmen sowie mit der „Kaiserglocke“ ein Denkmal von Deutschlands Einigkeit, Größe und Macht.

4. Freundlich aufgenommene Verkennung.

Als der Kaiser nach seiner Gewohnheit sich wieder einmal zur Badekur in Ems aufhielt, wo er dann nur in Zivilkleidung einherzu-

gehen pflegte, befand sich dort auch der Leibarzt des Kaisers von Rußland, Dr. v. Carell, welcher dem greisen Monarchen auffällig ähnlich sah, nur daß er etwas jünger im Gesicht und bezüglich des Körpers ein wenig schmächtiger war. Das Jahr zuvor war der Russe gleichfalls dort gewesen und hatte, da er selbst auf Reisen den Hilfesuchenden gern Rat erteilte, mit gutem Erfolge eine Dame behandelt. Diese hielt sich auch jetzt wieder dort auf und begegnete eines Tages dem Kaiser Wilhelm. Rasch schritt sie auf ihn zu und reichte ihm ganz erfreut die Hand mit den Worten: „Wie freue ich mich, Herr Doktor, daß Sie auch wieder hier sind.“ Der Monarch entgegnete freundlich: „Ich glaube, Mein Kind, Sie irren sich.“ „Sind Sie denn nicht Herr Dr. von Carell?“ Die Antwort des Kaisers lautete: „Der bin Ich nicht; aber Ich freue Mich, einem wackeren Manne so ähnlich zu sehen, daß Ich mit ihm verwechselt werde.“

5. Eine interessante Verwechselungsgeschichte.

Der berühmten Pianistin Sophie Menter ist, wie die „Südd. Presse“ vor einigen Jahren berichtete, folgendes begegnet. „Jetzt,“ so erzählte die Künstlerin dem Gewährsmanne des genannten Blattes, „stört es meine Seelenruhe nicht, mit hohen Herrschaften (mit Königlichen Hoheiten und Majestäten) zu verkehren; es gab aber eine Zeit — zu Anfang meiner künstlerischen Laufbahn — da war ich sehr ängstlich und so beging ich bei meinem ersten Hofkonzert die größte Dummheit, die ich je begangen — was viel sagen will. Wie Wagner, Verdi und Liszt aussahen, das wußte ich ganz genau, den Kaiser Wilhelm aber hatte ich noch nie gesehen.

Ich war noch ein ganz junges Mädchen und während meines Aufenthaltes in Berlin existierte für mich niemand anders als Tausig — er war mein Berlin. Wenn man 12 Stunden des Tages übt, hat man anderes zu thun, als sich die Porträts in den Schaufenstern der Kunsthandlungen anzusehen. Da geschah es, daß ich zu einem Konzerte am Kaiserlichen Hof aufgefordert wurde. Als ich mein Spiel beendigt hatte, trat ein alter Herr auf mich zu, der mir seinen Beifall aussprach; ich dachte, es sei selbstverständlich, daß der, welcher zuerst kommt, der Kaiser sei, und nannte ihn ‚Majestät‘. Der Herr schaute mich eine Weile an, dann sagte er: ‚Nein, mein Fräulein, Sie irren sich; ich bin nicht der Kaiser!‘ Hierauf entfernte er sich und ich bemerkte, wie die ganze Gesellschaft lachte. Etwas später begrüßte mich ein zweiter alter Herr. Nun war ich ganz verlegen, ich dachte, wenn der Erste nicht der Kaiser war, wird es wohl der Zweite sein, und so nannte ich auch diesen wieder ‚Majestät‘; er lachte mir jedoch gerade ins Gesicht und stellte sich mir als ein Prinz des Kaiserlichen Hauses vor. Er ging dann auch und ließ mich in meiner Verblüfftheit stehen. Darauf richtete ein dritter alter Herr das Wort an mich: ‚Mein Fräulein, Sie kennen also wirklich den Kaiser nicht? Ich bin der Kaiser!‘ Dann bot er mir liebenswürdig den Arm und lachte herzlich.

Aber ich habe öfters ähnliches Mißgeschick in Berlin erfahren. Eines Abends z. B. sollte ich in einer Privatgesellschaft spielen. Neben mir saß ein netter junger Herr, wie ich dachte, ein Adjutant oder etwas Ähnliches; ich bat ihn, den Flügel zu öffnen, was er auch bereitwilligst that. Nachdem ich eine Weile gespielt hatte, äußerte ich den Wunsch nach etwas Eis und er eilte, es mir zu bringen. Wir plauderten dann sehr gemütlich mit einander und schließlich sagte er: ‚Gestatten Sie mir, gnädige Frau, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin Prinz Wilhelm.‘“

6. „Man merkt's wohl nicht“.

Im Jahre 1873 besuchte der Kaiser auch die Welt-Ausstellung in der schönen Donaustadt Wien. Unter den Mitgliedern der Oper und des Balletts, die er sich gelegentlich einer Festaufführung vorstellen ließ, befand sich der Ballettmeister Talle. Als der Kaiser diesen erblickte, begrüßte er ihn herzlich und bemerkte, daß ihm schon dessen Großvater Tanzunterricht erteilt habe; da nun Talle, der Enkel, bereits altere, so sei dies ein sicheres Zeichen dafür, daß auch er selbst (der Kaiser) schon recht alt sein müsse. Einer der ihn begleitenden österreichischen Offiziere, Graf Wrbna, benutzte die Gelegenheit, um etwas Schmeichelhaftes über das Aussehen des Heldengreises, dem man sein Alter nicht ansehe, zu sagen. „Freilich,“ antwortete letzterer, „man merkt's wohl nicht, aber Ich fühle es!“

7. „Der größte Pantoffelheld“.

Im Verkehr mit seiner Gemahlin war Kaiser Wilhelm I. stets von ausgesuchter Galanterie und pflegte sich in privaten Angelegenheiten gern ihrem Willen unterzuordnen. Er spottete häufig über sich selbst und erklärte in launiger Weise seinen Vertrauten: „Man heißt Mich allerseits einen Helden und beleuchtet Mich in dieser Richtung von allen Seiten; daß Ich aber der größte Pantoffelheld Deutschlands bin, weiß niemand.“

8. Eine Aushelferin für Geldverlegenheiten.

Der Kaiser vergaß häufig, sich mit baren Geldmitteln zu versehen, und kam er dann, was zuweilen geschah, in die Lage, sogleich eine Zahlung leisten zu wollen, so war guter Rat teuer. „Ich wüßte schon, wer uns helfen könnte,“ sagte er einmal zu einem seiner Kammerdiener, „die Kaiserin oben; aber Ich habe ihr noch nicht wiedergegeben, was sie uns neulich vorstreckte, und da können wir sie eigentlich nicht schon wieder anpumpen. Aber wenn Bork und Cohn bis um 9 Uhr nicht hier sind, so geh' zu einer von den Hofdamen 'rauf und sieh' zu, ob Du hundert Thaler kriegen kannst. Sage nur, morgen früh sollen sie alles wiederbekommen, was sie uns vorgeschossen haben. Hat Deine Frau, wenn Du in Verlegenheit bist, auch einen Spargroschen?“ „Nicht immer, Majestät, ich darf ihr mit so was garnicht kommen.“ „Nun, so gewöhne sie, wie Ich Meine Frau gewöhnt habe. Die Kaiserin hat immer was vorrätig

und sie giebt auch, aber sie denkt, wir verthun zuviel, was nicht nötig ist. Nun geh' 'rauf und hole die hundert Thaler; bestelle auch genau, was Ich Dir gesagt habe." Der Diener kam zurück mit dem Bescheid, es sollte erst ein Fünfhundert=Thalerschein gewechselt werden. „Aber weshalb übernahmst Du nicht das Wechseln?" „Ich erbot mich auch, Majestät, aber die Gräfin wollte mir das Geld nicht geben, sie sagte, sie bekäme dann vielleicht die anderen vier Hundert nicht zurück." „Ob das wohl die Kaiserin angeordnet hat?" „Ich glaube, Majestät, denn ich hörte so etwas wie: Ihr versteht mit Geld nicht umzugehen." „Na, so etwas! Das werde Ich den Damen schon zeigen!" Bald darauf schickte die Kaiserin die hundert Thaler mit einem schönen „guten Morgen" und mit einem kleinen Veilchenstrauß, worauf der Kaiser lächelnd bemerkte: „Nun, Ich kann ihr doch nicht böse sein, sie giebt doch immer wieder und immer gern. Morgen bezahlen wir alles, was wir schuldig sind, erinnere Mich daran heute Mittag." Der Diener wollte das Gemach verlassen, als der Monarch ihn zurückrief. „Ich will doch der Kaiserin eine Freude bereiten. Geh' zum Buchhändler und hole 50 Esmarch ‚Samariter=Kursus', die wollte sie nach Koblenz schicken. Der Betrag dafür ist dann der Zins fürs Darlehn!" (Prof. Esmarch, Generalarzt der preußischen Armee, ist der Begründer der sog. Samariter=Vereine.) —

9. Im Wohlthätigkeitsbazar.

Es war drei Jahre vor seinem Heimgange, da besuchte der Kaiser einen im Gräflich Redernschen Palais Unter den Linden veranstalteten Wohlthätigkeitsbazar. Er kam noch ganz allein, ohne Adjutanten oder Diener und schritt festen Fußes unter den freundlichsten Scherzen durch die zu jener Stunde (12—1 Uhr) erklärlicherweise sehr große Menge der Besucher. Auf einem Tische war ein hoher Berg einfacher Wollarbeiten aufgestapelt: Strümpfe, Kinderröckchen u. dergl. Da stand er eine Weile sinnend und sagte dann: „Davon verstehe Ich nun garnichts. Aber warten Sie, Ich muß Meiner Frau Armensachen mitbringen. Nun, da werde Ich einmal so hineingreifen." Und er griff mit beiden Händen hinein, eine große Menge Sachen aufhebend und haltend, bis einige Damen herzueilten, um sie ihm abzunehmen. „So, das ist für die Kaiserin," fügte er nochmals hinzu.

10. „Noch nicht in die Gruft".

Gelegentlich seiner Anwesenheit in Bayreuth (August 1876) besichtigte der Kaiser auch die dortige altertümliche Stadtkirche.

Der Küster derselben, ein zutrauliches freundliches Männchen, zeigte und erklärte dem Monarchen die Sehenswürdigkeiten und war sehr eifrig darauf bedacht, daß dem hohen Besuche nichts von den Schätzen der Kirche entginge. Dabei war er so redselig und zuthunlich, als ob er einem alten Freunde nach jahrelanger Trennung gegenüberstände. Dieser Eifer

sowie das vertrauliche Benehmen des Wächters der Heiligtümer amüsierten begreiflicherweise den greisen Monarchen auf das Köstlichste.

In der Stadtkirche befindet sich bekanntlich die markgräfliche Gruft; hier ruht u. a. auch die Schwester Friedrichs des Großen, Prinzessin Wilhelmine von Preußen, spätere Markgräfin von Bayreuth.

Um nun einen ordentlichen Schlußeffekt hervorzubringen, hatte der Küster die Besichtigung dieses mit Stolz von ihm bewachten Grabgewölbes bis zuletzt gelassen. So öffnete er denn dasselbe mit großer Wichtigkeit und lud den Kaiser ein, mit hinunter zu steigen; allein dieser lehnte es ab. Der Küster aber war zähe und nötigte mit den Worten: „Aber steigen Ew. Majestät nur hinab, es sind ja lauter Verwandte unten.“ „Nein, Mein lieber Herr Küster, Ich will noch nicht in die Gruft steigen,“ entgegnete freundlich der greise Herrscher und schritt weiter.

11. „Wir jungen Leute“.

Während der großen Militärübungen am Rheine und in Westfalen begab sich die Kaiserliche Familie zu dem Ständefest nach Münster, wo sich auch der ganze Hofstaat sowie sämtliche Staatsminister eingefunden hatten. Der Reichskanzler Fürst Bismarck aber, welcher gleichfalls zu dem großartigen Feste hatte erscheinen wollen, mußte aus Rücksicht auf seinen angegriffenen Gesundheitszustand noch in letzter Stunde absagen. Als nun dies durch den Vorsitzenden des Staatsministeriums unter Ausdrücken des Bedauerns dem Kaiser mitgeteilt wurde, entgegnete dieser mit heiterer Lebensfrische: „Ja Bismarck, das ist ein alter Mann; aber wir,“ mit entsprechender Handbewegung auf sich weisend, „wir jungen Leute können so etwas immer noch mitmachen!“

12. Im Kasino.

Nicht lange vor seinem Heimgange beabsichtigte der Kaiser das Regiment der Gardes du Corps zu inspizieren und dann, der Einladung der Offiziere folgend, an der Einweihung ihres neuen Kasinos teilzunehmen. Des schlechten Wetters wegen ließen jedoch die Ärzte die militärische Besichtigung nicht zu; als sich aber später der Himmel aufklärte, fuhr der hohe Herr nach dem Kasino, um wenigstens im Kreise der Offiziere, was er so gerne that, noch eine heit're Stunde zuzubringen. Fröhlich plaudernd saß er an der opulenten Tafel, da auf einmal bemerkte er zum General v. Albedyll: „Was werden jetzt die Leute von Mir sagen? Dienst thun kann er nicht, aber Frühstücken — das kann er!“

So kleidete Kaiser Wilhelm I. die gegen sich selbst geübte Strenge in eine freundliche Form.

13. „Zur Disposition“.

Als dem Kaiser einmal die Liste derjenigen Offiziere vorgelegt wurde, die ihres vorgerückten Alters wegen zur Disposition gestellt werden sollten, entgegnete er auf die Bemerkung des Vortragenden, „daß die Armee doch

keine Invaliden gebrauchen könne": „Aber, Mein Lieber, dann müßten wir ja mit Mir zuerst anfangen!"

14. Der Kaiser als Halbinvalide.

Auf dem Feste, welches der kommandierende General Frh. v. Barnekow in Königsberg gab, erschien der Kaiser in der Uniform des 1. Leib-Husaren-Regiments Nr. 1, welches während der Dauer des Manövers daselbst garnisonierte. Nach erfolgter Begrüßung durch den Veranstalter des Festes durchwanderte der sieg- und ruhmgekrönte Kriegsherr die Reihen der Gäste, in gewohnter Weise bald hier bald dort freundliche Worte wechselnd. Da erblickte er einen Offizier von dem Regiment, dessen Uniform er trug; ohne Verzug schritt er auf denselben zu und fragte ihn, wo sich sein Kommandeur, Oberst v. Ötinger, befände. Der Angeredete wußte es nicht, wollte aber sofort seinen Oberst aufsuchen. „Thun Sie das," sagte der Kaiser, „und entschuldigen Sie Mich bei dem Kommandeur, daß Ich die Uniform ohne die vorschriftsmäßigen Reitstiefel trage. Ich durfte sie nicht anziehen, weil Ich (hier deutete der Monarch auf sein Bein) noch immer Halbinvalide bin."

15. Die Bernsteinspitze.

Als der Kaiser auf der Kasseler Industrie-Ausstellung (1870) unter den, von Liedtke in Königsberg ausgestellten, Bernstein-Schmucksachen und Rauchrequisiten eine feingeschnitzte Zigarrenspitze bemerkte, auf welcher der berühmte Moment dargestellt war, in welchem der Heldenkönig mit dem Kronprinzen auf dem Schlachtfelde von Königgrätz zusammentraf, meinte der leutselige Monarch lächelnd: „Um ganz ähnlich zu sein, müßten die beiden Reiter zuvor angeraucht werden."

16. Das Bildnis in Eis.

Bei Besichtigung der Eismaschine (auf der Kasseler Industrie-Ausstellung, 1870) wurde dem Könige auch sein frisch angefertigtes Bildnis in Eis gezeigt. Laut auflachend meinte der gnädige Monarch, „daß in Wahrheit doch sein Herz etwas wärmer schlage, als in dieser frostigen Imitation."

17. „Da bin Ich wohl der Lockvogel?"

Bei seiner Anwesenheit in Nordhausen (am 11. Mai 1881) erkundigte sich der Kaiser bei dem Eisenbahn-Direktionspräsidenten Geheimrat Händel nach der Rentabilität der Berlin-Wetzlarer Bahn. Auf die diplomatische Antwort, daß die Strecke anscheinend noch nicht sehr beliebt geworden sei, meinte der leutselige Monarch scherzend: „Ach so, da bin Ich wohl der Lockvogel?"

18. Der Quartiermacher im Himmel.

Als der ehemalige berühmte Kriegsminister von Roon schwerkrank darniederlag, besuchte ihn kurz vor seinem am 23. Februar 1879 erfolgten Heimgange Kaiser Wilhelm I. Dieser tröstete den treuen Diener in freundlichster Weise und verabschiedete sich von ihm mit den Worten: „Lieber Roon, Sie gehen voran, Ich folge bald nach. Machen Sie nur immer dort oben auch Quartier für Mich.“

19. Die zwei Achten.

Dem Geburtstagsfeste des Kaisers ging im Palais für den engeren Kreis stets eine kleine Feier voran und zwar deshalb, weil der hohe Herr am Geburtsfeste selbst wegen Entgegennahme der offiziellen Huldigungen u. s. w. seiner Familie sich wenig widmen konnte. Auf der Vorfeier des 88. Geburtstages nun gab eine der Hofdamen, die der Kaiser mit gewohnter Liebenswürdigkeit begrüßte und ins Gespräch zog, ihrer Freude über die Heiterkeit und Frische, mit welcher der greise Monarch seinem Ehrentage entgegengehe, begeisterten Ausdruck, dabei erwähnend, wie sich alles auf das schöne Fest freue und zu seiner würdigen Feier rüste. Der Kaiser hörte freundlich lächelnd zu, drückte der in jugendlichem Liebreiz strahlenden Verehrerin dankbar die Hand und fügte dann nach kurzer Pause hinzu: „Das ist alles recht schön und gut; aber, aber — wenn nur die zwei Achten nicht wären! Ja, wenn sie nicht neben, sondern unter einander stünden, das wäre eine Lust.“

20. „In der Mitte liegt die Wahrheit.“

Bei Gelegenheit des 50jährigen Regierungs-Jubiläums der Königin Viktoria von England (Juni 1887) erzählte die damalige Prinzeß Wilhelm (unsere jetzige Kaiserin Augusta Viktoria) vor einigen fürstlichen Festgästen folgendes: Als ich am Tage meiner Abreise zu Großpapa kam, rief er mir entgegen: „Grüß' Gott, Viktoria, hast Du heute schon Zeitungen gelesen?“ Ich verneinte dies verwundert, worauf der Kaiser meinte: „Das thut Mir wirklich leid; Ich hoffte von Dir genau zu erfahren, wie Ich Mich befinde. Denn die Ärzte blicken immer ernst drein; aber die Bulletins, die sie herausgeben, sind rosig, damit Meine guten Berliner sich nicht ängstigen: in der Mitte zwischen beiden liegt die Wahrheit, die sich nur die Herren von der Presse heraus zusuchen wissen.“

21. Noch kein Parademarsch.

Erst durch nachfolgenden Zug ist es s. Z. in weiteren Kreisen bekannt geworden, daß der Kaiser vom 2. Juni (1878), dem Tage des fluchwürdigen Mordversuchs, bis zum 19. Juni, also volle 17 Tage, nicht hat gehen können. Als er nämlich am 19ten seinen ersten Gang durch das

Zimmer unter Beihilfe zu machen versuchte, äußerte er scherzend: „Na, Parademarsch ist es noch nicht."

22. Ein „gutes Bartwuchsmittel".

Als dem Kaiser nach der schrecklichen Verwundung infolge des Nobilingschen Attentates (2. Juni 1878) auf der linken Gesichtsseite der ehrwürdige weiße Bart abgenommen werden mußte, soll der erhabene Herr, welcher selbst unter solch erschütternden Verhältnissen den gesunden Humor niemals verlor, einige Tage darauf zu seinem Leibarzte gesagt haben: „Lieber Lauer, lesen Sie nur brav die Zeitungen und suchen Sie Mir ein gutes Bartwuchsmittel aus, wenn Ich wieder gesund bin."

---

c. Scherze und harmlose Neckereien gegen andere.

1. Das Krönchen des Kollegen.

Vor Jahren diente in Berlin als Premierleutnant bei der Garde der Erbprinz eines kleinen mitteldeutschen Fürstentums; die Kameraden hatten ihm den Beinamen „Prinz von Arkadien" gegeben. Dieser Titel hörte plötzlich auf, denn der Prinz bestieg eines Tages den kleinen Thron seines Vaters. Er hielt es natürlich für seine Pflicht, sich in dieser neuen Eigenschaft seinem Kaiser vorzustellen, und begab sich deshalb nach Ems, wo der Letztere damals gerade weilte. Zufällig traf er den Kaiser alsbald auf der Promenade und trat unverweilt heran, um ihn zu begrüßen und seine Thronbesteigung ihm mitzuteilen, wobei er den Hut respektvoll in der Hand behielt. Der große Monarch nahm alles jovial entgegen und sagte: „Nun, das freut Mich recht sehr; aber bitte, Herr Kollege, setzen Sie doch Ihr Krönchen auf." Er meinte hiermit den Hut des Fürsten.

2. Heute schon regiert?

Infolge des ruchlosen Nobilingschen Attentats (2. Juni 1878) übertrug der Kaiser während seines Krankenlagers die Regierung dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Als nun dieser in seiner Eigenschaft als stellvertretender Regent dem erhabenen Vater den ersten Morgengruß entbot, fragte der auf dem Leidenslager hingestreckte Monarch heiteren Sinnes, dem Sohne die unverwundete Hand darreichend: „Na, lieber Fritz, hast Du heute schon regiert?"

3. „Darauf fall' ich nicht mehr rein!"

Als der Kaiser einmal in Bonn Audienz erteilte, geschah es, daß bei einem der Offiziere, welche die Ehre hatten, vorgestellt zu werden, der Adjutant irrtümlicherweise dem Monarchen zuflüsterte: „Ist soeben zum

Rittmeister befördert worden.“ Huldvoll sprach der Kriegsherr den Betreffenden an und gratulierte. Stumm vor freudigem Schreck eilte dann der junge Leutnant zum Kommandeur, um diesem die überraschende Meldung zu machen. Bald jedoch wurde der Irrtum offenbar: der ältere Bruder des qu. Offiziers war nämlich soeben zum Rittmeister ernannt worden, was der Adjutant verwechselt hatte. Reumütig beichtete nun letzterer sein Versehen dem Kaiser. Dieser aber lächelte huldvoll und sagte: „Nun, da Ich Herrn M. zum Rittmeister gratuliert, muß er's wohl bleiben.“

Kurz darauf war in Berlin Kour bei Hofe. Der wenige Stunden zuvor zum Major beförderte, jedoch noch als Hauptmann erschienene Herr v. B. wird dem Kaiser vorgestellt und wieder flüstert der Adjutant diesem zu: „Soeben zum Major ernannt.“ Da aber dreht sich der greise Fürst lächelnd um, schüttelt das Haupt und sagt auf Berlinisch: „Nee, Mein Lieber, darauf fall' Ich nicht mehr rein!“

4. Der fällige Mietzins.

Der Kaiser scherzte sehr gern mit solchen alten Herren, die er seit lange kannte und lieb hatte. Da war z. B. ein Graf R., der sich die Gnade ausgebeten, in einem wenig bewohnten Königlichen Schlosse auch nach seiner Pensionierung „gegen eine billige Miete“ wohnen zu dürfen. Eines Tages hatte ihn der Kaiser zur Tafel geladen; als dieselbe beendet war und der Graf sich verabschiedete, rief er diesem zu: „Aber hören Sie, R., Meine Miete nicht vergessen auf den Ersten; die muß Ich haben!“

5. Die Socken der Urenkelin.

Zu Anfang des Winters 1887 hatte die Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen, Enkelin Kaiser Wilhelms I., für ihr Töchterchen Feodora eine sogen. Industrielehrerin angenommen, welche derselben Unterricht in weiblichen Handarbeiten erteilen sollte. Kaum hatte das kleine Prinzeßchen das Stricken begonnen, als es auch sogleich daran dachte, dem geliebten Urgroßpapa in Berlin ein Paar wärmende Wintersocken zu fertigen. Wenige Wochen vergingen und der Kaiser erhielt das Geschenk. Diese Erstlingsarbeit der zärtlichen Urenkelin bereitete dem greisen Monarchen so große Freude, daß er darauf bestand, die Socken sofort anzuziehen. Während des darauffolgenden Abendthees nun sah man ihn öfters zucken und auf schmerzhafte Weise das Gesicht verziehen. Teilnahmsvoll und besorgt ergingen von allen Seiten Fragen; doch gutmütig lächelnd erwiderte er: „Beruhigt Euch nur, Mir ist ganz wohl; aber Feodora hat in ihre Socken so viele Riesenknöpfe (Knoten) gemacht, daß Ich ein Gefühl habe, als steckte Ich in der eisernen Jungfrau.“

6. Der begehrliche Urenkel.

Als der Kaiser einst zur Kur in Gastein weilte, erhielt er eines Tages neben anderen Zuschriften aus Berlin auch ein Briefchen von seinem Urenkel, dem jetzigen Kronprinzen des Deutschen Reiches. Dem verschlossenen Schreiben war ein Zettel beigefügt, auf welchem die hohe Mutter des kleinen Prinzen die Versicherung abgab, daß niemand den Inhalt des „ersten Briefes" diktiert und auch keiner davon Einsicht genommen habe. Als der Kaiserliche Herr das Schreiben seines Urenkels gelesen, sagte er lächelnd zu seiner Umgebung: „Das glaube Ich der guten Mama aufs Wort; denn hätte sie den Inhalt gekannt, so würde sie den Brief gewiß nicht abgesandt haben. Mein Urenkel stellt nämlich in sechs Zeilen neun Forderungen an Mich!"

7. Der Generalintendant in Sorgen.

Als eines Tages im Berliner Schauspielhause (übrigens zum ersten Male seit 37 Jahren) das angesetzte Theaterstück wegen des Fehlens eines der Hauptdarsteller nicht aufgeführt werden konnte und das Publikum nach Hause geschickt werden mußte, eilte der Generalintendant v. Hülsen, welchem der eigenartige Vorfall großen Kummer bereitete diensteifrig zum Opernhause, um dem dort in seiner Loge weilenden Kaiser das „Unerhörte" zu melden. Nach ruhiger Anhörung des Berichts sagte letzterer nichts weiter als die zwei Worte: „Etsch, etsch!" Gewiß ist dies der beste Beweis dafür, wie der leutselige Monarch auf humorvolle Weise seinen treuen Intendanten in trauriger Lage zu trösten wußte.

8. Militärische Kritik.

Zu Ehren der Silberhochzeit des damaligen Kronprinzlichen Paares (Januar 1883) fand im Berliner Schlosse großartiges Kostümfest statt, dem der Kaiser mit seinem ganzen Hofstaate beiwohnte. Als nun die Künstler vorbeigezogen waren, fragte jemand den hohen Herrn, wie ihm das gefallen habe. Fein lächelnd antwortete er, während sein Auge noch in freudigem Glanze strahlte: „Ganz vortrefflich und vollständig über Meine Erwartungen! Aber — marschieren können sie nicht."

9. „Immer galant!"

Gegen seine Diener war Kaiser Wilhelm I. von väterlicher Milde und machte selbst manche kleinen Scherze mit ihnen, wie folgende amüsante Geschichte zeigt. Sein „getreuer Engel" lebte schon seit längerer Zeit von seiner Frau getrennt. Als nun der erhabene Herr, dem auch diese Thatsache sehr wohl bekannt war, eines Tages von einer Ausfahrt zurückkehrte und beim Verlassen des Wagens in einiger Entfernung die gewesene Madame Engel stehen sah, sagte er lächelnd zu dem Kammerdiener: „Engel, da steht ja Deine Frau." „Ja, Ew. Majestät, aber ich

will sie nicht sehen." „Geh' nur gleich hin und begrüße sie," erwiderte der Monarch. Mit süßsaurem Gesicht mußte der Kammerdiener dem Befehl nachkommen und kehrte dann verlegen zum Kaiser zurück, der ihm lachend zurief: „So ist's recht, Engel! Vergiß nie, daß man gegen die Damen immer galant sein muß, auch wenn sie unrecht haben!" Das Ende dieser Geschichte aber war, daß die Frau, welche sich durch die Begrüßung sehr beschämt fühlte, an ihren „Engel" folgendes Briefchen schrieb:

„Lieber guter Mann! Vergieb mir, ich will fortan Dein gehorsames Weib sein, komme nur gleich zu mir. Deine Dich sehnlichst erwartende E."

So ist der verewigte Kaiser auch ein Friedensstifter zwischen Eheleuten gewesen.

10. Eine hölzerne Lokomotive.

Als der Kaiser im Jahre 1879 nach völlig wiedererlangter Genesung von den Folgen des fluchwürdigen Nobilingschen Attentats seiner Haupt- und Residenzstadt zufuhr, war die Lokomotive des von ihm benutzten Eisenbahnzuges aufs Reichste mit Blumen und Guirlanden geschmückt. Auf einer Station, welche zu einem längeren Aufenthalte bestimmt war, hatte der erhabene Fürst mit seinem Gefolge den Zug verlassen, um den prachtvoll ausgeputzten Dampfwagen zu besichtigen. Dabei erlaubte sich nun einer der Herren u. a. die Bemerkung, daß doch die Kränze und Blumengewinde leicht Feuer fangen könnten, es daher gut und beruhigender wäre, wenn die Lokomotive ganz aus Eisen bestände. Der Kaiser, dem diese Worte nicht entgangen waren, fragte deshalb den Betreffenden: „Haben Sie schon eine Lokomotive von Holz gesehen?" Ein allseitiges Gelächter erscholl, in das auch der Gefragte wohl oder übel mit einstimmte.

11. Die „medizinischen Tyrannen".

Über den jovialen Verkehr des Kaisers mit seinen Ärzten ist von einem der letzten Jagdaufenthalte des erhabenen Herrschers in Blankenburg folgender hübsche Vorfall zu erzählen.

Während Prinz Albrecht mit den anderen hohen Jagdherren, zum Aufbruch gerüstet und den Kaiser erwartend, auf dem Schloßhof plaudernd auf- und abspazierte, waren die Leibärzte thätig, den greisen Monarchen zu bestimmen, des unfreundlichen, kalten und nebligen Wetters wegen von der Teilnahme an der Jagd abzustehen. Endlich gab letzterer etwas nach und ließ die Prinzen Albrecht und Heinrich, den Herzog von Altenburg sowie den Fürsten von Rudolstadt zu sich bitten.

Auf die Leibärzte, Generalarzt Dr. Leuthold und Stabsarzt Dr. Tiemann weisend, sagt der Kaiser in humoristisch-ärgerlichem Tone: „Diese medizinischen Tyrannen gönnen Mir wieder das heutige Jagdvergnügen nicht; Ich könnte Mich erkälten und Mir den Schnupfen holen,

als ob Ich ein kleines Kind sei. Und dabei berufen sie sich immer auf die Kaiserin, die ihnen die strengsten Befehle gegeben, Mich vor Erkältung und Überanstrengung zu behüten. Schon in Berlin lagen sie Mir den ganzen Sonntag Morgen in den Ohren, Ich sollte überhaupt nicht nach Blankenburg fahren; die Reise sei zu anstrengend, das Wetter zu schlecht — und was sonst nicht noch alles. Natürlich mußte auch wieder die Kaiserin herhalten. Ich ließ sie reden — und dachte das Meine. In der letzten Stunde aber sagte Ich mit einer gewissen Bestimmtheit, die Meine Umgebung kennt und auch zu respektieren gelernt hat: ‚Meine Herren, machen Sie sich bereit, wir fahren! Ich muß doch Mein liebes Blankenburg, wo Ich so manche fröhliche Stunde verlebt, und den schönen Harz, in dessen Wäldern Ich so manchen Hirsch und so manchen Keiler erjagt habe, noch einmal — vielleicht zum letzten Mal — wiedersehen; und vor allem: Ich muß doch Meinen lieben Neffen, den Prinzen Albrecht, als Braunschweigs Regenten in seinem schönen Lande begrüßen. Also, wir fahren! Bei der Kaiserin werde Ich sie vertreten.‘

So sind wir denn trotz aller medizinischen Bedenken hier. Zum zweiten Mal in zwei Tagen darf Ich den besorgten Herren aber doch nicht so derb kommen. Und so schlage Ich denn ein Kompromiß vor: Heute Morgen bin Ich ein gutes Kind und thue folgsam, was die Herren Doktores wollen, und bleibe still zu Hause; Nachmittag aber müssen die Herren Mediziner dafür auch thun, was Ich will — da fahre Ich mit Ihnen allen zum zweiten Jagen. Und so wünsche Ich Ihnen denn für heute Vormittag viel Vergnügen im luftigen Waldrevier!“

So ist's gekommen, daß der hochbetagte weidmannslustige Kaiser an der ersten Jagd im Heimburger Revier nicht teilnahm.

12. „Machen Sie auch Papiergeld?“

Auf einem Spaziergange in Gastein (1885) redete der leutselige Kaiser, wie er dies öfters zu thun pflegte, auch einmal einen schlichten Mann an, indem er ihn fragte, woher er sei und welches Geschäft er betreibe. „Ich bin Papierfabrikant,“ lautete die Antwort. „Machen Sie auch Papiergeld?“ „Nein, Ew. Majestät.“ „Das ist auch nicht immer lohnend,“ scherzte der Kaiser und ging grüßend weiter.

13. Die friedliche Munition.

In Braunsberg hatte bei des Kaisers Durchfahrt die auf dem dortigen Bahnhofe aufmarschierte Schützengilde ihre Büchsen mit Kornblumen geschmückt. „Sie haben da eine friedliche Munition aufgesteckt,“ sagte der leutselige Monarch lächelnd zu den stramm das Gewehr präsentierenden Schützen.

14. Der Medschidieh-Orden.

„Sieht gut aus,“ sagte (bei einer Parade über das IX. Armeekorps) freundlich lächelnd der Kaiser zu einem, seinen Truppenteil vorüberführen-

den und dann an die Seite Sr. Majestät heransprengenden, Offizier, als er zu bemerken glaubte, daß dieser mit besonderem Wohlgefallen auf den prunkenden Stern des türkischen Medschidieh-Ordens blickte, zu dessen Anlegung derselbe erst vor kurzem die Allerhöchste Genehmigung erhalten hatte.

---

d. Würdevolle Zurechtweisungen.

1. „Hofball" und „öffentlicher Ball".

Trotz seiner Herzensgüte konnte der Kaiser doch sehr streng sein, wenn er einen Verstoß nicht nur im Dienst, sondern ebenso auch gegen die gesellschaftlichen Formen bemerkte. So hatte einst ein noch sehr junger Offizier auf einem Hofballe einige Male, gewiß unabsichtlich, es verabsäumt, die Dame, mit der er getanzt, wieder auf ihren Platz zurückzuführen. Der Kaiser, welcher dies bemerkte, ließ den Leutnant sofort zu sich befehlen und sagte, ihm die Unart verweisend: „Sie sind hier auf einem Hofballe und nicht auf einem — öffentlichen Balle!"

2. Der Schlafrock.

Ein bedeutender Modewarenhändler in Frankfurt a. M. übersandte dem Kaiser im Jahre 1872 einen prachtvollen seidenen Schlafrock mit der alleruntertthänigsten Bitte, ihm den Titel „Hoflieferant" zu verleihen.

Einige Tage darauf erhielt der schlaue Geschäftsmann sein angebotenes Geschenk aus dem Kaiserlichen Hofmarschallamt zurück mit der lakonischen Bemerkung: „Die Hohenzollern tragen keine Schlafröcke!"

3. „Fünfmal soviel!"

Zur Zeit, da der Kaiser einmal in Gastein wieder seinen Badeaufenthalt hatte, befand sich unter den dortigen Kurgästen auch ein Beamter aus der Provinz Schlesien; derselbe war mit seinen drei Kindern eifrig bemüht, von dem leutseligen Landesvater bemerkt und angesprochen zu werden. Eines Tages gelang ihm dies auch und der Kaiser fragte ihn, auf die Kinder deutend:

„Ist dies Ihre Familie?"

„Ja, Majestät, sie sind fünf, zehn und fünfzehn Jahre alt und es ist dies die einzige Quinquenalzulage, die ich während meiner zwanzigjährigen Dienstzeit erhalten habe!"

Auf diesen zur Erreichung eines selbstsüchtigen Zweckes nicht wohl angebrachten Witz erwiderte der Monarch ganz ähnlich, wie es in solchen Fällen mit gleichem ablehnenden Humor Friedrich der Große zu thun pflegte:

„Was Sie nicht sagen, das ist wenig; Sie hätten in dieser Zeit fünfmal soviel bekommen können!"

4. Starkes Verlangen.

Ein Herr, welcher viele Jahre in Kaiserlichen Diensten gestanden, aber schließlich aus irgend einer Veranlassung seinen Abschied genommen hatte und dann durch längere Stellenlosigkeit in seinen Verhältnissen zurückgekommen war, suchte beim Kaiser um eine Audienz nach, die ihm auch gewährt wurde. Sein Anliegen war nun kein geringeres als dies: Se. Majestät mögen allergnädigst geruhen, ihm die Schulden zu bezahlen. Den hohen Herrn befremdete das sonderbare Verlangen und er lehnte es ebenso höflich als entschieden ab mit der Bemerkung:

„Wenn Ich alle Verdienste Meiner Unterthanen durch Bezahlung ihrer Schulden belohnen würde, so wäre Ich morgen ein armer Mann."

Hiermit war der Bittsteller enttäuscht verabschiedet.

Einige Zeit darauf, an einem sonnigen Nachmittage, machte der Kaiser in offener Kutsche seine gewohnte Spazierfahrt. In der Nähe der Siegesallee blieb sein Blick plötzlich auf einem der Fußgänger haften; dann aber wandte er sich an seinen Flügeladjutanten mit den Worten:

„Kennen Sie den dort wieder? Ich möchte wohl wissen, ob seine Schulden schon bezahlt sind!"

---

e. Humoristisch gefärbte Anerkennungen.

1. Kaiser und Oberst.

Als anläßlich einer Zusammenkunft in Gastein das österreichische Kaiserpaar sich von Kaiser Wilhelm I. verabschiedete, bestand letzterer darauf, die Scheidenden eine Strecke weit zu begleiten. Franz Josef von Österreich-Ungarn bat den greisen Freund, sich zu schonen und auf seinen Wunsch zu verzichten. Der deutsche Siegesheld, welcher die österreichische Oberstenuniform trug, wollte jedoch nicht nachgeben; da rief Kaiser Franz Josef lächelnd: „Dann befehle Ich Dir zu bleiben!" Stramm richtete sich Kaiser Wilhelm empor, salutierte und erwiderte: „Da muß Ich freilich gehorchen"; und beide Monarchen nahmen in der herzlichsten Weise von einander Abschied.

2. Oberst und Kaiser.

Wiewohl Kaiser Wilhelm I. das hohe Spiel nicht leiden mochte, so hätte er doch dasselbe einmal beinahe gegen seinen Enkel in Schutz genommen. In Berlin besteht nämlich ein Klub, dessen Mitglieder sehr hoch zu spielen pflegen. Eine ganze Reihe diesem geselligen Vereine angehörender Offiziere von dem Regimente des damaligen Prinzen Wilhelm (jetzigen Kaisers) erlitten nun im Spiele so verhängnisvolle Niederlagen, daß der Letztere als Oberst endlich beschloß, den Verheerungen der Geldverhältnisse ein Ende zu machen, und es seinen Offizieren in unab-

weislicher Form nahelegte, aus dem Klub auszutreten. Die Leitung war darüber sehr bestürzt und bewog den Obmann, einen Prinzen R., bei dem greisen Kriegsherrn dahin zu wirken, daß jener Befehl zurückgenommen werde. Der Kaiser ergab sich den vorgebrachten Gründen, ließ den Prinzen Wilhelm zu sich kommen und ersuchte ihn, das Verbot zurückzunehmen. Aber der Prinz blieb standhaft und sagte: „Majestät, gestatten Sie mir die Frage: Bin ich noch Oberst des Regiments?" „Ja natürlich!" lautete die Antwort. „Dann gestatten mir Majestät, daß ich meinen Befehl aufrechterhalte oder .... daß ich meine Stelle hiermit in Ihre Hände zurücklege." Dem Kaiser gefiel das entschlossene Wort und er besänftigte den hohen Enkel rasch, indem er sagte: „O, davon kann keine Rede sein, einen so tüchtigen Oberst finde Ich ja nicht wieder." Und es blieb beim Spielverbot. Als Prinz R., um Bescheid zu holen, zum Kaiser kam, sagte dieser: „Thut Mir leid, Ich habe alles versucht, aber der Oberst will durchaus nicht."

3. Der Kaiser und sein Generalstabschef.

Ein höherer preußischer Offizier bat einst den Kaiser, ihm eine Schwadron Kavallerie für den Dienst in der Hauptstadt seines Bezirks zu bewilligen. Lachend erwiderte der Monarch: „Lieber General! Da müssen Sie sich an den dort wenden," mit dem Finger auf den Grafen von Moltke zeigend, „der hat ganz allein über alle unsere Truppen zu verfügen und Ich muß froh sein, wenn er Mir nur Meine Stabswachen nicht fortnimmt!"

4. Ein Mißverständnis.

Bei der Ankunft des Kaisers in Danzig (1881) währte die Vorstellung auf dem Bahnhofe volle 10 Minuten, während welcher Zeit die Ungeduld des draußen harrenden Publikums sich immermehr steigerte und die Blicke aller auf den Bahnhofsausgang gerichtet waren, um den geliebten Landesvater gleich bei seinem Sichtbarwerden begrüßen zu können. Da verläßt eine Kutsche, in der sich einige höhere Offiziere, darunter auch der General von Conrady, befinden, den Bahnhof; ein Teil der auf dem Legethor-Platze versammelten Volksmenge hält das elegante Gefährt für den Kaiserlichen Wagen und bricht deshalb begeistert in ein brausendes „Hurra" aus. Die Spalier bildenden Schülerinnen schwenken ihre weißen Tücher und werfen einen Teil ihres Blumenschatzes dem vermeintlichen Kaiser auf den Weg, während auch die Ehren-Jungfrauen in Eile einen Halbkreis bilden und die Sprecherin derselben, Fräulein Eugenie Heyn, mit einem großen Bouquet in der Hand hervortritt. General v. Conrady ward betroffen; alsbald klärte sich jedoch auf allen Seiten der Irrtum auf und man beeilte sich, die bereits ausgestreuten Blumen wieder aufzulesen. Dem Monarchen entging das Mißverständnis nicht; er lächelte freundlich und sagte: „Es kann garnicht schaden, wenn Meine braven Generäle auch einmal mit Blumen geschmückt werden."

5. „Von Gottes Gnaden".

Kaiser Wilhelm I. verstand nicht nur feine Bemerkungen zu machen, sondern auch solche anzuhören. Eine Gräfin am Hofe zeichnete sich durch ungewöhnlich reiches Haar aus, von dem jedoch böse Zungen wissen wollten, daß es nicht durchweg echt sei. Auf einem Balle nun scherzte der Kaiser: „Aber Gräfin, wo haben Sie nur dieses prachtvolle Haar her?" „Majestät, von Gottes Gnaden!" lautete die treffende Antwort. Der greise Monarch lachte und sprach der geistreichen Hofdame wegen ihrer Schlagfertigkeit seine unzweideutige Anerkennung aus.

6. Die kluge Mutter.

Welch ein scharfes Auge der Kaiser besaß, das erfuhr auch einmal der bei ihm in Gastein zu Tische geladene Herr F... kurz vor der Mittagstafel. Letzterer erzählt den interessanten Vorfall selbst: „Ich war auf 4 Uhr geladen, hatte aber seit früh 6 außer dem Kaffee nichts genossen; so wanderte ich ahnungslos um 12 Uhr in den Abgrund des Straubinger Hotels, um dort unten schnell eine ordentliche Suppe zu essen. Da sah mich ja niemand, wie ich glaubte. Als ich dann aber bei Se. Majestät antrat, scherzte der erhabene Gastgeber: ‚Ei, F..., Sie haben ja schon um 12 Uhr beim Straubinger gegessen; Sie dachten wohl, daß es bei Mir am Ende wenig giebt?' — ‚Nein, Majestät,' erwiderte ich freimütig, ‚das nicht — aber wenn wir als junge Burschen zu vornehmen Leuten eingeladen waren, gab uns die Mutter erst drei dicke Butterbrote zu essen, um den Magen ordentlich zu pflastern, und dann sagte sie: „„So geht jetzt."" Überall hieß es dann: „„Seht Ihr, die F...schen Kinder sind immer bescheiden, die essen nie so viel."“' ‚Sie haben eine kluge Mutter gehabt,' bemerkte lächelnd der Kaiser."

7. Eine kleine Nähmaschinenutensilie.

Eines Tages besuchte der Kaiser mit seiner Gemahlin den Viktoria-Bazar. Als er sich da von einer der jungen Damen, welche das Maschinennähen erlernten, die Konstruktion der Nähmaschine erklären ließ, fragte er u. a., wozu die kleine Schublade unter der Platte diene. „Zur Aufbewahrung der kleinen Maschinenutensilien," antwortete etwas verlegen die junge Dame. Mit einem höflichen „Sie gestatten wohl" zog hierauf der liebenswürdige Monarch die Schublade heraus und siehe, ein appetitliches Butterbrötchen leuchtete ihm entgegen. Lächelnd fragte er: „Gehört dies auch zur Maschine?" „Gewiß, Ew. Majestät, zur Maschine des menschlichen Körpers," lautete die schlagfertige Erwiderung. „Hast Du es gehört?" wandte sich der durch die witzige Bemerkung offenbar angenehm berührte Kaiser an seine erlauchte Gemahlin, „das Maschinennähen scheint durchaus nicht geisttötend zu wirken."

Nach diesen scherzenden Worten verabschiedete sich das hohe Fürstenpaar von der jungen Dame, die sich durch solche Anerkennung nicht wenig geschmeichelt fühlte.

8. Der Schokolade-Triumphbogen.

Bei der Anwesenheit des Kaisers auf der Frankfurter Ausstellung hatten zwei aus Köln herbeigeeilte Teilhaber der Stollwerckschen Firma die Ehre, dem Monarchen vorgestellt zu werden, während eine junge Dame desselben Hauses, die bereits auf der Düsseldorfer Ausstellung die hohe Ehre genossen, den beiden Majestäten eine Frühstücks-Schokolade darzubieten, ein Bouquet überreichen durfte, welches huldvolle Entgegennahme fand. Der greise Landesvater erkannte bei seinem bewunderns-werten Gedächtnis die Dame sofort wieder und kostete nun die in der Ausstellung fabrizierten Fürstendesserts. Auf die Frage, ob das Portal denn wirklich ganz aus Schokolade hergestellt sei, erhielt der Kaiser eine bejahende Antwort, worauf er in seiner leutseligen Weise äußerte: „Dies ist ja ein wahrer Triumphbogen deutscher Schokolade-Industrie.“ Ebenso fand der aus gleichem Material gefertigte, mit der Büste des Kaisers gekrönte und von den Statuetten deutscher Helden umgebene, kunstreiche Tafel-Aufsatz den lebhaftesten Beifall des gütigen Herrschers.

Inhalt.

Verlag von Richard Richter, Leipzig.

Deutsche Redensarten. Sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert von **Albert Richter.** Broch. 2 M., eleg. geb. 3 M.

Blätter für litter. Unterhaltung. 1889. No. 52. . . . . . Die reife Frucht einer besonnenen, fleißigen und sorgfältigen Untersuchung, die sich in jeder Beziehung dem behandelten Stoffe gewachsen zeigt . . . . . Manche Abschnitte lesen sich wie ein anziehendes Stück Kulturgeschichte, zu dem unsere Dichter und Schriftsteller den Text liefern . . . . Um seiner sauberen feinen Ausstattung willen sei das Büchlein zu Festgeschenken ganz besonders empfohlen.

Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung. 1889. No. 599. Beilage 2. Der Vorzug des Büchleins besteht darin, daß der Verfasser nicht nur das Vorkommen dieser Redensarten geschichtlich nachweist, sondern auch kulturgeschichtliche Erörterungen damit verknüpft, welche in den ganzen Anschauungskreis einführen, aus welchem sie hervorgegangen sind . . . . . . Wir wünschen dem trefflichen und vorzüglich ausgestatteten Büchlein von Herzen eine zweite Auflage.

Illustrierte Zeitung. No. 2420. . . . . . Das Buch, ein Seitenstück zu Büchmanns „Geflügelten Worten“ wird auf vielen Weihnachtstischen eine willkommene Gabe sein.

Allgem. deutsche Lehrerzeitung. 1889, No. 11. Das ist ein prächtiges Buch, wie wir uns ein solches schon lange gewünscht haben. Wer da wissen will, warum man sagt: etwas ausbaden müssen, jemand zur Bank hauen, etwas ans Bein binden, einen Bock schießen, trinken wie ein Bürstenbinder, aufs Dach steigen, den Daumen halten, flöten gehen, einem heimleuchten, Habchen und Babchen verlieren, Hunde führen bis Bautzen, der wahre Jakob, Kinkerlitzchen machen, durch die Lappen gehen, eine Nase bekommen, unter dem Pantoffel stehen, die Pfeife einziehen, einen Pudel machen, Schwein haben, die Stange halten, aufs Tapet bringen u. s. w. u. s. w. — hier wird ihm das alles erklärt und noch vieles, vieles andere.

Allgem. Konserv. Monatsschrift. 1890. H. V. Wie oft fragt man sich: woher mag diese oder jene Redensart stammen? Der vielbelesene gelehrte Verfasser ist hundert deutschen Redensarten bis in die ältesten Quellen nachgegangen, um sie sprachlich und ihrem Ursprunge nach zu erläutern. . . . . . Ich wünsche dem trefflichen kleinen Buche die wärmste Aufnahme in weiten Kreisen. Wenn Bücher das Interesse für die deutsche Sprache in Laienkreisen erwecken, sollen, so ist die Gelehrsamkeit freudig zu begrüßen, welche in so anmutiger knapper Form wie in dem vor uns liegenden Buche dargeboten wird.

Verlag von Richard Richter, Leipzig.

Geschichtsbilder. Hilfsbuch für den ersten Unterricht in der deutschen Geschichte. Von **Albert Richter.** Preis broch. 80 Pf., kart. 1 M.

Der Anzeiger für die neueste pädagog. Litteratur 1890. No. 3:

Wenn Albert Richter etwas Neues bringt, so darf man immer etwas Eigenartiges erwarten. Sein unter dem Namen „Quellenbuch" erschienenes Hilfsbuch für die obere Stufe des Unterrichts in der deutschen Geschichte hat dem Geschichtsunterrichte eine ganz neue Wendung gegeben und überall begeisterten Beifall gefunden. Der letztere wird den hier vorliegenden „Geschichtsbildern" auch nicht fehlen. Zunächst finden wir eine Art der Darstellung, die den Erwachsenen nicht weniger anzieht, als das Kind; wir sind überzeugt, daß diese Darstellungen auch in Volksbibliotheken freudige Leser finden würden, obgleich sie stilistisch so einfach und leicht gehalten sind, daß jedes Kind sie versteht. Hier liegt eben einmal ein Geschichtsleitfaden vor, der nicht als dreizehnter aus zwölf früher erschienenen zusammengestoppelt ist, sondern als Werk aus einem Gusse erscheint, der in Auswahl und Darstellung des Stoffes ganz seine eigenen Wege geht. Wie es dem Verfasser gelungen ist, kulturgeschichtliche Stoffe mit der Erzählung derart zu verschmelzen, daß die Schüler ganz unvermerkt mit Sitte und Denkart der Vorfahren vertraut werden, das steht in der Litteratur des Geschichtsunterrichts ohne Beispiel da. Einfacheren Schulverhältnissen wird der hier gebotene Stoff als für die ganze Schulzeit ausreichend erscheinen, in vielfach gegliederten Schulen wird das Buch für den in den Mittelklassen zu erledigenden ersten Geschichtskursus geeignet sein wie kein anderes. Die Freude, eine so eigenartige Leistung wie die vorliegende anzeigen zu können, wird einem Referenten nicht gar oft zu teil.

Litt. Bl. d. dtsch. Lehrerztg. 1890. No. 6. Hoffentlich verdrängt das Büchlein bald alle bisherigen Leitfäden.

Sächs. Schulzeitg. 1890. No. 34. Dieses Buch ist eine höchst beachtenswerte Erscheinung und wird sicher in kurzer Zeit eine Anzahl älterer Hilfsbücher verdrängt haben. Wir empfehlen es allen Kollegen aufs dringendste . . . .

Lehrerzeitg. f. Thür. u. Mittel-Dtschld. 1890. No. 20. Jeder Leser wird bei dem ersten Blick auf den Inhalt erkennen, daß der Verfasser bestrebt ist, das kulturhistorische Element in dem Geschichtsunterrichte in den Vordergrund treten zu lassen . . . . Das ganze Büchlein macht dem bewährten Schulmanne große Ehre.

Deutsche Schulztg. 1890. No. 29. Der in vorliegendem Buche gebotene Stoff ist derartig reichlich, daß er für einfache Schulverhältnisse vollkommen ausreicht. Was uns in den „Geschichtsbildern" am angenehmsten berührt, ist die fesselnde, alt und jung anziehende Form der Darstellung und das Hereinziehen der Kulturgeschichte.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marquardt, Ludwig

Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Kaiser Wilhelms I gesammelt, bearbeitet und übersichtlich geordnet von Ludwig Marquardt

Leipzig 1890

Germ.g. 568 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11609355-4